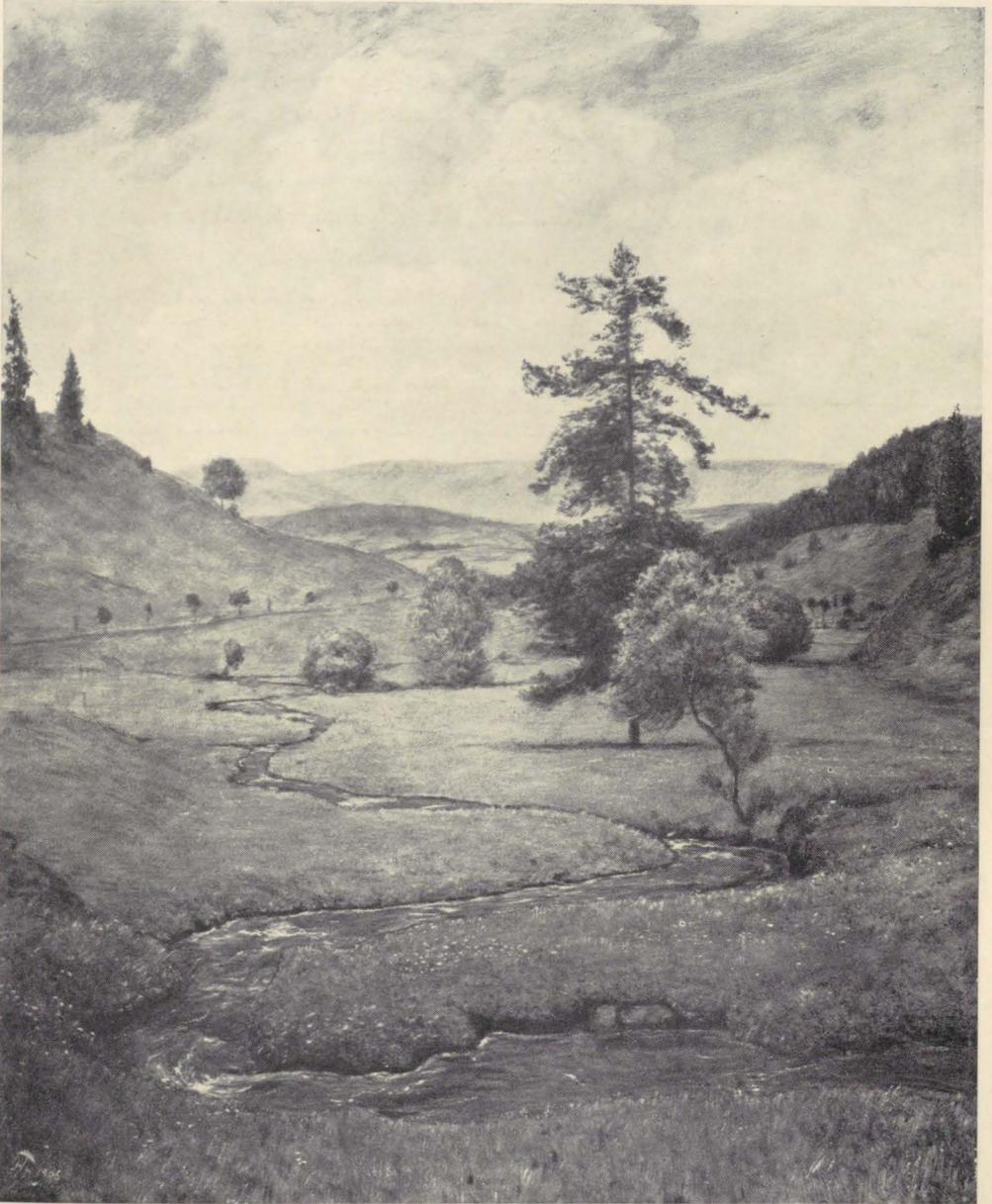


# BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

54. Jg., Heft 3, September 1974

M 1459 F



*Das wandernde Bächlein, 1906 (Privatbesitz)*

Hans Thoma

MEIN HEIMATLAND  
54. Jahrgang / Heft 3, Sept. 1974

Herausgegeben im Auftrag des  
Landesvereins  
Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,  
Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst,  
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger  
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt

Freiburg i. Br., Tel. 73724  
Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Mitglieder des Redaktionsaus-  
schusses: D. Dr. Otto Beuttenmüller,  
Bretten, Dr. L. Döbele, Säckingen, Dr.  
R. Feger, Freiburg, W. Hensle, Lahr,  
Dr. E. Strobel, Karlsruhe

Diese Zeitschrift erscheint viertel-  
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch  
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis  
für Einzelmitglieder. . DM 25.—

Einbanddecken zu DM 4.50 für den  
Jahrgang 1973 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung  
und Verbreitung behält sich der  
Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift  
sind an den Landesverein  
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,  
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für un-  
verlangte Manuskripte und Be-  
sprechungsstücke wird keine Haftung  
übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins  
Postsparkonto Karlsruhe 16468  
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873  
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 370437  
Städt. Spark. Freiburg, Girokonto. 2003201

Gesamtherstellung und  
Anzeigenverwaltung

Verlag G. Braun, 7500 Karlsruhe 1  
Karl-Friedrich-Str. 14-18  
Tel. \*26951 Telex 07826904 vgb d

Klischeeherstellung:

Schuler & Co., Freiburg/Br.  
Kartäuserstraße 50

Der Maler der Stille. Zum 50. Todestag Hans Thomas am 7. November 1974. Von Otto Gillen, Karlsruhe . . .	313
Ich kam, weiß nit woher. Gedicht von Hans Thoma . . .	316
Michelbach, Versuch einer Dorfanalyse. Von Heinz Bischof, Rastatt . . . . .	317
Zum Herbst. Gedicht von Juliane Chakravorty-Ebbing . . .	324
Stadt und Veste Kehl nach Verleihung der Stadtrechte. Von Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer . . . . .	325
Stilles Tal. Gedicht von Otto Gillen . . . . .	332
Zur Habsburger-Gruft in St. Blasien. Von Heinfrid Wischermann, Freiburg . . . . .	333
Fiini, liisi, gueti Frau. Gedicht von Gerhard Jung . . .	338
Zum 85. Geburtstag von Lina Kromer und Hedwig Salm . . .	339
Lina Kromer: Gedichte. Spruch / E Maiedag / Schöpfer un Gschöpf / Obefriede / Heimweh / Im Rauschen der Wälder / Einem Suchenden / Die Hand . . . . .	340
Hedwig Salm: Gedichte. Jo oder Nei / Denke un bsinne / In der Stilli / D Muettersproch / Schöner Sommertag / Rose im Herbstwind / Einsame Stunde / Sterne am Abend . . .	342
Zum 65. Geburtstag von Albert Köbele, Grafenhausen/ Ortenau. Verdienste um die badische Familiengeschichts- forschung. Von Karl Friedrich Kirner, Konstanz . . . . .	344
Gestalten aus Süd und Nord um Joseph von Laßberg. Von Paul Malthan, Freiburg . . . . .	345
Mosbacher Sagen um 1900. Von Peter Assion, Freiburg . . .	363
Im Bergwald. Gedicht von Otto Gillen . . . . .	374
Die Museen des badischen Frankenlandes. Von Robert Hensle, Mannheim . . . . .	375
Rosen. Gedicht von Hermann Eris Busse . . . . .	392
Die Madonna an der Engelsmühle zu Philippsburg. Von Josef M. Fieser, Philippsburg . . . . .	393
Herbstmond. Gedicht von Hermann Eris Busse . . . . .	396
Der Weiße Bettelbub. Eine Räubergeschichte aus dem Kinzigtal. Von Herm. Fautz, Überlingen . . . . .	397
Erntezeit. Gedicht von Hans Bahrs . . . . .	401
Der Baum. Gedicht von Hubert Baum . . . . .	402
Freiburg, Vorderoesterreich und die Donauschwaben. Von Jos. Schramm, Freiburg . . . . .	403
Es weiß die Quelle nicht. Gedicht von Hans Bahrs . . .	408
Hugenotten in Baden-Durlach. Von Wolfgang H. Collum, Eggenstein . . . . .	409
Duftende Linde. Gedicht von Ida Pfeifer-Hofmann . . .	450
Buchbesprechungen . . . . .	451
Buchhinweis und Anschriften der Autoren . . . . .	456

## Der Maler der Stille

Zum 50. Todestag Hans Thoma am 7. November 1974

Otto Gillen, Karlsruhe

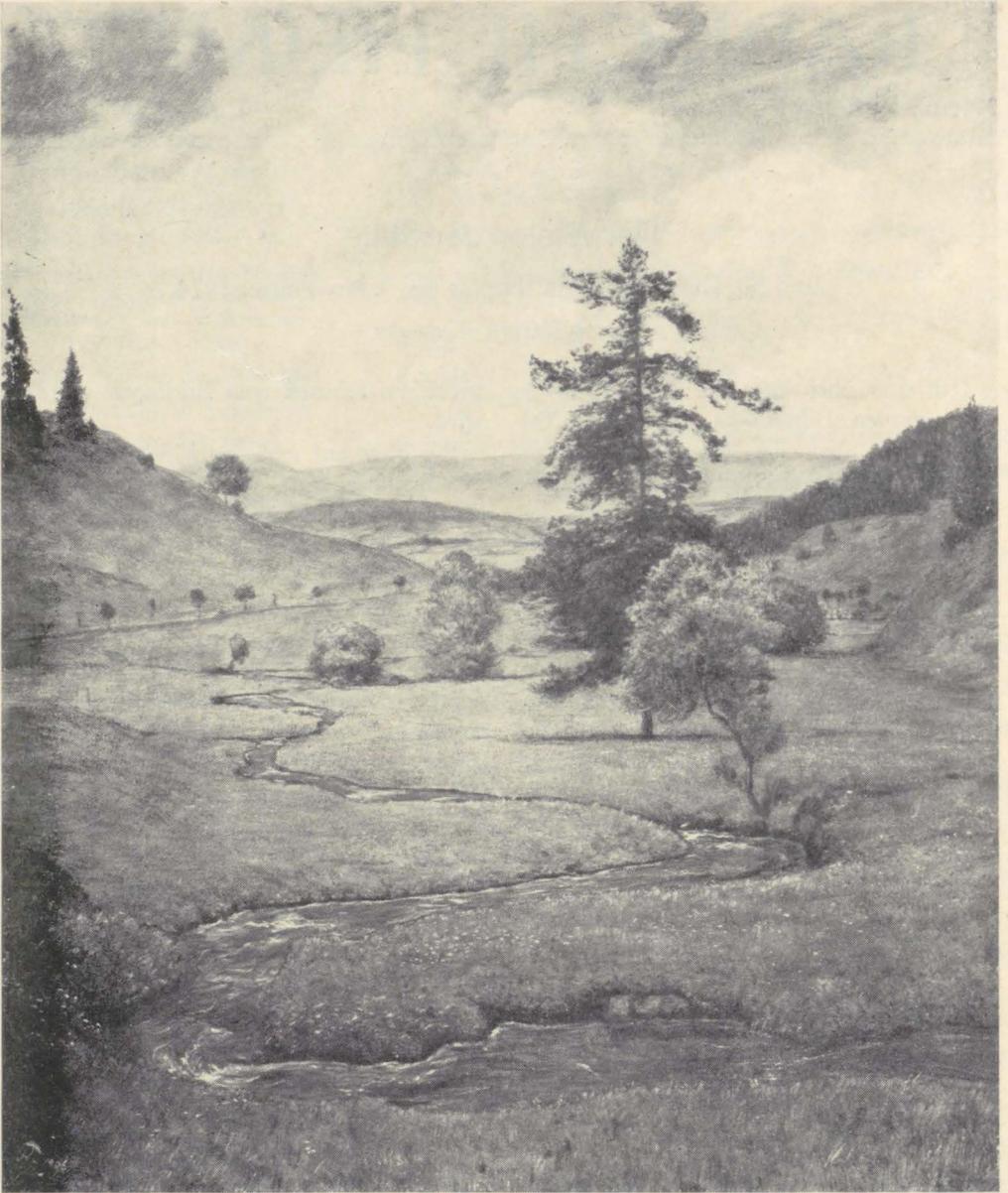
„Ich sitze oben auf dem Berghang zwischen grauen Felsblöcken. Über dem Tal liegt schon blauendes Dämmerdunkel, in dem der silberne Bach glänzt. Ich sitze in verworrenen Träumen, in seligem Dämmerzustand. Dunkler wird die Erde, über dem Tal glänzen die Sterne, aus einem Haus tönt sanfter Gesang — ich bin still und glücklich.“ Diese Worte des 26jährigen Hans Thoma spiegeln die Grundstimmung seines naturseligen Herzens wider. Er teilte mit Böcklin die Auffassung, daß nicht nur die Musik, sondern auch die Malerei die ganze Seele der menschlichen Empfindungen aufwecken könne. „Freilich ist die Malerei eine stille Kunst, Beschaulichkeit ist ihr Teil“. Und so offenbart uns seine Kunst als letzter Nachklang der Romantik die ganze Tiefe und Fülle des Gemütes, in der Landschaft im besonderen das Erlebnis, das über die Wiedergabe des Natureindrucks hinaus jene geistigen Schwingungen mitteilt, die im Wehen des geheimnisvollen Lebens der Natur spürbar sind. „Es ist möglich“, schrieb Hans Thoma einmal, „daß die geheimnisvolle Stille, aus der alles Sein hervorgeht, so groß ist, daß vor ihr unser Erdenlärm verstummt und von dieser Stille verschlungen wird.“

Für Thoma ist die Natur, je weiter er in seiner Kunst voranschreitet, nicht mehr Modell, sondern Element der Bildgestaltung. So hat man dem Künstler zu Recht die Bezeichnung „Malerpoet“ verliehen. Er ist in seiner Kunst dort am stärksten, wo das Poe-

tische am reinsten zum Erklingen gebracht wird.

Ein Blick auf seine Entwicklung gibt uns den Schlüssel zum Verständnis seines Wesens und Wollens. Zeit seines Lebens wirkten die stillen und starken Kräfte in ihm nach, die die Jahre seiner Kindheit im Bernauer Schwarzwaldtal erfüllten. Der Einfluß der frommen Mutter und auch der Schwester Agathe, deren feste, reine Züge er häufig im Bilde festgehalten hat, begleiten ihn sein ganzes Leben hindurch. Der gesunde, gemüthafte Realismus der bäuerlichen Menschen blieb die nie versagende Quelle seiner künstlerischen Vorstellungen, die auch durch seine italienischen Reisen nicht verschüttet wurde. Wo er auf die von gluckernenden Wiesenbächen und dem dunklen Rauschen der Schwarzwaldtannen erfüllte Stimme seiner Kindheit lauschte, blieb er selbst in einem so hohen Maß, daß in manchen späteren, der germanischen oder griechischen Mythologie entnommenen Schöpfungen die Grenzen seiner Kunst schmerzlich fühlbar werden.

Trotz seiner dem realistischen Stilempfinden seiner Zeit verhafteten Darstellungsweise hatte der Meister lange Zeit schwer um Anerkennung zu ringen. Nicht ohne Erstaunen liest man heute die bitteren Worte, die der Künstler einem verständnislosen Publikum zu sagen sich gedrängt fühlte: „Meine Bilder, die ich so nach und nach im Kunstverein ausstellte, wurden als etwas



*Das wandernde Bächlein, 1906 (Privatbesitz)*

Hans Thoma

Unerhörtes betrachtet. Die Kunstfreunde sind allerorts und so auch in Karlsruhe sehr lebhafter Art. — Die öffentliche Kunstmeinung war zudem in jener Zeit recht eng zusammen, und so fuhr man mit Zorn, mit

Spott und Hohn darüber her . . . eine Anzahl dieser Kunstvereinsmitglieder machte eine Eingabe an den Vorstand, daß man mir das Ausstellen durch einen Beschluß ein für alle Mal verbieten solle. Der Kunstschulpro-



*Feldblumenstrauß, 1872 (Nationalgalerie Berlin)*

Hans Thoma

fessor, der mir dies mitteilte, sagte auch, daß dies beim Vorstand natürlich nicht durchgegangen wäre, er mahnte mich aber, daß ich doch auf die Stimme des Publikums zu achten hätte und daß ich doch so malen sollte, wie gebildete Menschen es verlangten.“

Immerhin wurde er als bereits Sechzigjähriger nach langen Wanderjahren, die ihn nach Düsseldorf, Paris, München und Frankfurt führten, auf Betreiben des kunstsinnigen Großherzogs Friedrich I. 1899 Galeriedirektor in Karlsruhe, schließlich Ehrendoktor von Heidelberg und Berlin, Mitglied der Ersten Kammer, ein viel Gerühmter und Umworbener, der aber immer — und das ist das Große und Beispielhafte dieser als Mensch und Künstler gleich bedeutenden Persönlichkeit — der rührend-schlichte, einfache und eigenwillige Sohn des Schwarzwaldes blieb, als der er seinen Weg in die große Öffentlichkeit bis zum Weltruhm nahm. Seine Bilder hängen heute in allen bedeutenden Galerien. In einer späten Schaffensperiode trat seine zeichnerische Begabung stärker in den Vordergrund, die auch in Radierungen und Lithographien einen gütigen Ausdruck fand.

Ein weiteres Zeugnis seiner unerschöpflichen Schaffenskraft sind seine poetischen Werke, Gedichte, Sprüche, Reiseerlebnisse,

der „Immerwährende Kalender“, „Die zwischen Zeit und Ewigkeit flatternde Seele“, „Jahrbuch der Seele“ u. a. Alle diese besinnlich-poetischen Schöpfungen deuten in immer neuen Variationen das innerste Anliegen des Künstlers aus: die Welt der Seele, die in der Natur und ihren großen Symbolen ebenso Gestalt gefunden hat wie in den Äußerungen des Menschlichen. Nicht Bewegung und Unruhe suchte er in der Malerei, sondern „durch Schauen das Geheimnis der Stille des Daseins“ zu erfassen. Diese im innersten Kern des Menschen festbegründete „Stille des Daseins“ ist es, die wir, bewußt oder unbewußt, suchen und die aus dem Werk Hans Thoma bis in unsere Tage hinein spürbar wird. Der überraschend starke Besuch der Ausstellung in der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe, die in acht Wochen bis zum 11. August Tausende von Betrachtern anzuziehen vermochte, bestätigt das deutlich genug. Die Thoma-Ausstellung, seit der von 1939 die erste Retrospektive auf sein Werk der frühen und mittleren Jahre, war ein Ereignis, das einer Wiederentdeckung des Meisters gleichkommt, nachdem die Hinwendung zum Realismus in unserer Kunst dem unsicher gewordenen Publikum wieder die Augen für die Schönheit der wirklichen Dinge geöffnet hat.

---

### *Ich kam, weiß nit woher*

*Ich kam, weiß nit woher,  
ich bin und weiß nit wer,  
ich leb', weiß nit wie lang,  
ich sterb' und weiß nit wann,  
ich fahr', weiß nit wohin;  
mich wundert's, daß ich fröhlich bin.*

*Da mir mein Sein so unbekannt,  
geb' ich es ganz in Gottes Hand. —  
Die führ' es wohl, so her wie hin:  
Mich wundert's, wenn ich noch traurig bin.*

*Hans Thoma*

# Michelbach

## Versuch einer Dorfanalyse

Heinz Bischof, Rastatt

### Lage

Das amtliche Postleitzahlenverzeichnis nennt siebzehn Ortschaften mit diesem Namen. Eines wird bescheiden so genannt: 7561 Michelbach, Murgtal. Damit ist bereits eine räumliche Eingliederung gegeben. Wer spezifiziertere Angaben wissen will, kann dazusetzen: Landkreis Rastatt, oder im Nordschwarzwald, noch selbständige Gemeinde mit eigener, bürgernaher Verwaltung (im Jahre 1974). Geographen teilen nach nördlicher Breite und östlicher Länge ein. Hier wären es im ersteren Falle genau 48 Grad 50 Minuten, im letzteren 8 Grad, 30 Minuten. Und sollte sich Michelbach messen mit anderen Städten, so würden etwa Paris auf gleichem Breitengrad, Wiesbaden auf gleichem Längengrad mit ihm den Raum auf der Erde teilen.

Auffallend sind die sich häufenden Grenzverläufe auf Michelbacher Markung. An der Bernbacher Steige, dort wo die Talfurche zum Südweststaat Baden-Württemberg die Grenze zwischen dem weiland Großherzogtum Baden und dem Königreich Württemberg, daraus folgernd die Grenze zwischen den Landkreisen Rastatt und Calw, ebenfalls daraus sich schließend die Trennungslinie zwischen den Regierungsbezirken Südbaden und Nordbaden (bis zur Gebietsreform des Jahres 1973). Und als die Grafen von Eberstein das Kloster Herrenalb gründeten, bildete der Michelbach die Grenze des Klosterbesitzes.

Immerhin Bedeutsamkeiten, die irgendweden Ort in die Mitte einiger Tatsachen rücken, die Anlaß geben, anhand einer Analyse sich mit den Fakten und den Daten dieser Dorfschaft von rund 2400 Einwohnern zu beschäftigen. Plötzlich erfährt das Dasein an

diesem Ort, das Hindurchfahren und nur so mal von der Straße weg hinschauen einen in sich gewandelten Sinn. Dinge der Vergangenheit, mögen sie noch so unbedeutend für den einen oder anderen scheinen, tauchen auf, werden festgehalten und umreißen alles, was hier bildhaft begegnet. Gestriges und Heutiges finden zusammen und leihen allem Fülle, Tiefenwirkung, Räumlichkeit, Dichte. Und je mehr Teile oder Fakten sich einen, gegenwärtig geworden sind, um so wirklicher will die Lebensnähe der Menschen in diesem Dorf scheinen. Deshalb setzen wir diese Komposition des Begriffes Michelbach, geboren aus seiner geborgenen Lage in diesem Talwinkel eines ganz bescheidenen Nebenflusses, mit Absicht hinein in die Betrachtung von Landschaft, Geschichte und Mensch, lassen wie eine wogende Linie all das Revue passieren, was zum Inhalt dieser Gemeinschaft von einem Viertel-Zehntausend geworden ist.

### Landschaft

Was hier im nordschwarzwälder Raum, vom Eichelberg im Westen (534 m) über Mahlberg (611 m) bis zum Bernstein (693 m) im Osten, an Landschaft offenbar wird, ist keineswegs heroisch oder gar typisch deutsch zu nennen. Es fehlt das schroffe Element, das wildauftragende Zuckengewirr von Felsen. Folglich stimmen auch poetische Umschreibungen nicht, die von Romantik oder Lyrik reden wollen. Und dennoch triumphiert über den Wäldern und Wiesen ein Glanz innerer Beseeltheit. Das Dorf, das sich dem Bach längs festgesiedelt hat, das mit seinen modernen Villen aus dem Tal die Hänge emporgeklettert ist, fügt sich ganz dem bescheidenen



*Im Ortsmittelpunkt*

M. Bittmann

Landschaftscharakter an. Mit seinem braunen Balkenwerk an den Hausfassaden zieht es gewissermaßen die Farbabstufungen weiter, die sich oben im Bergland mit dem vielen satten Dunkel, den Schattierungen des unendlich zahlreich in sich getönten Grün zeigen.

Vielleicht ist es gerade oder nur diese Farbe, die in diesem Siedlungsgebiet tragend wirkt. Hintergründig die Waldungen, die finsternen Gründe, das Schattennahe, wo man sich geborgen weiß, wo aber auch Sagen schrecken, weil im Dunkeln die Geister der Landschaft hausen.

Dann eine rote Narbe im Fels, Sandstein oder das noch nicht festgegoßene Rotliegende. Moos und Flechten überziehen die Decke des Waldes. Tannen, Fichten, Kiefern, Buchen, Eichen schneiden dem Gebirge das ihm allein zustehende, stämmige Gewand. Angesichts solcher Bemerkungen wird ein

unbefangener Leser vielleicht meinen, die Landschaft sei von „imponierender Schönheit“. Nun, das liegt allem fern, was hier in kreatürlicher Einheit sich gefunden hat. Auch den Wiesen, die aus Lichtungen dem Wald entfließen, den Bach begleiten und zum Dorf hingeleiten. In ihrer Nähe murmeln die Wasser friedvoller, sind nicht mehr aufbrausend, gischtend, sie haben dem Gebirge eine Furche in das Gestein geschnitten, nun hemmen keine Felsen mehr das Weiter. Die sich breit öffnenden Mulden tragen Weg und Spur des Menschen, sind gezeichnet von Hand und Werkzeug. Der Landschaft wurde ein Auftrag zuteil, sie bildet Wirklichkeit und Vordergrund zugleich. Der Teppich des wiesenbunten Grün ist genau ausgemustert mit den Flecken menschlicher Besitzungen. Dann folgt das Dorf. Häuser gruppieren sich in Vielfalt um Bach und Straße. Brücken schaffen Bindungen



*Einer der reizvollsten Winkel in Michelbach*

M. Bittmann

von Ufer zu Ufer, von Hof zu Weg, lassen so die Einfahrt der oft bescheidenen Ernten möglich werden. Ein Kirchturm reckt sich von einer Anhöhe. Er will Weiser und Fingerzeig sein, ein nicht übersehbares: Ich-bin-auch-noch-da! Ein Mühlstein erinnert das Wasser an vergangene Zeiten, da der Müller es zur Arbeit forderte, sein gewaltiges Rad zu drehen, den Stein in kreisende Bewegung zu setzen und dem Bauern das Korn zu zermahlen, damit er das Mehl gewänne und aus ihm mit Brot die Seinen satt machen könne. Jetzt bildet der Stein nur Schmuck für einen Vorgarten. Fachwerkbunt im braunen Gebälk bildet das Haus Staffage für diese Erinnerung, Blumen, die nicht aus der Landschaft stammen, lockern mit anmutigen Farbtupfern diese Komposition einer — man kann nicht umhin dies zu bestätigen — rührseligen Volksweise auf.

Und dann talaus neue Impressionen. Schon die Straße, die den Bach und das Wiesengelände begleitet, neu, breit, auch die letzte Brücke des Ortes, die den Michelbach überschreitet. Merkllich treten die niederen Hügelwellen weiter auseinander. Hier mag einst auf Terrassen die Rebe gewachsen sein. Heute sind es die neuen Ortsteile. Und irgendwo dort oben führt eine Wegeverbindung bereits hinab in die Stadt, die schon lange wartet, daß dieses Umland zu ihrem Besitz wird. Noch einmal drängt Wald vor zum Bach, engt das Tal ein, so daß sich ein lichter, weiter Kessel bildet, ein Panorama von unbeschreiblicher Durchsichtigkeit. Der Michelbach endet in keinem grandiosen Abschluß, einem jähzornigen Durchbruch aus seiner Enge. Das Gestein ist locker, läßt sich leicht auswaschen. Er endet in einem friedvollen Ausklang, findet seinen letzten Gang,

müde geworden, aller Händel mit hemmenden Gebirgsriegeln ledig, im beschaulicheren Weg durch die Stadt Gaggenau. Es sind keine 10 Kilometer, die den Michelbach von seiner Quelle am Hang des Bernsteins, in der Nähe des sogenannten Karl-Schwarz-Brunnens, bis hierher zur Einmündung in die Murg bei Gaggenau in seiner Gesamtlänge ausmessen. Ein bescheidenes Gewässer, könnte man schließen. Doch ist es immerhin das letzte der großen Seitentäler der Murg. Eine alte Wegeverbindung zieht an Hang und Steige empor zur Höhe von Freiolsheim und Moosalb. Übrigens, die Schwarzwaldhochstraße besitzt hier einen, wenn auch noch nicht amtlich mit B 500 markierten, Ausgangspunkt, wenn sie von Karlsruhe kommend in Baedekers Autoreiseführer so beschrieben und geführt wird über Ettlingen, Schöllbronn nach Freiolsheim zur Straßenteilung in Windungen durch Wald stark bergab nach Michelbach, dann im Tal des gleichnamigen Baches mäßig abwärts in das Murgtal nach Gaggenau . . .

Was zeichnet nun diese Landschaft als Einzelwesen aus? Wenig, denn ihre Talgeschwister, vom Sulzbach oder Selbach durchflossen, einmal diesseits der Murg, einmal jenseits, gleichen ihr fast um ein Haar. Da haben sich die anderen, das Lautenbachtal oder Reichenbachtal schon eher Kennzeichen zugelegt, woran man sie erkennen kann, am schroffen Lautenfelsen etwa oder der bizarren Gestalt der Orgelfelsen.

So wird in der Landschaft eigentlich nur die Lage, die Beschaffenheit, das Bild, wie es zur Erinnerung wurde, tragend. Und es umschließt ein waches Heimatgefühl. Gewiß, ein Wort, dem man heute keinen großen Wert mehr beizumessen glaubt, weil man ja weltbürgerlich sich wähnt, wegstrebend von den kleinen Bindungen an das Unscheinbare und das Zugeborene. Im Grunde genommen aber hängt der Mensch doch an solchen Flecken des ihm Trauten. Irgendwann einmal tauchen Bilder aus einer geleb-

ten Vergangenheit in ihm auf, Vergleiche werden gezogen zwischen dem Hier und dem Dort — und dann sieht er dieses Stück Lebenslandschaft mit geläuterten Augen an. Jetzt wird diese Eigenwelt zu einem Einzelwesen, zu einem Individuum, das nur da lebt, obwohl es deren Verwandtschaften zu anderen Tälern gar mehrere gibt. Und das, was man von sich stoßen wollte, was gerne übersehen wurde, weitet sich zu einem gewaltigen Rund, ist nicht mehr nur Vordergrund, wird ausgefüllt durch eine Reihe von Meditationen in der Bildmitte, dem Aufkräuseln dünnen Rauches aus alten Bauernhäusern, dem Rauschen und Raunen hoher Bäume, dem Plätschern eines Baches inmitten eben dieser Siedlung, die transparent aufleuchtet. Und das Rufen wohlvertrauter Stimmen, die es nur hier gibt, wird wach. Mundart läßt Lippen lächeln: Hasch schu mol en rächda Michlbacha schwädze härn? Plötzlich fällt einem die Muttersprache so leicht, obwohl man sie jahrelang ungeübt ließ. Jo, jo, mi da Zidd kennd ma si nimme uus . . .

### Geschichte

Sie spiegelt sich in den Namen wider, die in den mittelalterlichen Urkunden festgehalten sind. Mit den Daten binden sich Fakten, irgendwelche Bedeutsamkeiten, die diesem Dorf einen Sinn übertragen.

Michilenbach — so lautet der erstmals im Jahre 1102 zu lesende Eintrag auf vergilbtem Pergament. Und damit ist die Gesamtlandschaft gemeint. „Am großen Bach“ — wo sich ein Ritter Werinhard anmaßte ohne herrschaftliche Erlaubnis ein festes Haus zu bauen. Das Domstift Speyer, das hier Gebietsherr war, zitierte ihn vor das höchste kaiserliche Gericht, weil er sich widerrechtlich Land angeeignet hatte. Werinhard verlor und mußte sich dem Schiedsspruch beugen, sein Anwesen abzureißen. Wer mag dieser Werinhard gewesen sein? Ein früher Stammesgenosse der erst im 14. Jahrhundert

auftauchenden Ortsadeligen, Ministerialen im Dienste der Grafen von Eberstein? Oder war er ein Rückkehrer aus dem Kreuzzug, der sich das Recht herausnahm, seiner getreuen Dienste Willen im Heer Gottfried von Bouillons, dem ersten Kreuzfahrer, der anno 1100 in Jerusalem starb, hier in diesem Flecken Land am „Michilenbach“ zu siedeln? Wer weiß! Mutmaßungen, weil die Anfänge im Dunkel von Sage und Geschichte liegen.

Als die Edlen von Michelbach, Juncher Syfridt führt die Reihe an, 1349, Zehntentreiber der Grafen von Eberstein waren, ist die Siedlung am Michelbach genau differenziert in ein „innern Michelbach“ und ein „ussirn Michelbach“. Letzteres wurde als Weiler aufgehoben und fand Einschluß in die erst 1288 genannte Siedlung Gaggenau.

Dieses Außer-Michelbach gelangte bereits 1283 an die badischen Markgrafen. Der letzte Edle Herr aus dem Geschlecht der Michelbacher, Heinrich, wird im Jahre 1399 genannt. Er stieg zur Würde eines Amtmannes von Neueberstein auf und vertrat als Badischer Rat die Markgrafschaft auf den Tagen in Koblenz, 1428, und Köln, 1437. Heinrich starb in den Jahren um 1441 oder 1442.

Man darf nun sich keine Vorstellungen machen, daß die Edlen von Michelbach eine große Hofhaltung in dem Ort besessen hätten, gar eine stattliche Burg. Im Gegenteil! Sie amtierten auf Schloß Eberstein — ihnen war das Dorf Michelbach nur zugeordnet als Besitz, als zehntpflichtige Gehaltszulage neben den anderen Einkünften, die sie als Dienstmannengeschlecht der Ebersteiner empfangen. Sie bestimmten mehr oder minder über das Geschehen dieses, ihnen im Namen zugesprochenen Ortes. Vielleicht auch darüber, daß sie einen Mitzecher oder Turnierkämpfen bewogen haben, ein festes Haus im Michelbachtal zu bauen, einen Rosensteiner. Er stammte aus einem ebersteinischen Nebengeschlecht, das bereits um 1400 im Man-



*Typisch für Michelbach: Bachlauf, Bogenbrücke, Fachwerkhäuser und der älteste Kirchturm im Murgtal*

M. Bittmann

nesstamme ausstarb. Der wehrhafte Turm dieses einfachen Rosensteinerschen Burgstadels wurde in den Bau der Pfarrkirche einbezogen.

Sonst litt und stritt die Gemeinschaft der Michelbacher mit allem, was dem Landesherren, den Grafen von Eberstein, an Gutem oder Bösem widerfuhr. Die Truppenzüge des Dreißigjährigen Krieges verschonten den Talwinkel ebenso nicht wie der Geisterzug der Pest. Der Bauer war Leibeigener, zur Fron gefordert. Eine gräfliche Landordnung regelte alle Schwierigkeiten durch den Huldigungseid: ... und bin stets willfährig, so wie es den getreuen Untertanen und Leibeigenen zukommt. Vor keinem sanften oder harten Mittel scheute der starke, fast grenzenlos zu nennende Zielwille der gräflichen Herrschaft auf Neueberstein zurück. Der Bauer ist immer da-

bei, wenn es gilt, Steine zum Berg zu karren, um dem Schloß einen Anbau zu setzen, wenn es gilt, Händel mit Waffen auszufechten. Er leistet getreu, wenn auch murrend oft, seine Abgaben nach Zehnt und Zins. Er gestattet fremden Truppen Quartier, wenn auch mit zusammengebissenen Lippen. Er verflucht oft Feind wie Freund, wenn sie ihn in Kontribution nahmen, sein eigen Leben und Gut nicht achteten, seine Frauen schändeten. Ein solches Dulden mit der Zeit und in der Leibeigenschaft prägt fest verschlossene Gesichter. Sie sind selbst heute noch nicht offen und begegnen allem, was auf sie zukommt an Neuem, Fremdem, unbekanntem Gedankengut, mit Mißtrauen und Abstand. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft sind noch keine zweihundert Jahre vergangen. Und selbst aus dieser mußte der Bauer sich mit Geld freikaufen. Rückschauend verfallen wir so oft in den Fehler, mit den erst durch die Zeit der Aufklärung selbstverständlich gewordenen Meinungen und Standpunkten, Maximen und Postulaten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die vergangene Zeit messen und beurteilen zu können. Gewiß, so verglichen war diese Zeit eines unterdrückten Lebenswillens beim Bauerntum eine unmenschliche, grausame. Und dennoch! Ohne solche Willkür und Zwangsbestimmung wäre nie eine jener Bauschöpfungen entstanden, etwa das Schloß der Ebersteiner, etwa die Kirche im Ort. Kein non plus ultra, kein Ausweg in eine Entschuldigung. Fron war — von heute besehen — ein Unrecht, eine Ausbeutung. Der Bauer aber damals, er fügte sich in diese Last und nahm das Schicksal in beide Hände. Wie hätte er sonst dieses Dorf am Michelbach zu seinem nur ihm zugemessenen Lebenskreis ausgestalten können mit allem, was wir heute teils freudvoll bewegt, teils als überholt angesehen bewundern. So wurde, an Daten ablesbar, mit Fakten ausgestattet, Michelbach historisch

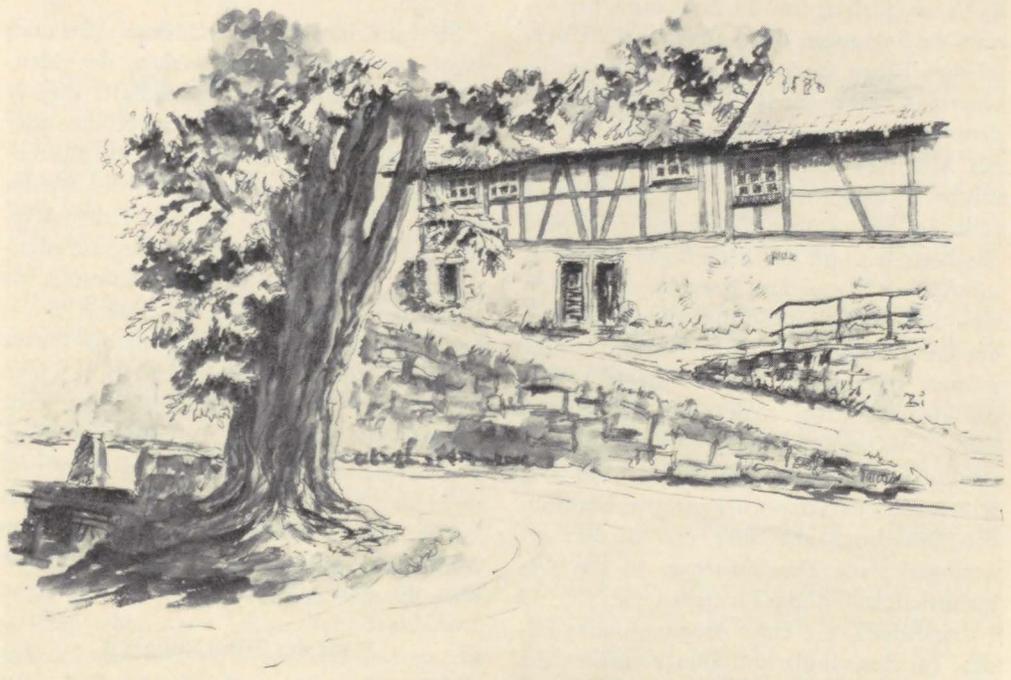
existent. Die Ahnenfolge seiner Bewohner reicht zur Gegenwart.

### Der Mensch

Im Jahre 1683 zählte Michelbach 36 Familien. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts bildete der Ort mit Moosbronn und Mittelberg eine Gemeinde. Die Bewohner sind fränkischer Abstammung. Nach jener Schlacht bei Zülpich schoben die Franken ihre Grenze südwärts bis zu den Leitlinien der Murg, Oos und Raumünzach. Nördlich davon residierten die Ufgaugrafen, einst Calwer Geschlechtes, dann die Ebersteiner, bis später durch Erbanfall die Markgrafen von Baden Herren im Land wurden. Bis zur Murg also stießen die Franken vor, siedelten, kolonisierten und machten sich das Land untertan.

Der Franke ist ein kräftiger, ausdauernder, aufgeweckter Menschenschlag. Er haftet zäh an Traditionen und liebgewonnenen Gewohnheiten. Er lebt ebenso in bescheidenen Verhältnissen genügsam, wie er auch im Reichtum nie gerne zum Prasser wird. Geiz kann man ihm nicht absprechen, er umhüllt diese Untugend gerne mit „übertriebener Sparsamkeit“. Ein Land, das aufgrund seiner Bodenkonstitution wenig anzubieten hat, wird den Franken lange nicht an den Bettelstab bringen. Immer noch holt er aus ihm heraus, was zum Existenzminimum beiträgt und dabei auch noch Zins und Zehnt für den Landesherrn übrig läßt.

Der Franke ist schaffig, rührig, immer zum Grübeln aufgelegt und als Boßler bekannt. Sein Haus schmückt er mit dem einfachen Schmuck des Fachwerkes. Und weil er sich im Gebirge nicht eine weiträumige Anlage gönnen kann, die Verhältnisse des Gewellten und Buckeligen erlauben dies nicht, deshalb holt er sich alles, was ihm Besitz und Eigentum bedeutet unter ein Dach. Kostspielig durfte der Aufbau nicht werden. Werkstoff bildete das reichlich in



120jährige Akazie, im Hintergrund das geschichtsträchtige Hirtenhaus

Aquarell von M. Bittmann

den nahen Waldungen anfallende Holz. Mit ihm richtete er das tragende Gerüst, eine geschickte Kombination zwischen verstreubenden Balken und wandverschließendem Füllwerk. Letzteres holte er sich aus einer der Lehmgruben am Bach. In das noch offen stehende Gefach stellte er Ruten oder mit Strohseilen umwundene Stöcke. Dann preßte er von innen und außen Lehm dagegen. So entstand eine Bauform, die heute in einer Zeit des Steinbaues mit Fassadenputz das Auge des Menschen aufgrund des natürlichen Schmuckes erfreuen kann. Oft wird einem Eckbalken ein Sinnbild, Hauszeichen oder Segensspruch beigegeben. Unter dem Christusmonogramm und dem Baujahr 1806 lesen wir, mit ungefügter Hand eingeritzt, mit Farbe ausgemalt: Dises Haus hab ich gebau't Valendin bin ich gedau'ed Traub bin ich genant... Ein Hobel mit

Zirkel kündet, daß besagter Valentin Traub das Zimmermanns- und Schreinerhandwerk wohl gelernt hat.

Eine Statistik vom 31. Dezember 1970 gibt die Einwohnerzahl mit 2243 an, davon die Hälfte männlichen Geschlechtes. Die Gemarkung umfaßt eine Fläche von 620 Hektar, die Ende des Jahres 1960 so aufgeteilt wurde: 323 ha landwirtschaftliche Nutzung, 260 ha Forsten und Holzungen, 17 ha Straßen, Wege, 15 ha bebaute Fläche, 2 ha Gewässer, 1 ha Grünanlagen. Als Öd- und Unland werden 2 ha angegeben.

Ob diese Zahlen noch echte Hinweise vermitteln können? Mehr und mehr findet eine Umkehr in den Arbeitsverhältnissen und Betriebsstrukturen statt. Lag das Verhältnis der Erwerbspersonen mit Haupteinnahmequelle aus der Land- und Forstwirtschaft im Jahre 1950 noch bei rund 20 Prozent gegen-

über jenen von Industrie und Handwerk mit 68 %, so dürften sich die Schwerpunkte bereits zu ungunsten der Landwirtschaft verschoben haben, und dies merklich bis an die unterste Grenze von 10 %. Michelbach wandelte sich von einem Waldbauerndorf zu einer Arbeiterwohngemeinde, wobei das bäuerliche Element nur noch eine Restexistenz füllt. Im sogenannten Feierabendwerk wird das Bestellen und das Einbringen landwirtschaftlicher Erzeugnisse bewerkstelligt, nicht ohne daß hierbei große Einbußen gerade an der Landschaftspflege vorgenommen werden müssen. Irgendein vitales Bedürfnis — wie das des Menschen nach mehr Wohlstand, mehr Arbeitszufriedenheit — weitet sich zu strukturverändernden Daseinsformen aus, setzt einerseits Grenzen gestrigen Traditionen, Brauchtum und Sitte, und gliedert andererseits neue Daseinsformen in das Gemeinschaftsgefühl des Menschen ein.

Landschaft, die einst Ausgangspunkt bildete zur Besiedlung und zum Festnisten des Menschen an diesem Platz, wird nunmehr als Mittel zu verschiedensten Zwecken benutzt oder auch mißbraucht. Vom „Naherholungsraum“ wird gesprochen und somit einem verstärkten Fremdenverkehr das Wort erteilt, hier die Führung von Pflege und Erhalt zu übernehmen. Und was sich so im Laufe der Jahrhunderte an Brauchtum herausgebildet hatte, das endet in einem auf Profit abgezielten Geschäftsbetrieb. Ich rede hier nicht dem „Ausverkauf der Landschaft“ einen Machtanspruch zu. Doch den

Gefahren ist energisch Widerstand entgegenzusetzen.

So wandelte sich im geschickten oder auch falsch verstandenen Einwirken des Menschen der Auftrag der Landschaft. Zog er einst noch aus, sie zu nutzen, als Köhler oder Pechschwefler, als Holzmacher oder Beeren-sammler im Wald, als Hirte bei der Weidehut, als Obstbauer auf den zahlreichen Wiesen und Hügelwellen mit den sorgsam plan-tagierten Apfel- und Birnbaumkulturen, als Viehbauer und Besteller der Ackerflur — heute überläßt der Mensch gerne der Natur selbst die Pflege und igelt sich ein in seinen Dorfbezirk. Ein Rückwandern findet statt, umschrieben in dem schon zitierten Wort vom „Feierabendlandwirt“, das mehr und mehr zum Statussymbol der Dörfer des Umlandes von Städten geworden ist. Auch an Michelbach ging diese Entwicklung nicht ohne Spuren vorüber.

### Ende der Selbständigkeit

Wie vielen anderen Gemeinden des Landes Baden-Württemberg, so ist auch Michelbach als eigenverantwortlicher Erfolgsgemeinschaft das Ende gesetzt durch die Angliederung an eine größere Verwaltungsgemeinschaft. Mit dem 1. Januar 1975 wird Michelbach Teil der Großen Kreisstadt Gaggenau sein. Im Zuge der Reform ändert sich wohl der Status dieser Gemeinde. In die Gemeinschaft von Mensch, Dorf und Landschaft werden die Einschnitte wohl kaum gravierend sich auswirken.

---

## Zum Herbst

*Im rauhen Herbstwind  
krallt sich die Hummel fest:  
da fällt die Blüte.*

*Im Sonnenflecken  
gepaart unsere Schatten:  
wieviel Laub schon fiel . . .*

*Juliane Chakravorty-Ebbing*

# Stadt und Veste Kehl nach Verleihung der Stadtrechte

Erwin Dittler, Kehl-Goldschauer

Am 3. August 1774 verfügte Markgraf Karl Friedrich auf Anregung des in Kehl ansässigen Geheimen Legationsrates *Rudolphe de Rochebrune*, daß der Veste Kehl alle und jede einer Stadt zukommenden Rechte, Freiheiten und Vorzüge erteilt werden sollen und sie künftig Stadt und Veste Kehl genannt werde. Wenn wir heute auf die Entwicklung der Stadt Kehl im 18. Jahrhundert zurückblicken, erinnert uns der burgundische Advokat Guillaume Plateret — wie Rudolphe de Rochebrune in Wirklichkeit hieß<sup>1)</sup> — daran, daß Kehl aufgrund seiner geographischen Lage in vielfältiger und schicksalsschwerer Weise mit Frankreich verknüpft ist. Ludwig XIV. ließ nach der Besetzung Straßburgs im Jahre 1681 das Fort in dem schon zwei Jahre zuvor französisch gewordenen Ort errichten und stattete die Ansiedler mit erheblichen Privilegien aus<sup>2)</sup>. Wenngleich die Festungsanlagen im Laufe der Zeit nach der Rückkehr Kehls zum Reich im Jahre 1714 durch ihren Verfall an militärischem Wert verloren, so blieben sie verständlicherweise doch im Blickfeld Frankreichs. Genau hundert Jahre nach der ersten allerhöchsten Inspektion der Bauten durch Ludwig XIV. im Jahre 1683 wurde ein hohes Gremium von Offizieren in Straßburg bemüht, ein Exposé über die baulichen Veränderungen auf dem Festungsgelände in Kehl zu unterzeichnen, an ihrer Spitze der amtierende Königsleutnant, der Maréchal de Camp *Delort de St. Victor*, dessen Aufgabe es war, den Gouverneur von Straßburg in seiner Tätigkeit zu unterstützen und ihn in seiner Abwesenheit zu vertreten<sup>3)</sup>. Mit einiger Verwunderung nimmt man zur Kenntnis, was seinerzeit zur Beglaubigung eines einfachen Berichtes über die Neubautätigkeit in der Festung an Offizieren von Rang

herangezogen wurde; es handelte sich um die Herren

*Daumont*, Maréchal de Camp, Commandeur de l'ordre Royal et Militaire de St. Louis, Directeur des fortifications d'Alsace;

*Gelb*, Maréchal des Camps et armées du Roy;

*Manson*, Colonel au Corps Royal, Directeur de l'Artillerie au Département de Strasbourg;

*de Bergue*, lieutenant pour le Roy, Commandant à la Citadelle à Strasbourg,

*Philippe*, Major de la Citadelle de Strasbourg;

*Escalier*, Aide-Major de la Citadelle de Strasbourg;

*Dellinchamp*, Chevalier de l'ordre Royale Militaire de St. Louis, Directeur des Ponts et Chaussées d'Alsace;

*de la Salle*, lieutenant général des Armées du Roy, nommé Chevalier de ses ordres, Commandant dans la Province d'Alsace.

In der am 8. Oktober 1783 in Straßburg unterzeichneten Erklärung wird die bauliche Entwicklung der letzten 15 Jahre zusammengefaßt, so daß wir ein zeitgenössisches Bild vom Aufschwung Kehls nach Verleihung der Stadtrechte erhalten. Nach diesem Bericht war das Fort Kehl um 1768 von einigen Armen bewohnt, die in den verfallenen Kasernen hausten; diese wurden instandgesetzt und in bürgerliche Wohnungen umgebaut. Dazu kamen sechs Neubauten. Auf dem Glacis, wo sich fünf armselige Wohnungen befanden, setzte eine rege Neubautätigkeit ein, so daß man 1783 26 Gebäude zählte. Im Hornwerk verdoppelte sich fast der Bestand; zu den damals vorhandenen 47 Häusern traten 42 neue. Zwischen dem alten Fort und dem Hornwerk wurde eine neue Straße gebaut, und wegen des raschen Wachstums mußte das Tor am

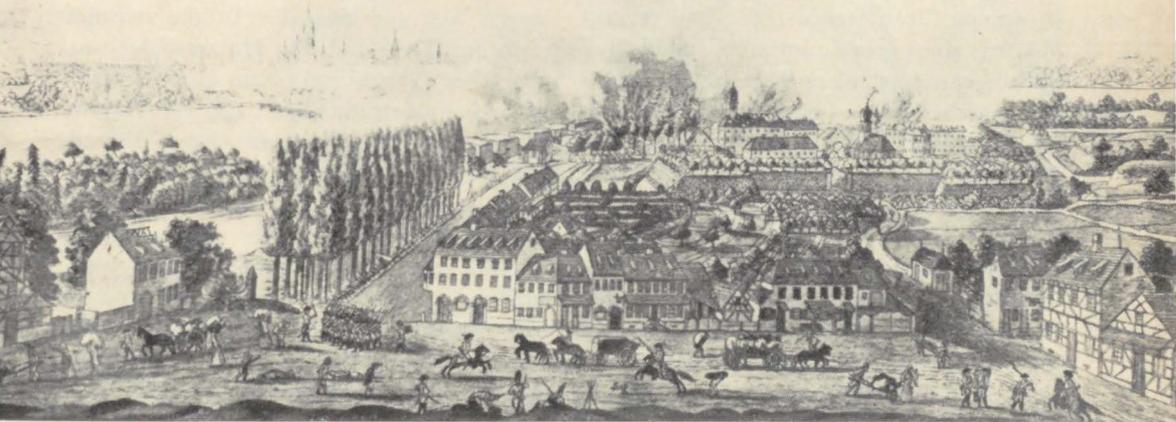
äußersten Ende des Hornwerkes um dreihundert Schritte gegen das Dorf Kehl hin verlegt werden. Fort, Hornwerk und Dorf Kehl rückten dadurch eng aneinander. Der größte Zuwachs erfolgte nach dem Bericht in den letzten sechs Jahren.

Die Offiziere signierten nicht routinemäßig, sondern gaben durch Zusätze zu erkennen, daß sie mehr oder weniger mit dem Sachverhalt vertraut waren. So bestätigte Delort die geschilderte Entwicklung mit der Bemerkung, daß er nicht auf Einzelheiten eingehen wolle, doch hätten sich Fort und Hornwerk so beträchtlich vergrößert, daß man von einer ansehnlichen Stadt sprechen könne. Gelb war Grundstücksbesitzer *tout à portée du fort de Kehl* und war deshalb mit den Verhältnissen wohl besonders vertraut. De Bergue verweist darauf, daß er diese Vergrößerung in den neun Jahren verfolgt habe, seit denen er in der Straßburger Zitadelle sei.

Philippe war schon seit zwanzig Jahren in der Zitadelle stationiert und kannte infolgedessen ebenfalls den starken Aufschwung Kehls, wie auch Escalier, der neunzehn Jahre Dienstzeit in Straßburg hinter sich hatte. Wie man sieht, waren die Offiziere bestrebt, die Glaubwürdigkeit ihrer Erklärung besonders zu unterstreichen. Man verfolgte also die wirtschaftliche Entwicklung sehr aufmerksam und argwöhnisch, hatte doch schon Ludwig XVI., der im Mai 1774 den Thron bestiegen hatte, seinen Untertanen, und insbesondere den Bürgern und Einwohner Straßburgs untersagt, diesem wirtschaftlichen Aufschwung Vorschub zu leisten. Bei schweren Strafen wurde verboten, ein Magazin oder eine Niederlassung in Kehl zu unterhalten oder sich an den Kehler Etablissements direkt oder indirekt zu beteiligen. Offenbar betraf die Anordnung lediglich Schiffahrt und Spedition, denn der sich auf Kehl beziehende Artikel wurde einem „Arrest des Königl. Staats-Raths, Schiffahrt auf dem Rhein betreffend“ vom

23. September 1773 eingefügt, sonst wäre es auch unverständlich, daß etwa Caron de Beaumarchais bzw. sein Generaldirektor Le Tellier die berühmte *Société littéraire et typographique* im Jahre 1781 in Kehl errichten konnte. Die Niederlassung dieses Riesenunternehmens mußte sich spürbar auf die wirtschaftliche und bauliche Entwicklung der Stadt auswirken, denn Beaumarchais beschäftigte in den Gebäuden der ehemaligen Reichsfestung<sup>4)</sup> im Berichtsjahr der Straßburger Denkschrift ungefähr 160 Personen, darunter etwa 50 Frauen und Kinder. Diese Kinder waren anscheinend im Alter von 9 und 10 Jahren. Man wird davon ausgehen können, daß es unter den übrigen Beschäftigten neben den Facharbeitern sicherlich noch viele Jugendliche, auch unter den Frauen, gab, denn *Sophie de la Roche* spricht anlässlich eines Besuches der Druckerei von „einem Gewölbe von Schriftgießermädchen“<sup>5)</sup>. Dazu kam die Druckerei von *Johann Gottlieb Müller*, die damals über 20 Fachkräfte beschäftigte<sup>6)</sup>. Handel, Handwerk, Transportunternehmen und natürlich auch das Gaststättengewerbe mußten davon profitieren. Wie *Frentzel* berichtete<sup>7)</sup>, bezog Beaumarchais sein Papier aus England. An allen jenen „unermesslichen Ballen, die von Zeit zu Zeit den Rhein herauf nach Kehl kommen“, verdienen die Schiffer, Handwerker aller Art arbeiten für das Unternehmen. Man hat die Wälle der Festung eingeebnet und Gärten angelegt, und auch von *Rudolphe de Rochebrune* ist bekannt, daß er neben seinen prächtigen Gartenanlagen eine dreireihige Pappelpflanzung am Altrhein an der Festung anlegen ließ<sup>8)</sup>, so daß auch die Gärtner Anteil am wachsenden Wohlstand hatten.

Kein Wunder, daß die Druckerei der *Société littéraire-typographique* in all den Jahren ihres Bestehens ein Anziehungspunkt für alle Reisenden war. Bereits 1780 berichtet *Johann Georg Heinzmann* über die Pläne der Gesellschaft aus Straßburg<sup>9)</sup>, und wir



Die Beschießung Kehls 1793

Bad. GLA Karlsruhe

dürfen wohl annehmen, daß in den folgenden Jahren die gebildeten Besucher Straßburgs, zumindest die Schriftsteller und Buchhändler, es sich nicht nehmen ließen, einen Abstecher nach Kehl zu machen. Zu ihnen zählt auch Sophie de La Roche, die im Juni 1784 die Druckerei besichtigt. Als sie zwei Jahre später auf einer Reise nach Paris wieder in Kehl übernachtete, wo sie allerdings einen „armen Gasthof“ mit einer „engen schmutzigen Wirtsstube“ antrifft, um am nächsten Tag die befreundete Familie Treutel aufzusuchen, dreht sich das Gespräch abermals um Beaumarchais, der durch sein „mutwilliges Theaterstück, les noces de Figaro, der Abgott der Nation wurde“<sup>10</sup>).

1784 schildert Adam von Schempp in einem ausführlichen Schreiben an Christian

Wilhelm Dohm seine Eindrücke über die Druckerei und ihre Bedeutung für Kehl:

„Daß Kehl durch diese Anstalt ungemein gewinnen und emporkommen muß, würde ein Reisender auch denn schon vermuthen, wenn er auch nicht wüßte, daß ein so großes Werk in diesem Orte errichtet sei. So viele neue Häuser und Anlagen, die man hier erblickt, bringen einen sogleich auf den Gedanken, daß die Stadt vor kurzen irgend einen neuen Zufluß und Nahrungsquell erhalten habe. Die Anzahl der Einwohner hat sich ganz sichtbar vermehrt, und die notwendige Verbindung der Anstalt selbst mit dem nahe dabei liegendem Strasburg zieht viele Personen des Verkehrs und des Gewerbes halber hieher. Und so sieht man denn mehrere sehr artige Gasthöfe und

Kaffees in dem sonst kleinen und ehemals so ganz verachteten Kehl sich erheben, und der Einwohner von Strasburg belustigt sich oftmals in dem so schönen und angenehmen Spaziergange unter den Pappeln und Linden am Rhein.“<sup>11)</sup> Im nächsten Jahr war es Joachim Heinrich Campe, der in Kehl die ansehnliche „Bücherfabrik“ des Beaumarchais besichtigte, und im gleichen Jahr führte der Straßburger Hiepe seinen Erlanger Freund Ernst Wilhelm Martius in die Druckerei von Beaumarchais, die nach seinen Worten einen revolutionierenden Einfluß auf die ganze gebildete Welt ausübte<sup>12)</sup>. Zu den Besuchern jener Jahre zählten der Prinz Heinrich von Preußen, der Herzog von Württemberg und Erzherzog Ferdinand, und selbstverständlich auch Caron de Beaumarchais selbst, der gelegentlich persönlich nach dem Rechten sah.

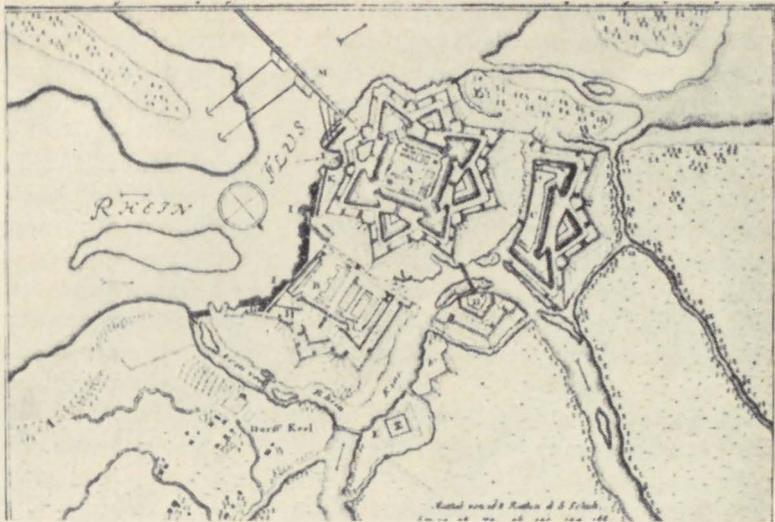
Es ist bemerkenswert, daß man den sichtbaren Aufschwung des Kehler Gewerbes erneut in Straßburg registrierte. Ein kaiserlicher Notar (Advokat) brachte am 12. Februar 1785 zu Papier, was in Kehl nach dem letzten Bericht vom 8. Oktober 1783 förmlich aus dem Boden schoß. Wahrscheinlich hatte er auch den ersten verfaßt, da er dem neuen eine Abschrift von damals beifügte<sup>13)</sup>. Seine Aufzählung der Neubauten vermittelt uns einen Einblick in die Gewerbe der Bauherren an der neuen Carlstraße zwischen dem abgebrochenen alten und dem neuen Tor. Neu erstellt wurden oder vor der Vollendung standen ein Haus des Kaufmannes Kurz, das Haus und ein Lager des Straßburger Weinhändlers Helmstädter, das Haus des Schuhmachers Schitterlin, das Haus eines Metzgers, das Haus und die Kerzenfabrik des Herrn Nisier. Als weitere Bauherren traten die Erben des Kaufmanns Nazoni, Spediteur Hohl von der Firma Schneider und Comp., ein Bäcker, ein Seilwarenhändler, ein Strumpffabrikant, ein Maurer und ein Küfer auf. Ein Haus und beträchtliche Lager bauten die Straßburger

Kaufleute Grassetti und Ganzinotti, die anscheinend der Spediteur Müller gemietet hatte. Dazu kam das Gasthaus zur Stadt Carlsruhe, wo man auch eine neue Querstraße in Angriff nahm. Auf dem Glacis hatte der Schiffer André Himmel neu gebaut, wo auch neues Baugelände gegen das Rheintor erschlossen wurde. In der Umgebung des Walls waren sechs weitere Häuser errichtet worden.

1784 hatte man ein neues Tor, einen neuen Weg und eine neue Brücke zwischen dem Fort Kehl und dem Hornwerk gebaut. Der Weg führte direkt zum alten Arsenal, wo sich ein beträchtliches Lager für Transitwaren von *Schneider und Comp.* befand. Um von der Durchgangsstraße von Schreck nach der Schweiz in das Fort zu gelangen, mußten die Wagen vorher um das Glacis herumfahren. Nach den vom Notar eingeholten Informationen hatte man in Kehl seit zweieinhalb Jahren sechzehn neue Bürger aufgenommen; von der Firma Schneider und Comp. war im alten Wirtshaus zum Salmen eine neue Tabakmanufaktur errichtet worden, von Staedel eine andere in den alten Kasernen. Der Bericht schließt mit der Feststellung, daß man besondere Sorgfalt der Unterhaltung und Verbesserung der neuen Chaussee widmete, die für den Warentransport von Kehl nach der Schweiz gebaut worden war und die über Sundheim, Marlen, Goldscheuer, Altenheim nach Dinglingen führte und so einen Umweg über Ofenbourg ersparte.

Die Gründung von Tabakmanufakturen war schon 1749 dadurch begünstigt worden, als in Frankreich ein Eintrittszoll auf alle Arten von ausländischem Tabak gelegt wurde, der auch den elsässischen betraf, so daß Straßburger Kaufleute Manufakturen in Kehl errichteten<sup>14)</sup>.

Kehl hatte vor allem den Transithandel an sich gezogen, obwohl der elsässische Intendant 1774 allen im Elsaß beheimateten Fuhr- und Schiffahrtsunternehmen verboten



hatte, in Kehl statt in Straßburg zu laden<sup>15</sup>. Kehl wurde zum Umschlagplatz zahlreicher „Erzeugnisse des Landes, des Schwarzwaldes und des Breisgaus“ und für Güter nach der Schweiz, so daß *Hennenberg* in seiner Denkschrift für die Elsässische Provinzialversammlung im Jahre 1787 bemerkte: „Die Versendungen nach der Schweiz durch Schreck (am rechten Rheinufer) und Kehl haben wieder aufs neue angefangen, und geschehen izt häufiger als niemals“; zwei Drittel der Schiffsladungen aus Mainz und Schreck (Leopoldshafen), die beispielsweise von August bis Mitte November in Kehl eintrafen, waren für die Schweiz bestimmt. Auch *Hennenberg* bezeugt den sichtbaren Aufschwung, den Kehl in jenen Jahren genommen hat: „*Wer Kehl vor zwanzig Jahren gesehen hat und sieht es izt, der wirds, wegen der großen Vermehrung der Häuser und der vielen Magazine und Warenlager, die seitdem daselbst errichtet wurden, nicht mehr erkennen.*“<sup>16</sup>)

Was die Speditionsgeschäfte der Firma *Schneider und Comp.* betrifft, so vermerkt *Theophil Friedrich Ehrmann* in seinem Reisebericht an seinen Bruder *Karl* aus Of-

fenburg dazu<sup>17</sup>: „Auf dem Markt steht das *Schneiderische Handelshaus*; es gehört einer Gesellschaft von *Spediteurs*, welche in Kehl ihre Niederlage hatte; um aber der Stadt Straßburg, mit der sie in Verdrüßlichkeit gekommen war, den Zoll abzuschneiden sich in *Offenburg* etabliert hat, und nun die nach der Schweiz gehenden Waaren über *Freiburg*, und nicht mehr auf der französischen *Rheinstraße* spediert. Die *Offenburger* schienen großes Vergnügen daran zu haben, daß auf diese Art der Stadt *Straßburg* ein Schnippchen geschlagen worden; ob aber diese sich darum kümmert und ob die *Schneiderische Speditions-gesellschaft* dem *Straßburger Zoll* wirklich den großen Schaden zufügt, von dem ich in *Offenburg* sprechen hörte, das kann ich nicht entscheiden.“

Von *Offenburg* fuhr *Ehrmann* über einen „verteufelten Weg“, einer sogenannten kaiserlichen Poststraße, „voll Gruben, Löcher und Steine und dabei so schmal, daß zween große Wägen einander gewiß nur mit Noth ausweichen können“, nach dem „dreifachen Ort“ Kehl: „Es liegt hier ein Dorf Kehl, eine sogenannte Stadt Kehl und eine Vestung Kehl beisammen.“ Der Ort hatte damals

etwa 2500 Einwohner, und am ansehnlichsten erschien Ehrmann das Dorf Kehl mit seinem hübsch gebauten Posthaus. Über eine Brücke und durch ein hölzernes Gittertor fuhr unser Reisender in die Stadt Kehl, nahm im „Adler“ sein Mittagessen ein, um dann das „weltberühmte“ Kehl zu besichtigen. Ehrmann, der als fruchtbarster deutscher Schriftsteller der damaligen Zeit auf dem Gebiet der Länderkunde und Statistik gilt, zeigt sich allerdings erstaunlich uneindruckt von dem bisher geschilderten Aufschwung der Stadt:

„Das was man nun die Stadt Kehl nennt, im Duodezverstande, das ist eine Reihe meist unansehnlicher Häuser, welche längs der Heerstraße hin ganz nahe am Rhein gebaut sind, und nebst ein Paar sehr kurzen Nebengassen die ganze Stadt ausmachen. Gegen dem Rhein zu ist diese Stadt offen; das Thor durch welches man vom Dorfe Kehl herkömmt, ist das einzige, man mag mit oder ohne Laterne suchen. Auf den übrigen Seiten dienen die Rudera ehemaliger Vestungswerker zu einer eben nicht unersteiglichen Stadtmauer. Denn diese Stadt Kehl ist nach der Zerstörung der Reichsvestung Kehl auf dem Hornwerk derselben erbaut worden. Die Zahl ihrer Häuser wird sich wohl nicht über 100 belaufen, und davon sind gewiß mehr als der vierte Theil Wirthshäuser, wegen der starken Durchfuhr, welche aber auch Schuld ist, daß die ganz artige und breite Hauptstraße immer so schmutzig ist. Es sind einige recht artige Häuser da, z. B. das Schneiderische Handelshaus, das Haus des berühmten Hrn. von Rochebrune, das einen hübschen Garten hat, das Rathaus — ein niedliches Gebäudchen, das zur Duodezstadt ganz artig paßt, u. a. Aber . . . im ganzen Ort ist keine einzige Kirche!! die protestantische und katholische Kirche ist in der Vestung. Übrigens ist es schade, daß der Ort nicht regelmäßig angelegt worden ist!“

Da Ehrmann im „Adler“ abgestiegen war, interessierte er sich natürlich für die Druckerei des Johann Gottlieb Müller, der mit der Tochter des Adlerwirts Rehfuß verheiratet ist und der in Kehl seit 1784 den „Oberrheinischen Hinkenden Both“ herausgibt. Vornehmlich gilt seine Aufmerksamkeit aber der Beaumarchaischen Druckerei, die etwa zwei Jahre vor ihrer Liquidation immerhin noch gegen zweihundert Personen beschäftigt. Sein Eindruck von der Veste Kehl: „Dieser gehts wie einer alten Jungfer, sie hat von allen ihren verblühten Reizen nichts mehr, als ein Paar Runzeln und das Andenken. Die Vestungswerker sind größtenteils zerfallen; auch räumt man sie allmählich weg; noch stehn hier und da Fragmenten; auch ein Thor nach der Rheinbrücke zu, welches noch mit dem französischen Wappen geziert ist; von jener Zeit her, als Kehl von den Franzosen erobert worden war. In der Vestung selbst sind außer der kleinen katholischen Kapelle nur vier Haupt- und einige Nebengebäude; ehemalen waren diese Kasernen und Magazine; jetzt ist der größte Theil der berühmten Beaumarchaischen Buchdruckerei eingeräumt. In den übrigen Gebäuden ist die Wohnung des Pfarrers und Schulmeisters, und die lutherische Kirche, welche aber nur in einem großen Saale besteht.“

Unser Reisender besichtigt an der Rheinbrücke noch das hübsche Wachhaus, das erste, in welchem er in seinem Leben eine Bettstatt und eine Wiege sieht! Am Abend verläßt er Kehl wieder, um über die große Rheinbrücke nach Straßburg zu fahren. Eine herrliche Chaussee, die zu einer zweiten, ehemals mit der großen Rheinbrücke verbundenen Brücke über einen Rheinarm führt, vermittelt ihm gleich den besten Eindruck auf französischem Boden. Am Rheinzoll bezahlt er sein Brückengeld, vermerkt aber später: „Es gereicht wirklich dieser Stadt zur Schande, daß erst seit kurzer Zeit, so



Kehl um 1840

gez. v. K. Korradi, Stahlstich v. S. Höfer

streng über die Einfuhr der Bücher gewacht wird.“ Und mit dieser Bemerkung stand Ehrmann gewiß nicht allein.

Bereits vor dem Ausbruch des 1. Koalitionskrieges (1792—1797) stellen die Buchdruckereien von Beaumarchais und J. G. Müller, die in enger geschäftlicher Beziehung miteinander standen, ihren Betrieb ein; und bevor die junge Stadt auch nur das zwanzigjährige Jubiläum feiern könnte, werden Festung, Stadt und Dorf Kehl im Jahre 1793 von den Franzosen beschossen. Es ist das Schicksalsjahr Louis XVI., der 1774 den Thron bestiegen hatte und nun auf dem Schafott endet. Die verheerenden Folgen des Krieges sind bekannt: die zweite Beschießung Kehls im Jahre 1796 macht den Ort nahezu dem Erdboden gleich.

Rudolphe de Rochebrune starb drei Jahre später im Alter von achtzig Jahren in Baden-Baden. Er hatte sich auch noch nach der Französischen Revolution, mit der

Markgraf Karl Friedrich von Baden u. a. die linksrheinischen Ämter Beinheim, Rodemachern und Hespringen verlor, in Entschädigungsfragen gutachtlich betätigt. In seinem Testament vom 25. Mai 1799 stellte er rückblickend fest, daß er fast vierzig Jahre im Dienst des Fürstlichen Hauses von Baden gestanden habe. Seine Bibliothek vermachte er der öffentlichen Bibliothek in Karlsruhe.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Erwin Dittler, Rudolphe de Rochebrune (Guillaume Plateret), in: Die Ortenau 53 (1973), S. 105 ff. — Karl August Ferdinand von Wechmar führt Rochebrune, der die badischen Angelegenheiten mit Frankreich besorgte, in seinem „Handbuch für Baden und seine Diener“ (1846) unter den adeligen Zivildienern auf (S. 45).

<sup>2)</sup> Wolf von Harder, Wie Kehl sein Stadtrecht erhielt, in: Mein Heimatland, 20. Jg., Heft 5/6, 1933, S. 192.

<sup>3)</sup> Vgl. dazu: Karl Engel, Straßburg als Garnisonsstadt unter dem Ancien Régime (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen, Heft 27, Straßburg 1901). — Das Ex-

posé befindet sich im Stadtarchiv Straßburg, A.A. 2294.

<sup>4)</sup> Otto Rusch, Die Buchdruckerei des Beaumarchais in Kehl, in: Die Ortenau 13 (1926), bringt eine Übersicht über die benutzten Räumlichkeiten.

<sup>5)</sup> Tagebuch einer Reise durch die Schweiz, von der Verfasserin von Rosaliens Briefen, Altenburg 1787, S. 26.

<sup>6)</sup> Erwin Dittler, Johann Gottlieb Müller (Bärstecher), in: Die Ortenau 52 (1952), S. 205.

<sup>7)</sup> C. H. Frentzel, Schreiben an den Herrn Geheimen Rath Dohm, die Beaumarchaische Buchdruckerei in Kehl betreffend (Adam von Schempp), in: Deutsches Museum, Leipzig, Jg. 1784, S. 440.

<sup>8)</sup> Klaus Hornung, Die Kehler Hauptstraße in drei Jahrhunderten, in: Kehler Zeitung, Weihnachten 1966.

<sup>9)</sup> Johann Georg Heinzmann, Beobachtungen und Anmerkungen auf Reisen durch Deutschland. In Fragmenten und Briefen. Leipzig 1788, S. 395 ff.

<sup>10)</sup> Journal einer Reise durch Frankreich. Altenburg 1787, S. 5.

<sup>11)</sup> Frentzel, a.a.O., S. 448.

<sup>12)</sup> Ernst Wilhelm Martius, Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben, Leipzig 1847.

<sup>13)</sup> Stadtarchiv Straßburg. Vgl. zur Baugeschichte der Stadt Kehl: Paul Motz, Die baugeschichtliche Entwicklung der Stadt Kehl, in: Kehl am Rhein, die bewegte Geschichte einer vielgeprüften Stadt, von Wilhelm Mechler und Paul Motz, Kehl 1956, S. 19 ff. und Klaus Hornung, a.a.O.

<sup>14)</sup> Ingeborg Streitberger, Der königliche Prätor von Straßburg 1685—1789, Wiesbaden 1961, S. 173.

<sup>15)</sup> Streitberger, S. 185.

<sup>16)</sup> Carl Löper, Die Rheinschiffahrt in früherer Zeit und die Straßburger Schifflcut-Zunft, Straßburg 1877, S. 118.

<sup>17)</sup> Theophil Friedrich Ehrmann, Briefe eines reisenden Deutschen an seinen Bruder in H., Frankfurt und Leipzig 1789, S. 84.

---

## Stilles Tal

*Die Hänge halten uns're Blicke  
Und nah ist Wurzel, Laub und Stein,  
Der Himmel ging auf gold'ner Brücke  
In eines Teiches Frieden ein.*

*Ein später Vogel kreist im Klaren,  
Dann saugt das Dunkel alles ein,  
Nur aus dem Teich, den wir befahren,  
Glimmt noch ein rätselvoller Schein.*

Otto Gillen

# Zur Habsburger-Gruft in St. Blasien

Heinfried Wischermann, Freiburg i. Br.

Im Jahre 1791 veröffentlichte der Architekt Pierre-Michel d'Ixnard in Straßburg einen „Recueil d'architecture“. In diesem Stichwerk bildete er unter den Bauten, die er in Deutschland und Frankreich errichtet hatte, auf 11 Tafeln sein sakrales Hauptwerk, die Abteikirche von St. Blasien, ab.<sup>1)</sup>

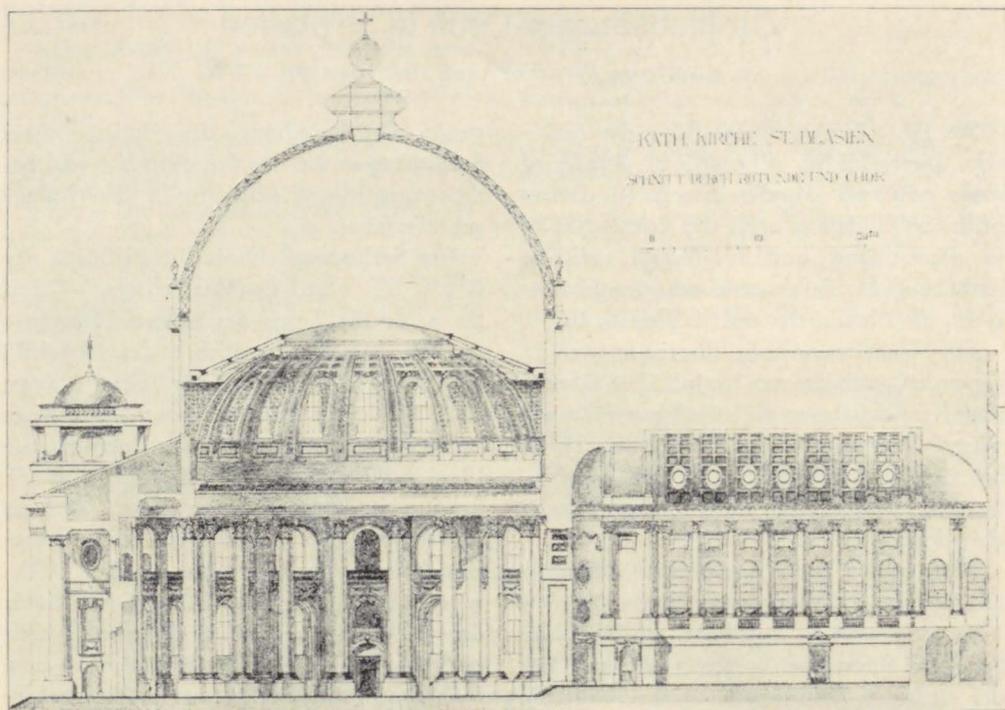
Ein Neubau war in St. Blasien notwendig geworden, nachdem am 23. Juli 1768 Kloster und Kirche nahezu vollständig abgebrannt waren. Fürstabt Martin II. Gerbert (1764 bis 1793)<sup>2)</sup> verpflichtete den ihm empfohlenen d'Ixnard; nach dessen Plänen wurde die Kirche errichtet.

Nun weicht der ausgeführte Kirchenbau (Abb. 1) besonders in einem Detail von den 1791 publizierten Ansichten erheblich ab. Schon bei flüchtigem Vergleich fällt auf, daß der Architekt Zeichnungen stechen ließ, die unter dem Kirchenrund eine Krypta zeigen.<sup>3)</sup> Diese Unterkirche (Abb. 2) — ihr Aussehen, die ihr zuge dachte Funktion und besonders ihr Vorbild — soll hier kurz betrachtet werden.

Die Gestalt der nach d'Ixnards Angaben gestochenen Unterkellerung der Rotunde ergibt sich aus der Form des Hauptraumes, die zu Beginn der Planungen feststand. Fürstabt Gerbert wünschte eine Pantheon-Variation.<sup>4)</sup> Der Zentralbau ist rund, ein Kranz von 20 korinthischen Säulen scheidet Umgang und Mittelraum und trägt eine Kuppel. Auf diese Konzeption des Hauptraumes mußte sich die Unterkirche beziehen. Sie zeigt genau unter dem oberen Säulenkranz einen Ring stämmiger, kraftvoller Säulen; ein gewölbter Umgang umschließt den Mittelraum. An diesen Umgang sollten in verschiedene Richtungen tonnengewölbte Rechteckkammern anschließen. Auffallendstes Merkmal ist die Öffnung der Mitte zur Oberkirche. Von dort sollte man durch eine

runde Durchbrechung des Bodens einen Sarkophag sehen, der den optischen und bedeutungsmäßigen Mittelpunkt der Anlage gebildet hätte.

Der Sarkophag erklärt die Funktion der Gruft. Sie sollte Grabkirche sein — und zwar für die Toten des Hauses Habsburg, wie die Legende zu Stich 6 des „Recueil“ erläutert: . . . chapelle sepulcrale de l'Abbaye de S. Blaise, ou doivent reposer les corps et ossemens des Augustes Ayeuls de sa majesté l'Impératrice Reine d'Hongrie.<sup>5)</sup> Ob ein bereits verblichener oder noch lebender Habsburger den Ehrenplatz in der Mitte einnehmen sollte, ist nicht geklärt. Merkwürdig ist ohnehin, daß in der Gruft außer dem Sarkophag keine Grabstellen erkennbar sind. Martin II. Gerbert hat nämlich eine Reihe von zwischen 1281 und 1386 verstorbenen Habsburger-Vorfahren mit Erlaubnis der schweizerischen Behörden von Basel und Königsfelden nach Klingnau bringen lassen, von wo sie am 14. 12. 1770 nach St. Blasien überführt wurden.<sup>6)</sup> 13 an der Zahl wurden im gewölbten Vorraum unter der Sakristei und einem Vorraum beigesetzt. Die Gründe für diese aufwendige Translation gibt der Abt in seinen Briefen an. Er schreibt u. a.: „ . . . so bekommen alle in unserer protestantischen Gegend ruhende hohe Häupter eine katolische Beisetzung in allhiesiger Gruft . . .“; oder er wolle die Leichname sammeln „quae hactenus in terris protestanticis Helvetiae neglectae fuerunt“.<sup>7)</sup> Doch haben schon die Zeitgenossen erkannt, daß die Versammlung der Toten durchaus auch zum Ruhm der Abtei beitragen konnte. So bemerkt Johann Daniel Schöpflin in einem Brief an Gerbert: „Quels reliefs pour cette respectable abbaye princiere, qu'elle reunit tant d'augustes corps jusqu'ici dispersés.“<sup>8)</sup> Ohne Zweifel hatte der Abt beabsichtigt,



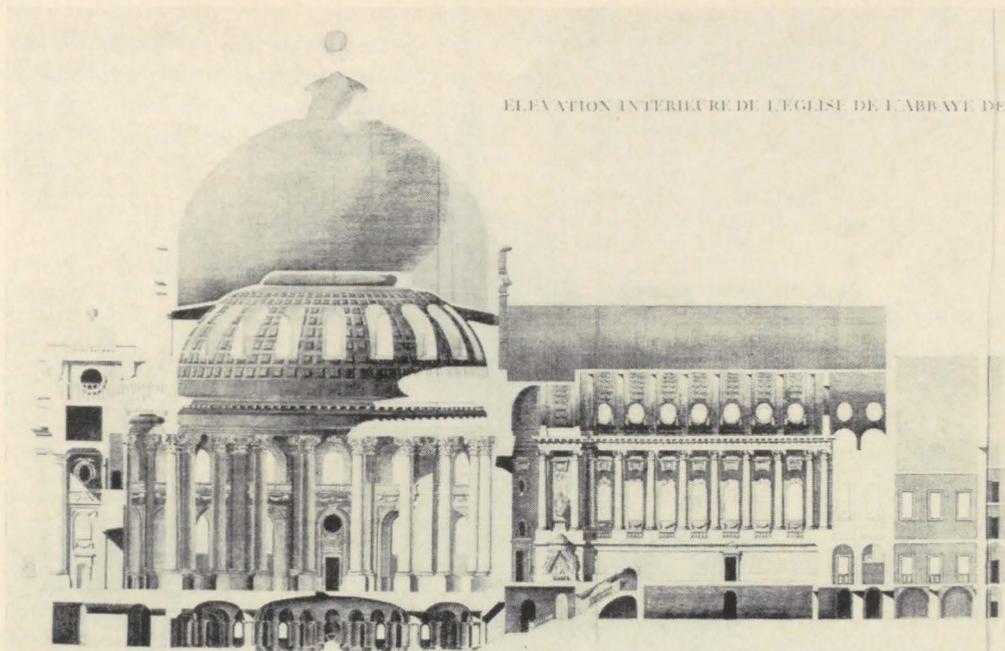
St. Blasien — Längsschnitt

(nach Schmieder) Foto: Kunze

seinem Kloster durch die „cendres de l'auguste maison d'Autriche“<sup>9)</sup> ein „nouveau lustre“<sup>10)</sup> zu verleihen. Wenn Gerbert gehofft hatte, der österreichische Hof werde ihn in Anerkennung seiner Verdienste um die kaiserlichen Gebeine beim Neubau seiner Abtei finanziell unterstützen, so sah er sich enttäuscht. „Man will nichts von Habsburg wissen“<sup>11)</sup> — beklagt er die Interesselosigkeit des Wiener Hofes. Immerhin bezeugte Maria Theresia dem Abte am 9. 2. 1771 „besonderes Wohlgefallen und Zufriedenheit“ über sein „sogestaltiges Benehmen“<sup>12)</sup> und Gerbert erhielt „ein schön gefaßtes Prälaten Kreuz und ein silbernes Brustbild des heil. Leopold“<sup>13)</sup>

Der Abt, den wohl ehrliches Bemühen um die Rettung der seit Jahrhunderten verstorbenen Habsburger aus den „terre profanate dall eresia“<sup>14)</sup> geleitet hatte, scheidet als Initiator der Gruft unter der Rotunde aus.

Dieser Plan muß allein auf d'Ixnard zurückgehen. Im Dezember 1773 war der Architekt in Wien<sup>15)</sup>, um der Kaiserin — ohne die Erlaubnis seines Bauherrn, der brieflich sein Erschrecken äußerte — seine für den Neubau in St. Blasien „gefertigten Plans“<sup>16)</sup> vorzulegen. Der Gedanke liegt nahe, daß d'Ixnard sein Projekt mit der Habsburgergruft bei dieser Gelegenheit vorgezeigt hat, wohl in der Hoffnung mit Unterstützung des Hofes dieses aufwendige Projekt bei seinem Auftraggeber durchzudrücken. Nach Schmieders Vermutung<sup>17)</sup> soll der Entwurf bereits 1770 dem Abt vorgelegen haben. Gerbert muß ihn dann schon damals abgelehnt haben, denn an ein monumentales Habsburger-Mausoleum, an eine Sammelaktion von Herrschergebeinen, wie sie Jahrhunderte zuvor in der Abtei Saint-Denis durchgeführt worden war<sup>18)</sup>, hat er nie gedacht.



ELEVATION INTERIEURE DE L'ÉGLISE DE L'ABBAYE DE

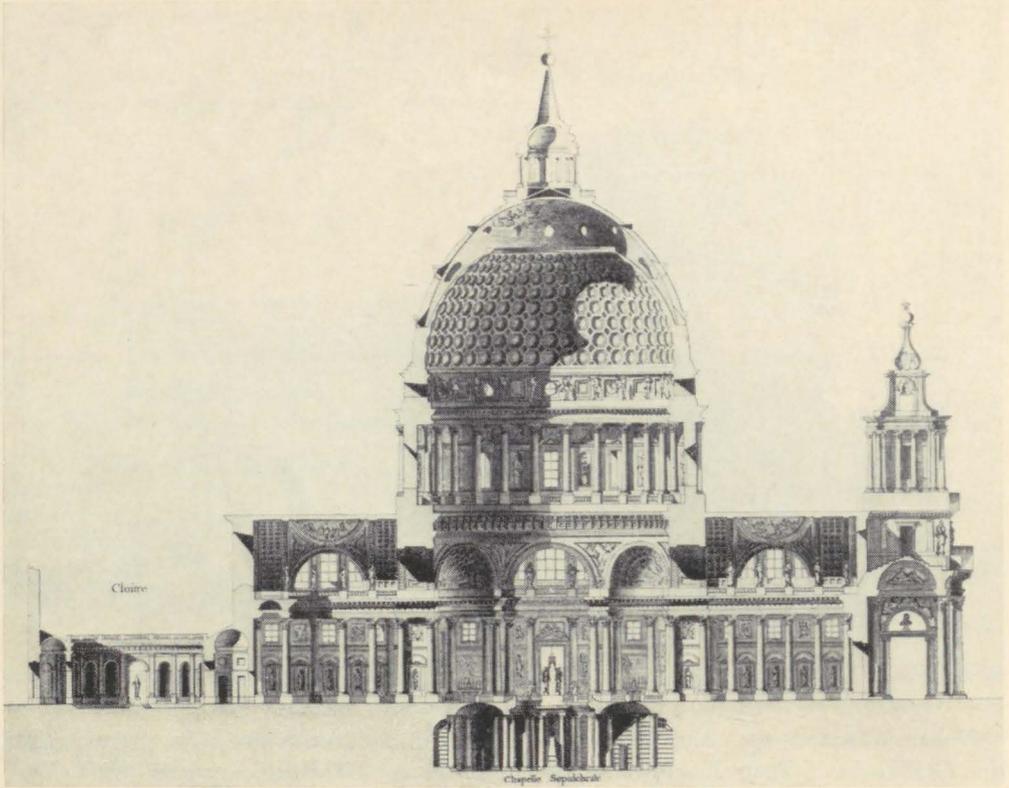
St. Blasien — Längsschnitt

(nach d'Ixnard, 1791) Foto: Kunze

Woher d'Ixnard die Anregung nahm, eine Grabkirche in Zentralbauform — sieht man vorläufig von der Trennung des Zentralbaus in Kirchenraum und Grablege ab — mit einer Abtei zu verbinden, ist leicht zu klären. In Frankreich hatten die Architekten Jean Bullant und Androuet du Cerceau schon 1572 am Nordquerhaus der Abteikirche von Saint-Denis einen Zentralbau für die Toten des Hauses Valois begonnen, der allerdings unvollendet 1719 abgerissen werden mußte.<sup>19)</sup> François Mansarts Planung für eine Bourbonengrablege östlich des Chores der gleichen Kirche aus den Jahren 1664/65 kam nicht zur Ausführung.<sup>20)</sup> Gebaut wurde der Invalidendom: auch er war — vielleicht von Beginn an — als Grabkirche für die Bourbonen vorgesehen; die sofort an unser Projekt erinnernde, weit in den Oberraum geöffnete Gruft mit dem Sarg Napoleons wurde aber erst 1840—61 von Louis Visconti eingebaut.<sup>21)</sup> Grablegen innerhalb spätbarocker Kirchenräume sind

auch in Süddeutschland nicht ungewöhnlich. In unserer Nähe denke man an die Welfengruft in Weingarten<sup>22)</sup>, die man in den barocken Großbau übernahm, oder an die Grablege der Stiftsmitglieder unter dem Zentralbau (!) des Chores in Kempten.<sup>23)</sup>

Und doch war es eine Pariser Kirche, die d'Ixnard inspirierte. Er schreibt am 30. 5. 1774 an Gerbert: „... j'ai fait deux voyages a Paris expres pour le bien de votre edifice, ou j'ai passé un iver entier avec quatre decinateurs.“<sup>24)</sup> Bei diesen Aufenthalten müssen ihm die Entwürfe für das „Panthéon“, die Kirche der hl. Genoveva auf dem Mont Ste-Geneviève, bekannt geworden sein. Diese 1756 begonnene Votivkirche besitzt eine Krypta, die allerdings in ihrer nach den Plänen von Jacques-Germain Soufflot ausgeführten Form nichts mit dem Projekt für St. Blasien gemein hat. Anregend für d'Ixnard war ein Gegenprojekt des Architekten Laurent Destouches von 1753, das 1770 von Sellier gestochen wurde.



Paris, Ste-Genevieve, Projekt v. L. Destouches, 1753

(Mus. Carnavalet) Foto: Bulloz

M. Petzet<sup>25)</sup> hat diesen gegen Soufflotts Ideen gerichteten Entwurf bekannt gemacht (Abb. 3). Unter einem kreuzförmigen Zentralbau liegt eine Gruft, die deutliche Übereinstimmung mit dem „Idealprojekt“ des d'Ixnard zeigt. Ein mit einer flachen Ringtonne gewölbter Umgang ist durch kreisförmig gestellte Säulen von einem Mittelraum getrennt, der sich zum Oberbau öffnet. Im Mittelpunkt ein Sarkophag, dessen Aufstellungsort in der Oberkirche durch einen Baldachin betont wird.

Warum der Architekt einen nicht ausgeführten Entwurf als Abbild der Abteikirche veröffentlicht, ist leicht erklärbar. Offensichtlich war er so von der Größe seiner Idee überzeugt, die aus einer Abteikirche ein Mausoleum gemacht hätte, daß er

sie unbedingt der Nachwelt übermittelt sehen wollte. Es muß wie Ironie erscheinen, daß er seinen „Recueil“ dem Abt von St. Blasien widmet<sup>26)</sup>. Zum Verhalten d'Ixnards — Veröffentlichung eines Entwurfs statt einer Aufnahme des ausgeführten Baues in einem Werkverzeichnis — gibt es eine berühmte Parallele. 1804 publizierte der Architekt Claude-Nicolas Ledoux seine „Architecture“, in der er zahlreiche Ansichten von Bauwerken gibt, die abweichend von der gestochenen Form ausgeführt waren.<sup>27)</sup>

Schmieder hat sicher zu Recht vermutet, daß Gerbert glaubte, in seiner durchaus klosterfeindlichen Zeit „in diesen Gebeinen der Ahnen des allerhöchsten Kaiserhauses treue Hüter seines Klosters zu besitzen.“<sup>28)</sup> Die Gebeine versagten dem Kloster den Schutz:

1806 wurde es aufgehoben. Trotzdem nahmen die Mönche sie mit, als sie nach St. Paul im Lavantale auswanderten. Seit 1809 ruhen die „heros de l'auguste maison d'Autriche“<sup>29)</sup> in der Gruft der dortigen Klosterkirche.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Den Anstoß zu dieser Miscelle gab eine Übung über den Abbé Laugier unter Leitung von Prof. E. Forssman, 1972. Zu d'Ixnards Leben und Werk vgl. L. Vossnack, P.-M. d'Ixnard (Diss. Frankfurt), Remscheid 1938; H. Klaiber, Der Stuttgarter Architektur-Sammelband von Pierre Michel-Dixnard, Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 6 (1969), S. 161 ff.

<sup>2)</sup> Zur Geschichte des Klosters, zu den Planungen und zum Neubau vgl. die grundlegenden Forschungen von L. Schmieder, Das Benediktinerkloster St. Blasien. Eine kunstgeschichtliche Studie, Augsburg 1929. Vgl. auch P. du Colombier, L'architecture Française en Allemagne au 18<sup>e</sup> siècle, Paris 1956, S. 196 ff. Zum Leben des berühmten Bauherren s. zuletzt W. Müller, Martin Gerbert. Fürstabt von St. Blasien 1720—1793, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 12/1972, S. 100 ff.

Grundlegend für die Kenntnis seines Lebens sind seine Briefe, die G. Pfeilschifter (Korrespondenz des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien I 1752—1773, Karlsruhe 1931; II 1774—1781, Karlsruhe 1934) und W. Müller (Briefe und Akten des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien I Politische Korrespondenz 1782—1793, Karlsruhe 1957; II Wissenschaftliche Korrespondenz 1782—1793, Karlsruhe 1962) herausgegeben haben.

<sup>3)</sup> Es scheint selbst Architekturhistorikern entgangen zu sein, daß der ausgeführte Bau unter dem Zentralraum keine Gruft besitzt; man vgl. Paul Klopfer, Von Palladio bis Schinkel, Esslingen 1911, S. 43.

<sup>4)</sup> C. L. V. Meeks, Pantheon-Paradigm, Journal of the Society of Architectural Historians 19 (1960), S. 135 ff.

<sup>5)</sup> Die Bildlegenden des „Recueil“ sind abgedruckt bei L. Schmieder, op. cit., S. 102.

<sup>6)</sup> Pfeilschifter I 376 ff.; aus Anlaß der Translation erschien 1772 in St. Blasien die Schrift: De translatis Habsburgo-Austriacorum principum,

eorumque coniugum cadaveribus ex ecclesia cathedrali Basileensi et Monasterio Koenigsveldensi in Helvetica ad conditorium novum Monasterii S. Blasii in Silva Nigra.

<sup>7)</sup> Pfeilschifter I 384; I 393.

<sup>8)</sup> Pfeilschifter I 389.

<sup>9)</sup> Pfeilschifter I 402.

<sup>10)</sup> Pfeilschifter I 399.

<sup>11)</sup> Müller II 6 (16. 1. 1782).

<sup>12)</sup> Pfeilschifter I 423.

<sup>13)</sup> Pfeilschifter I 445.

<sup>14)</sup> Pfeilschifter I 403.

<sup>15)</sup> L. Schmieder, op. cit., S. 168.

<sup>16)</sup> Müller II 637 (Gerbert an die Kammerfrau von Fischer).

<sup>17)</sup> L. Schmieder, op. cit., S. 155; Anhang S. 61.

<sup>18)</sup> J. Formigé, L'abbaye royale de Saint-Denis. Nouvelles recherches. Paris 1960.

<sup>19)</sup> K. Gallwitz, Untersuchungen zum italienischen Grab- und Memorialbau des 15. und 16. Jahrhunderts, Diss. Göttingen 1957; F. Deuchler, Reclams Kunstführer Paris, Stuttgart 1970.

<sup>20)</sup> A. Blunt, François Mansart and the origins of French classical architecture, London 1941; Katalog F. Mansart, Paris 1971, Nr. XXVI.

<sup>21)</sup> Zum Invalidendom (Saint-Louis des Invalides von Jules Hardouin-Mansart, 1680—1706), vgl. bes. P. Reuterswärd, The two churches of the Hôtel des Invalides, Stockholm 1965.

Deutlich vom Invalidendom inspiriert ist der Entwurf des Berliner Doms, den Jean de Bodt 1711/13 für Friedrich I. von Preußen schuf; s. P. du Colombier, op. cit., S. 105 ff.

<sup>22)</sup> E. König, Die süddeutschen Welfen als Klostergründer, Stuttgart 1932. H. Schnell, Weingarten, München—Zürich 1972, S. 40.

<sup>23)</sup> M. Roediger, Die Stiftskirche St. Lorenz in Kempten. Ein Beitrag zur Geschichte der süddeutschen Barockarchitektur, Burg b. M. 1938, S. 2.

<sup>24)</sup> Müller II 652 (d'Ixnard an Gerbert, 30. 5. 1774).

<sup>25)</sup> M. Petzet, Soufflotts Sainte-Geneviève und der französische Kirchenbau des 18. Jahrhunderts, Berlin 1961, S. 166, Abb. 43/44. Abb. 3 verdanke ich der Freundlichkeit von Michel Gallet, Paris, Musée Carnavalet.

<sup>26)</sup> Die Widmung auch bei Schmieder, S. 101.

<sup>27)</sup> C.-N. Ledoux, L'Architecture considérée sous le rapport de l'art, des mœurs et de la législation, Paris 1804.

<sup>28)</sup> L. Schmieder, S. 155.

<sup>29)</sup> Pfeilschifter I 402 (Marschall von Zurlauben an Gerbert, 8. 11. 1770).

## Ida Preusch-Müller †

Am 23. Juni wurde in Müllheim die alemannische Mundartdichterin Ida Preusch-Müller zu Grabe getragen. Sie war eine der stillen und innerlich reichen Frauen, deren Gemüt und Geist sich wie eine klare Quelle im Mundartgedicht Bahn bricht. Wir finden viele solche Dichterinnen im Land am Oberrhein. „Alles, Heimet, isch dii Lied“ heißt der Gedichtband, den Ida Preusch herausgebracht hat. Daneben hat sie Erinnerungen an

ihre Jugendzeit in dem köstlichen Erzählband „Das Geheimnis der Tante Perkula“ zusammengefaßt. Leider sind beide vergriffen.

Das feine, schlichte Wesen der verstorbenen Dichterin kommt wohl am besten in dem Gedicht zum Ausdruck, das ihr Gerhard Jung, Heibelpreisträger 1974, zum Abschied schrieb.

### *Fiini, liisi, gueti Frau*

*E Mueterherz stoht still,  
un hät so schnell un heiß doch gschlage,  
un hät e rüchis Lebe duretrage  
für anderi.*

*„Wie unse Herrgott will!“  
I mein, i hör si s hüt no sage.*

*Si hät so frohi Auge gha  
un all e Lache in de fiine Fältli.  
E Lache, wo us jedem Spältli  
e liebi Seele useschlupfe cha  
un lustig sii im eigne, chliine Weltli.*

*Un hät no öbber soviil Leid  
im stille Chämmerli durlitte?  
Hät eins de Tod erbarmeloser bschnitte  
im Liebste?*

*Un wie hät si s trait!  
E zarti Frau, un so ne schwere Bütte!*

*E zarti Frau. E Tröpfli Morgetau,  
so wie si als an Gras un Rispe hänke,  
und grad so still un chöstlich im Verschenke.  
E fiini, liisi, gueti Frau.*

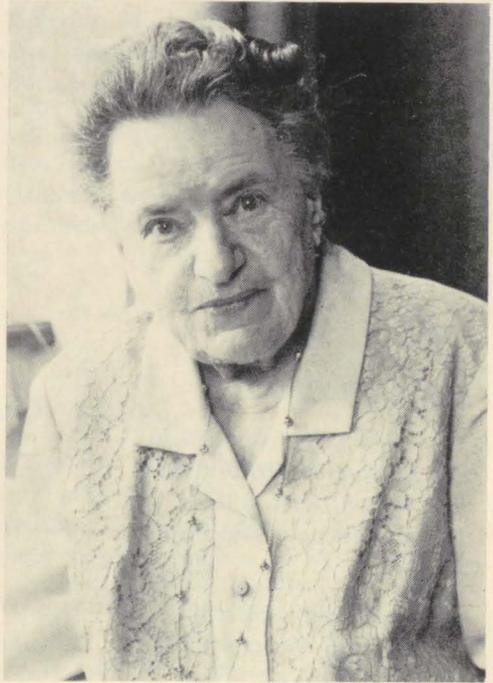
*Mr wänn mit Liebi an si denke!*

Zum 85. Geburtstag von  
**Lina Kromer und Hedwig Salm**



*Lina Kromer*

Foto: J. Wenk-Madoery



*Hedwig Salm*

Foto: Hans Krummer

Es ist eine Gnade, wenn man dieses Alter erreichen darf. Wir freuen uns mit den Markgräfler Jubilarinnen, die beide in diesen Tagen – Lina Kromer am 3. 9., Hedwig Salm am 14. 9. – ihren 85. Geburtstag feiern durften, gratulieren ganz herzlich und verbinden damit die besten Wünsche für ihr weiteres Wohlergehen. –

Beide haben uns mit ihren Gedichten reich beschenkt. Ihr Werk wurde schon in früheren Ausgaben der „Badischen Heimat“ in Heft 3/1954, Heft 3/4/1964 und im Ekkhart-Jahrbuch 1956 gewürdigt. Wir lassen heute die beiden verehrungswürdigen Dichterinnen mit einer Auswahl ihrer Gedichte zu uns sprechen.

*Spruch*

Saie un ärne,  
's isch allewil 's glich.  
Saie un ärne,  
's mach allewil rich.  
E Chorn in Bode,  
e Wort ins Wit,  
du ärnsch vo jedem,  
vo jedem, wenn's Zit!

*E Maiedag*

Wie d'Levatfelder glüebe,  
goldgeel im frische Grünen.  
Wie alli Matte blüebe  
un d'Imme so drin dien!  
E Wind goht in de Bäume.  
Er chrüslet numme lis.  
E heimli Wasser näume  
singt neu si alti Wis.  
Ei Schwalbe no dr andre  
fliegt übers sunnig Feld.  
die wiße Wolke wandre.  
Wie schön, wie schön isch d'Welt!  
Wie schön, trotz allem Böse  
dur Menschenhaß un Strit,  
uns sone Dag cha löse,  
was dunkel in eim lit.

*Schöpfer un Gschöpf*

Himmel un Erde,  
Wasser un Land,  
Sunne un Sterne  
schafft all's di Hand.

Was do vorhande,  
öb groß, öb chlei,  
us dir isch's worde,  
bunde un frei.

Mir wenn ergründe  
's Lebe, d'Natur,  
meine mir heiges  
un sehn erscht e Spur.

*Obefriede*

Im letschte Liecht, im letschte Glanz,  
gefüllt mit blaue Schatte,  
stöhn d'Berg z'ringsum  
as wie ne Chranz  
um Dorf und Feld un Matte.

Es ruscht dr Bach, e Vogel singt,  
e Wind goht in de Bäume.  
Was duet's eim a,  
was lockt un winket,  
as riefte öbber näume.

D'Nacht chunnt bal, dr Näbel stigt,  
d'Sunne isch scho dunde.  
Mi Herz würd still,  
es lost un schwigt,  
un het dr Heimweg gfunde.

## Heimweh

Mir liegt ein fernes Land im Sinn,  
das nur mein Heimweh kennt.  
Und wo ich weile, wo ich bin,  
mein Herze darnach brennt.

Klingt eines Wandervogels Schrei  
herbsüß und sehnsuchtsschwer,  
kommt meiner Seele immer neu  
Heimruf und Gruß dorthier.

Wenn öffnest deine Tore du  
zur vollen Herrlichkeit?  
Wann kommt in dir mein Leid zur Ruh,  
Land der Vollkommenheit?

## Im Rauschen der Wälder

Im Rauschen der Wälder,  
im Raunen des Windes  
webt das Geheimnis  
der flüchtigen Zeit,  
im Reifen der Felder,  
im Werden des Kindes,  
in sterbendem Leben  
Unendlichkeit.

Die Wasser, sie rinnen,  
sie fallen und steigen,  
erhalten, zerstören,  
wir achten es nicht.  
Ihr dunkel Beginnen  
deckt ewiges Schweigen,  
des Wandels Vollendung  
hütet das Licht.

## Einem Suchenden

Was quälet dich der Zweifel Fülle?  
Sieh einer Raupe Sterben an:  
Ein Schmetterling verläßt die Hülle,  
frei schwebend seine Sonnenbahn.

Ein Adler muß empor zur Sonne,  
dem Maulwurf taugt der dunkle Schacht.  
Geheimnis ist des Lichtes Wonne,  
ist Lebens- und ist Todesmacht.

## Die Hand

Wer es noch abnt, der lerne  
im Dunkel unsrer Not  
zu achten auf die Sterne,  
das erste Morgenrot.

Wer es noch fühlt, der wage  
zu hören auf den Ruf,  
der im Lärm der Tage  
geheime Stille schuf.

Wer es glaubt, der fasse  
noch an des Abgrunds Rand,  
noch mitten aus dem Hasse,  
nach jener starken Hand,

der Hand, es ist die Eine,  
die alles trägt und hält,  
das Meine und das Deine  
und das der ganzen Welt.

*Jo oder Nei*

*Dur e Liide mueß me dure,  
welleweg — so oder so.  
In ere Iisicht ufde Spure  
lehrt me s besser überstob.*

*Wer wott nit en Engel grüesse,  
wo eim d Hand uf d Stirni lait?  
Triffst eim wie ne Trost, e süesse,  
isch dermit scho alles gsait.*

*S Jo un s Nei im Menschelebe  
sott men usenanderflechte:  
Wenn s ie sich mitnand verwebe  
gits im Herz kei Ton, kei echte.*

*Denke un bsinne*

*Bliib in dinere Welt tiefinne,  
aber schaff au duß, was chasch.  
D Hauptsach ischs, aß du bim bsinne  
Wasser usem Felse schlabsch.*

*Wasser, sag i — us de Steine!  
S würd eim menggmol öbbis gschenkt:  
Glaube mueß me, anstatt meine —  
Bsinne isch no meh as denkt!*

*In der Stilli*

*O du Stilli,  
sag, was will i?  
Loose, was du alles weisch?  
Überlege,  
gohts dergege,  
öb du mir au s Richtig saisch!*

*In der Chürzi  
lit jo d Würzi,  
doch du spinnsch e länger Garn:  
„Denk an d Wendi  
ganz am Endi“  
tönt dy Stimm — i mein, sie warn!*

*D Muettersproch*

*Viel cha dur sie dureschimmere,  
wemme s no so eifach sait.  
Sterne chönne innere flimmere,  
wo me tief im Herz inn trait.*

*Inne, usse — usse, inne —  
Wit glängt s Wort un d Muettersproch!  
Tuet me si ufs Eige bsinne,  
lit en Acker all no broch . . .*

## Schöner Sommertag

Der Friede atmet hauchgleich  
überm hingedehnten Land,  
die weißen Wolken  
sind wie Sehnsuchtsengel ausgespannt.  
Man möchte wo im Blauen  
seinem bessren Selbst begegnen  
und liebend,  
wie mit weithin ausgereckter Hand,  
den schwanken Grashalm  
und die sanfte Blume segnen!

## Einsame Stunde

O wenn ich doch ein grünes Blatt  
und einen rechten Regen rauschen hörte!  
Die Stille vor den Fenstern macht so matt,  
als ob sie schon zur Grabesruh' gehörte.

Erklänge eines Menschen Tritt  
vorbei am Haus, an meines Gartens Hage,  
trüg' irgendwer auf fremden Schultern mit  
die Last der Einsamkeit und ihre Plage!

## Rose im Herbstwind

Noch ist die Rose voll erschlossen.  
Sie wiegt sich, mild vom Licht umflossen,  
im kühlen Windhauch, der sie sacht verführt,  
sich leis im Tanz mit ihm zu drehen.  
Sie läßt's gemach mit sich geschehen,  
kein Feuer ihre Leidenschaft mehr schürt.

Er will es nicht mit ihr verderben,  
kaum, daß sein Kuß der Wangen Schmelz berührt.  
Dann wühlt er doch in ihres Mundes Kerben  
und weiß — sie hat des Todes Werben  
längst vor dem seinigen verspürt . . .  
Der Wind huscht fort. Die Rose soll nicht sterben.

## Sterne am Abend

Sterne, bleibet über mir und leuchtet,  
wenn die Nacht mir in das Auge fällt,  
und ihr kühler Tau die Stirn mir feuchtet —  
Sterne, bleibet über mir am Zelt!

Wenn die Dinge dunkel mir entgleiten,  
male eures Glanzes goldner Stift  
in des Lebensbuches letzte Seiten  
mir des Himmels Trost in heiliger Schrift.

# Sicherung wertvoller Archivbestände

Zum 65. Geburtstag von Albert Köbele, Grafenhausen/Ortenau

Verdienste um die badische Familiengeschichtsforschung

Karl Friedrich Kirner, Konstanz

In der badischen Geschichts- und Familiengeschichtsforschung nehmen die von Albert Köbele veröffentlichten Schriften und die von ihm erarbeiteten und herausgegebenen Ortssippenbücher einen besonderen Raum ein. Sie dienen nicht nur der Verbreitung genealogischen Schrifttums zum Nutzen der breiten Öffentlichkeit, sie dienen auch der Sicherung von Daten und Fakten aus den unersetzlichen Urkunden der Gemeinde- und insbesondere der Kirchenbucharchive. Ihre unschätzbare kulturgeschichtliche Bedeutung ist unumstritten.

Über die Bedeutung der Familiengeschichtsforschung schreibt Albert Köbele in seinem Beitrag „Die Gegenwartsaufgabe der Genealogie“ (Zeitschrift Bad. Familienkunde 1, 1958): „Genealogie ist heute notwendiger denn je, da es gilt, den Menschen in seinem Flug bis an die Grenzen, in seiner Vereinigung und in seiner Bindungslosigkeit immer wieder an sich selbst und an die Ursprünge zu erinnern. Genealogie ist die Mitte

der Wissenschaften, sie ist Mittelpunkt, von dem aus das Ganze wie aus einem allumfassenden Organismus zu überblicken ist und die Gesetzmäßigkeit alles Lebendigen sichtbar und spürbar wird.“

Neben seiner verlegerischen Tätigkeit (seit 1951: 32 badische Ortssippenbücher und 16 Jahrgänge der Zeitschrift „Badische Familienkunde“) hat Albert Köbele zahlreiche heimat- und familiengeschichtliche Aufsätze veröffentlicht. Er ist Mitarbeiter des Ausschusses für badische Familienforschung des Landesvereins Badische Heimat und Ehrenmitglied der von ihm mitgegründeten Interessengemeinschaft für Familiengeschichtsforschung (Sitz Konstanz). Beim Freiburger genealogischen Arbeitskreis ist er im Vorstand tätig.

Nicht nur die badischen Familienforscher, auch große Teile der Bevölkerung wünschen Herrn Köbele ein weiteres erfolgreiches Wirken.

# Gestalten aus Süd und Nord um Joseph von Laßberg

Paul Malthan, Freiburg

## 1.

Als der Freiherr Joseph von Laßberg im Herbst 1814 seiner geliebten und bewundernten Herrin, der Fürstin-Mutter Elisabeth zu Fürstenberg, auf den Wiener Kongreß folgte, stand er nach eigener späterer Erkenntnis an der Wende seines Lebens. Hier kulminierte und erlosch die öffentliche Wirksamkeit, die dem Sohn einer fürstenbergischen Forstbeamtenfamilie durch die Zuneigung einer fürstlichen Frau und den Zwang einer geschichtlichen Stunde zugefallen war. Im letzten Schein des versinkenden Reiches hatte der Paladin neben der Herrin für die Reichsstandschaft ihres unmündigen Sohnes Karl Egon gegen die usurpierte Macht der neuen Rheinbundsoveräne Baden und Württemberg gekämpft. Persönlich hatte dieser Kampf den Landesjägermeister zum allmächtigen Administrator der fürstenbergischen Lande emporgehoben, aus dem Vertrauensmann der entmachteten Reichsunmittelbaren endlich den Mitdelegierten des Wiener Kongresses und k.u.k. Kammerherrn gemacht.

Als allgegenwärtiger Berater steht Laßberg hinter jener eindrucksvollen Szene, die von den Akten des Kongresses unter dem 22. Oktober 1814 verzeichnet wird: dem Empfang einer Deputation „vormals regierender Reichsfürsten und Reichsgrafen“ — süddeutscher und rheinischer — durch Kaiser Franz von Österreich. Das Wort führt die Fürstenbergerin, eine imponierende Vertreterin des ancien régime und einer neuen Geistesfreiheit. Sie erinnert den Monarchen an die „altbewährte unerschütterliche Treue der Reichsstände zu Kaiser und Reich“ und verweist mit Recht auf die Opfer an Blut und Geld, die noch in den letzten Kriegen gegen Frankreich gebracht worden seien. Folgerichtig gehört für sie in der Stunde des

Sieges die Forderung der Mediatisierten nach Rückgabe der „unveräußerlichen Rechte ihrer Häuser“ zusammen mit der Versicherung, „daß wir keine Gewährleistung einer Verfassung voraussehen, wenn nicht der Vater so vieler und so großer Völker sich bewegen läßt, unser Vater und Kaiser wieder zu werden.“

Die huldreich-nichtssagende Antwort des Kaisers kündigt das Ende an. Das Reich ist tot, seine Säulen sind zerbrochen, die alte Krone wird zum großdeutschen Traum. Die vorderösterreichische Nachbarschaft der Schwarzwaldresidenz mit der Stadt Freiburg, wo die Fürstin dem Habsburger ihren Sohn vorgestellt hatte, bleibt badisch wie die Hoheitsgebiete der Fürstenberger. So kann die Regentin dem volljährig gewordenen Sohne nur die Würde des „Ersten Standesherrn“ im Großherzogtum erringen.

Paßt sich Elisabeth staatsklug den Gegebenheiten des „Heute“ an, so zieht der Freund sie mit seinen vergilbten Pergamenten ins „Gestern“ zurück — nicht, wie der ewig mißtrauische König von Württemberg wähnte, um die „Privilegien des Feudalismus“ zu belegen; auch nicht nur aus sentimentaler Romantik: Für Laßberg ist der „Deutsche Bund“ ein Machwerk ohne Woher und ohne Zukunft. Was ihn mit dem alten Mitstreiter, dem Freiherrn vom Stein, nach dem Scheitern der Wiener Hoffnungen zusammenführt, ist die gemeinsame Sorge um die Hinterlassenschaft des toten Reiches und die gefährdete Kontinuität der deutschen Geschichte. Laßberg tritt der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ bei, die nach Steins Plan die in der napoleonischen Umwälzung zerstreuten Urkundenschatze der aufgelösten Herrschaften vor dem Untergang bewahren und die „Monumenta Germaniae historica“ strenger wissen-

schaftlicher Arbeit im Dienste nationaler Erziehung unterbreiten sollte.

Gemeinsamkeit geschichtlichen Erinnerens als künftiges Band aller deutschen Stämme und Staaten, eine große volkerzieherische Aufgabe für alle geistig und politisch Führenden: diese Grundideen Steins leiten auch Laßberg beim Betreiben eines Gedankens, der seinen Niederschlag in einem weiteren Dokument gefunden hat. Die Beobachtung, daß in den Wiener Salons Edelleute aus allen deutschen Landen — weit über die schwäbisch-fränkische Nachbarschaft des Hauses Fürstenberg hinaus — zusammentrafen, legte den Gedanken nahe, daß nur der Adel als Träger der Reichsgeschichte berufen sei, zwischen den Territorien wie zwischen Vergangenheit und Zukunft zu vermitteln. Indem sein „Plan zu einem allgemeinen Adelsverein durch ganz Deutschland“ an Einrichtungen des alten Reiches anknüpfte, konnten die neuen politischen Grenzen geistig überwunden werden. Eine Einteilung in „Kreise“ und „Gäue“ war vorgesehen, die von den schweizerischen Randgebieten Schwabens bis nach Westfalen und Niedersachsen, im Osten bis nach Böhmen reichen sollten.

Diesem nach mittelalterlichem Muster seltsam zeitfremd organisierten „freundschaftlichen Bund“ wird der Zweck zugewiesen, „durch Verbreitung moralischer Grundsätze und wissenschaftlicher Kenntnisse auf eine höhere Bildung des Standes zu wirken“. Das Programm ruft die Standesgenossen auf, „alles zu sammeln, was auf teutsche Sprache, Sitten, Geschichte, Kunst und Altertümer bezug hat“ und durch Austausch und geselligen Verkehr zu beleben. Diese beiden Forderungen aber stehen nun unter dem Aspekt aktueller Standespolitik. Im nachrevolutionären Zeitalter muß die alte Herrschicht ihre Aufgabe neu bestätigen. Wenn der Adel die „Weiterentwicklung des von der Fremdherrschaft befreiten Volkes“ in die Hand nehmen wolle, dann müsse

er im Anfang des Bürgerjahrhunderts der „gebildetste Stand“ werden, der erste Stand — jetzt vom Volke, nicht von den Fürsten her gesehen.

Doch der Adelsverein erwies sich nicht als unteilbar und unzerreißbar, wie sein symbolischer Name „Kette“ verhiieß. Hatte Laßberg das Ende der fürstenbergischen Landeshoheit wohl als geschichtliche Notwendigkeit hingenommen, so bedeutete die Kurzlebigkeit der „Kette“ für ihn ein nicht wiedergutzumachendes Versagen der Institution Adel, und wenn er dem „schönsten Traum, der mir am Abend meines Lebens erschien“ nachtrauerte, dann vielleicht auch deshalb, weil er sich hier eine zukunftsweisende größere politische Tätigkeit versprochen haben mochte. Das, was er erwartete, die „Adelsreform an Haupt und Gliedern“, die „moralische Revolution“, blieb einem „Morgen“ vorbehalten.

Da es für Laßbergs Empfinden keine Brücke ins fürstenbergische Gestern und Vorgestern mehr gab, zieht er sich in der Vollkraft der Vierziger Jahre und für fast weitere vierzig Jahre ins Leben des Privatmannes zurück wie sein weit älterer Bundesgenosse Stein. Fällt diesem das Stiftsgut Kappenberg in Westfalen zu, dem Wirkungsfeld seiner frühen Mannesjahre, so findet Laßberg außerhalb des badisch gewordenen Schwarzwaldes, aber noch im alten „Kreis Schwaben“, das Adelsgut Eppishausen im Thurgau. Die beiden gestellte Aufgabe, die „Leere“ beschäftigungslosen Alters „auszufüllen durch Wissenschaft“, löst Laßberg, indem er für seine Person die „Ketten“-Paragraphen verwirklicht: indem er alles sammelt, „was auf teutsche Sprache . . .“ Bezug hat, und eine einzigartige Gastfreundschaft in Austausch und Auswertung der Funde übt. Auch darin bringt ihm die zersprungene „Kette“ persönlichen Gewinn, daß er den Kreis freundschaftlich vertrauter „Kettenbrüder“

*Schloß Eppishausen  
im späten Mittelalter*



über den heimischen Bereich hinaus vor allem nach Westfalen hin erweitert.

2.

Der Name Eppishausen bezeichnet in Laßbergs Leben nicht bloß den zufälligen Schauplatz der beiden kommenden Jahrzehnte, sondern den Inbegriff der Züge, die sein historisches Bild vorgeformt haben.

Laßbergs Gefühl verlieh dem Besitz vorab den Rang des Asyls. Hatte seine Selbstgefälligkeit sich schon in Napoleons Tagen etwas auf seinen „teutschen Nacken“ zugeute getan, „der sich vor keinem Götzen dieser Zeit zu beugen weiß“, so schien ihn nach der Wiener Enttäuschung der gleiche Trotz in die Schweiz zu führen, wo man noch „seiner persönlichen Freiheit und seines

Eigentums wird froh werden können“. Wenn jetzt der „Lehensträger“ seine Herrin empfängt, geschieht es mit der Gebärde des Landedelmannes alten Stils, der die eigene Scholle bestellt und seine Bauern betreut. Das entsprach wohl seit langem mehr seinen Wunschvorstellungen als das Kommandieren in der fürstenbergischen Höflings- und Beamtenhierarchie. Nun klingt es grob und übertreibend: „In Donaueschingen hatte ich einen Stall voll Esel unter mir“. Eppishausen gibt ihm endlich das Bewußtsein vollkommener Unabhängigkeit.

Daß Laßberg auch weiterhin das wissenschaftliche Sammeln und Forschen, Inhalt seines „ehrsamen Müßiggangs“, mit Vorliebe vom Standort des Adels ansieht, zeigt eine Briefstelle: „Es freut mich, daß auch Sie in Sachen der vaterländischen Geschichte arbeiten: Ich kenne nebst dem Landbau keine eines ächten Edelmannes würdigere Beschäftigung in Friedenszeiten und für mich auch keine genußreichere“. Die ergänzende Bemerkung, daß der Edelmann in Kriegszeiten an die Spitze der Landwehr gehöre, rundet sein seltsam verspätetes, mittelalterliches Weltbild ab. Nicht dem „Götzen der neuen Zeit“ dient Laßberg, sondern den hohen Geistern der Vergangenheit, die er auf eigenartiger Weise in seiner Person zu vergegenwärtigen sucht.

Zu den heimatlich vertrauten Wegen durchs Schwabenland rings um die Gestade des Bodensees, die jetzt die ehemalige Residenz Donaueschingen und den Witwensitz seiner Fürstin auf dem Heiligenberg mit dem Thurgauschloß verbinden, hatte sich schon früh ein gleichsam mythischer Weg gesellt, dem er auf den Spuren eines verschollenen Ritter- und Sängergeschlechts, magisch angezogen, von Immenstaad über Konstanz wieder nach Eppishausen folgt. Aus der seltsamen, bis zum Tode währenden Bindung an den Singer Konrad von Helmsdorf aus der einst hier ansässigen Familie,

gewinnt der Schloßherr für ihn und sich in Eppishausen die fehlende Väterburg.

Wonach er hier greift, ist ein anschauliches Sinnbild des persönlichen Verpflichtetseins gegenüber dem dichterischen Erbe des „Singergaus“ aus den Tagen der Hohenstaufen. Wenn er die verstreuten dichterischen Zeugnisse der „treuherzigen Sprache unserer lieben Altvorderen“ in den Bänden seines „Liedersaals“ zusammenträgt, sucht er dort auch dem Singer Konrad den ihm gebührenden Platz zu sichern. Er setzt die Forschungen nach verlorengegangenen Gedichten unverdrossen fort, in der Hoffnung, „diese Erbschaft meines ehrenwerten Vorfaren (!) noch einmal zu entdecken“. „Ihm zu Ehren“ läßt er dann auch ein Titeltkupfer von Eppishausen, wie es vielleicht „zu seiner Zeit ausgesehen hat“, nach einer alten „Ofen Kachel“ dem ersten Band voransetzen. Und unter den bunten Glascheiben, die der Schloßherr in die Fenster seines Zimmers setzt, findet sich vor allem das Wappen des Geschlechts — zwei weiße Einhörner auf rotem Grund. Wie sehr ihm das Verschollene zu gegenwärtigem Leben wird, zeigt sich nicht nur im Mittelalterlichen von Stil und Schreibweise. Gleich in der ersten Vorrede kommt er zu befreiendem und ermutigendem Austausch mit dem unsichtbaren Gegenüber.

Er denkt an alle, die „vor vielen Jahren in meiner Nachbarschaft gesessen und gesungen hätten, und zählt sie; do fand sich, daß deren zum wenigsten zwanzig wären, Pfaffen und Laien, und daß ich, so sie lebten, zu jedem von hier wol ze Imbiss riten möcht und sie zu mir.“

Dieser Chronik hat der ältere Freund Joseph Albrecht von Ittner die reizvolle Schilderung einer gemeinsamen Reise beigegeben: „Mein Freund bestieg alle Burgen . . . und unterhielt uns mit den Sagen und Begebenheiten der Geschlechter, die sie vor Jahrhunderten bewohnten. Wir sahen manchen hohen Saal, an den Wänden mit





*Reichsfreiherr Joseph von Laßberg 1770—1855*

Vielleicht hängt es damit zusammen, daß der Mann, der die Singer-Welt aus dem Abstand eines halben Jahrtausends vor seine Augen holen konnte, für die Dichtung der eigenen Zeit keinen Blick besitzt. So

hat er von den Schwabendichtern nicht einmal den Freund Ludwig Uhland als Dichter, sondern als Gelehrten geschätzt. Eppishausen wird kein „Musenhof“. Die vielen, die hier einkehren, sind auch keine



*Maria Anna (Jenny) von Laßberg, geb. Freiin Droste zu Hülshoff*

Edelleute, sondern bürgerliche Büchermenschen, und was Laßberg mit ihnen zusammenführt, ist das Wissen, daß sie alle in der nationalromantischen Zeitströmung am Ausgang des Reiches dahintreiben, be-

strebt, die mannigfachen Lebensäußerungen „unserer Altvorderen“ ans Licht zu heben. Er ist ihr Weggefährte und nicht selten Wegbereiter, aber nie Zunftgenosse. Sie empfangen und geben wertvolle Anregungen

und bewahren den eigenwilligen Außen-seiter vor Isolierung und Stagnation.

Was Eppishausen dann doch zu einer Art „Museum“ macht, ist das Lebensklima, das den adeligen Mäzen umgibt. Hier schütteln die Gäste den Druck täglicher Berufspflicht ab. Ihre gewohnte Umgebung — Studierstube, Hörsaal — wird unwirklich in der Luft der Berge und in der Begegnung mit einem freien Menschen. Die Großzügigkeit, mit der der Hausherr nicht nur seine Schätze — Handschriften, Bücher, Bilder — zur Nutzung preisgibt, sondern auch seine Forschungsergebnisse unbekümmert austreut, als dürfe es im Raum gemeinsamen Strebens kein ängstlich gehütetes Privateigentum geben, verrät wirklich den Edelmann. Und wenn seine Germanisten-Freunde dem Gewesenen bei aller Sympathie mit der Kühle methodisch-kritischer Betrachtung gegenüberstehen, dann geht Laßberg in das Vergangene ein und holt es zugleich in seinen Tag herüber. Weil er mit und in den Dingen lebt, die er um sich häuft, gewinnen sie eigenes Leben und echten Stil.

### 3.

Dem Lebensalter nach steht Laßberg in der Mitte zwischen dem aufgeklärten Schöngest Ittner und Jacob Grimm, dem gelehrten Jünger der Romantik. Erst die Wende der zwanziger Jahre führt Grimm und den sechzigjährigen „Meister Sepp“ nach der ersten Begegnung in Wien wieder nahe zusammen. Als Auftakt ein Eppishausener Brief vom Sommer 1829, der im Schöpfer der deutschen Altertumswissenschaft den verstehenden Freund sucht.

„Im Jare als man zalt von unsers Herren Geburt tausend Jar und siebenhundert Jar und achtzig und sechs Jar, an Sankt Johannis Tag zur Sonnenwende, da nam ich das erste Schwert aus den Händen meines ritterlichen Oheims Conrad von Malzen, dessen Seele Gott gnädig sein wolle.“

Bisher hat er den Jahrestag seines großen Erlebnisses „im stillen“ für sich gefeiert; „denn von denen, die da leben, versteht doch nur selten einer, was das ist.“ Offenbar ist es weit mehr als die „schöne Jugenderinnerung“, die der sachliche Empfänger wahrnimmt. Schon der gemeinsame Ritt, den der Onkel, Rittmeister bei einem elsässischen Husarenregiment, mit dem jungen Kadetten von der Garnison Landau zur Trifels-Ruine unternimmt, gerät absichtslos in die Nähe großer Historie: ungestört vom Grollen der nahenden Revolution träumt der Junge nachts zuvor „von seinem Landsmanne Kaiser Friedrich dem Rotbarte“. Dann folgt er mit geschärften Sinnen allen Einzelheiten des Weges bis hin zur Kapelle.

„Ich trat mit einer solchen Rührung hinein, daß mir schon da die Tränen aus den Augen fielen; denn ich dachte an alle die Männer, die vor mir darin gestanden hatten.“ Das sorgsam eingewickelte neue Schwert kommt zum Vorschein. „Eigentlich war es ein Husarensäbel; aber wir nannten es damals ein Schwert. Nachdem der Oheim hier einen nicht kurzen Vorhalt gemacht hatte, was ein Mann und ein Schwert sei und wozu es nur erlaubt sei, das letztere zu brauchen . . . zog er die Klinge aus der Scheide und gab mir damit drei tapfere Streiche auf meinen Nacken, zu Gottes, des Fürsten und aller guten Frauen Ere.“

In diesem Gefühlserguß eines verspielten Rokoko steckt der schlichte Keim des Mythos vom sechzehnjährigen Laßberg, der als letzter Deutscher auf Burg Trifels den Ritterschlag empfangt. Letzter Ritter also und Treuhänder eines adeligen Kunsterbes — das sind die zwei Leitbilder des Mannes, an die noch zeichenhaft die Schnüre auf seinem Oberrock als Mahnung an seine kurze erlebnissschwere Husarenzeit und der Ohring in Form einer Leier hinweisen. Demgegenüber atmet der verhaltene Bericht, den Grimm einem Fachgenossen von seiner ersten und einzigen Eppishausen-

Reise im Herbst 1831 gibt, die Luft des Biedermeier. So fährt er „mit roten, blauen und gelben Postillons, gerührt und aufgereizt, bewegt und leichtsinnig ein Stück in die Welt hinein.“ Eine gelöste und befreite Stimmung, die den Göttinger Professor von Station zu Station begleitet, die jeweils nicht nur durch wissenschaftliche Zwecke, sondern durch das Wiedersehen mit alten Freunden bestimmt ist — etwa dem Politiker Welcker in Karlsruhe, dem Dichter Ehrenfried Stöber in Straßburg. Neben Bibliotheksfunden wird jeder neuartige Reiseeindruck gewissenhaft registriert: „Dicht bei Kehl liegt Willstedt, ein ehemals Hanauisches Amt. Die Bäuerinnen tragen eine eigentümliche Kleidung und sind auch lauter hübsche Gesichter. Es erinnert mich an Moscherosch, der daher war.“ Dann folgt der Bericht peinlich genau der Route durchs Kinzigtal in den Schwarzwald und über Donaueschingen nach Konstanz und schließlich nach Eppishausen.

Wenn Laßberg im scherzhaften Namensspiel die Ankunft des „grimmigen Jakob“ meldet, so verraten sich darin freundschaftliche Wärme und Respekt zugleich. Und Grimm hat nicht nur vom unermüdeten Stöbern in den Bücherschätzen des Schlosses zu berichten. „Er ist der gastfreieste, freundschaftlichste Mann, den man sich wünschen kann, ordentlich, fleißig und unermüdet.“ Das Überwältigende des Erlebnisses haben beide festzuhalten gesucht:

Laßberg an einen nahen Bekannten: „Dafür nun habe ich keine Worte. Er blieb nur acht Tage bei mir, aber sie stehen unvergessen in meinem Herzen.“ An Grimm: „Noch immer glauben meine Augen, Sie zu sehen und verwundern sich, daß Sie nimmer da sind... Soll das alles nur ein kurzer himmlischer Traum gewesen sein?“

Grimms Dankesbrief holt, weniger emphatisch, doch volle biedermeierliche Wärme in die Göttinger Gelehrtenstube: „Die heitere wohltätige Reise ist wie ein

Traum verschwebt. Links zur Seite im Fenster ist eine sorgsam bewahrte und unversehrt heimgebrachte bunte Scheibe vom Glaser eingefügt, und die immer noch freundliche Herbstsonne leuchtet dadurch; wie sie nicht erbleicht, so wird auch die Erinnerung an die zu Eppishausen erfahrene Freundschaft und Gastfreiheit nicht in meiner Seele untergehen... Im Geiste sehe ich Ihnen noch immer vom Dampfschiff auf das Rorschacher Ufer nach und suche Ihre Gestalt unter der Menge hervor.“

Die schönen Stunden der Gemeinschaft in der „Cella Epponis“ wurden zu Grimms Ärger anfangs überlagert durch den Einbruch von zahlreichen männlichen und weiblichen Mitgliedern der westfälischen Haxthausen-Sippe unter Führung des „Kettenbruders“ Werner. Diese Gefolgschaft war dem Schloßherrn fremd, rückte ihm aber auf einer gemeinsamen kleinen Schweizerreise so nahe, „als wenn wir zusammen gehörten, als wenn wir immer beisammen bleiben sollten.“ Umgekehrt verschwand der „grimmige Jakob“, der den Störenfried nicht unbekannt war, hinter dem geliebten Erinnerungsbild, das die „westfälischen Fräuleins“ sich von seinem kontaktfreudigen jüngeren Bruder Wilhelm malten.

Diesem schreibt ein Mitglied der Wandergesellschaft, Werners Nichte Jenny von Droste-Hülshoff, über den Gastgeber, und er antwortet: „Ich freue mich darauf, Herrn v. Laßberg kennenzulernen“. Aber obwohl sie den Herrn von Eppishausen gebührend preist: „mich dünkt, er hat das beste, redseligste Herz, was man nur finden kann“, wird es nie zu einer Begegnung kommen. Jenny Droste dagegen verlobt sich noch auf dieser Reise mit dem um ein Vierteljahrhundert älteren Laßberg.

So stehen die Grimms gleichsam am Wege des Meisters Sepp zwischen Süden und Norden. Zwanzig Jahre trennen die Thurgaufahrt Jakobs von Wilhelms erstem Be-

such in Bökendorf bei Höxter, dem väterlichen Gut des Freundes Werner. Anders als Eppishausen gehörte Bökendorf zu den Sitzen eines angestammten Adels, und die Haxthausens zählten durch Jahrhunderte zu den „Säulen“ des Bistums Paderborn. Hier findet der bürgerliche Romantiker einen natürlichen Stützpunkt für das Sammeln von Märchen. Dabei helfen ihm die einheimischen „Musen“ in Gestalt zahlreicher Geschwister des Freundes und der münsterländischen Nichten Jenny und Annette von Droste-Hülshoff.

Ins Licht der Geschichte rückt Wilhelm seinen Dank in der Vorrede zur Ausgabe von 1819:

„Die schönen plattdeutschen Märchen aus den Fürstentümern Münster und Paderborn verdanken wir besonderer Güte und Freundschaft . . . Dort in den altberühmten Gegenden deutscher Freiheit haben sich an manchen Orten die Sagen und Märchen als eine fast regelmäßige Vergnügung der Feiertage erhalten.“

Diese romantische Verklärung des alten Sachsenlandes wird zur gleichen Zeit durch den ebenso romantischen Wortführer Schwabens ergänzt.

Damals schreibt Laßberg aus Eppishausen an seinen Kettenbruder Brenken, dessen Vorfahren schon als Lehnsträger des Bistums Paderborn auf der westfälischen Erpernburg saßen:

„Die Geschichte hat in jedem Lande ihre eigene Physiognomie; diese muß man an Ort und Stelle selbst studieren . . . Sie wohnen in einem Lande, wo die Wiege unserer Geschichte ist; ich in einem, wo die glänzendste Epoche des Mittelalters einst ganz Teutschland erhellte und verherrlichte.“

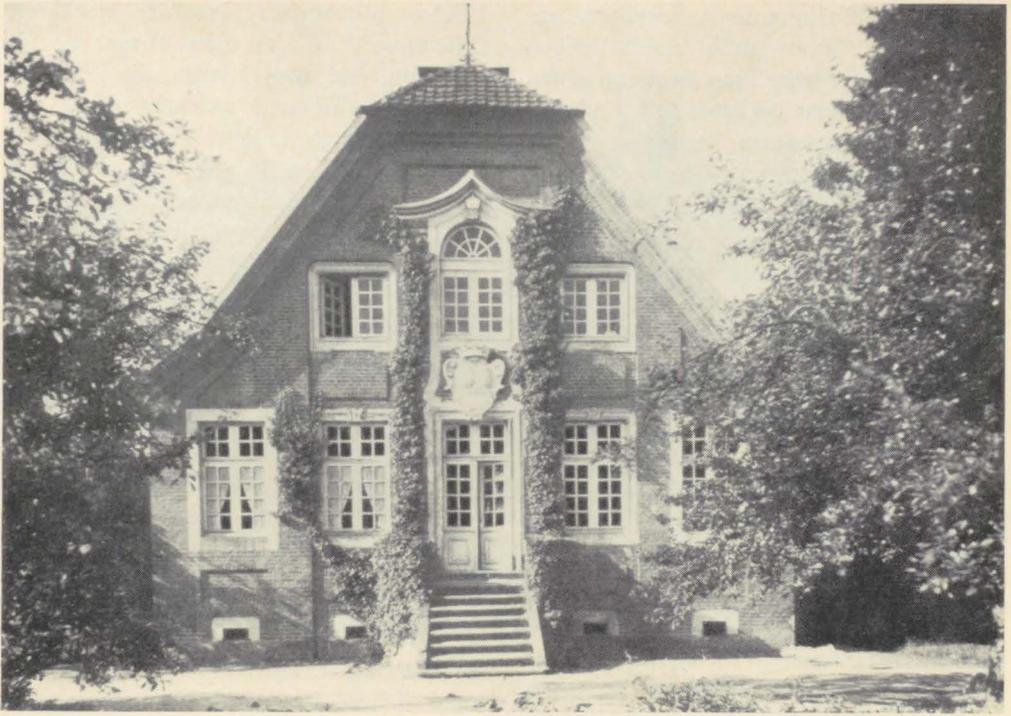
Das Tasten „an Ort und Stelle“ nach der Seele einer eigenständigen geschichtlichen Landschaft ist letzten Endes Wilhelms unermüdlichem Märchensammeln und Laßbergs Durchstöbern schweizerischer Burgruinen gemeinsam.

Und wenn Laßbergs kecke Bemerkung, „ein Thurgauer Bauer könne das Nibelungenlied oft besser verstehen als ein ferner Professor“, die Einseitigkeit des Begeisterten über die Entdeckung verrät, daß das Hochdeutsche seit dem Mittelalter beim „schwäbischen Volk“ in ununterbrochener Folge lebendig geblieben sei, so ist die Parteinahme der Grimms für das Niederdeutsche ebenso einseitig und empfindlich. Um das „Volk“ aber ging es beiden Teilen, und es ist bezeichnend, daß Laßberg Brenken gegenüber für das Verschwinden des eigentümlichen niederdeutschen Dialekts den „zentralisierenden Erobererstaat“ verantwortlich macht. Das entspricht derselben Gesinnung, mochten die Gewalthaber in Berlin oder in Karlsruhe sitzen, die alten Residenzen Donaueschingen oder Münster heißen. So kann sich Laßbergs gefühlsmäßige Abneigung gegen die „nordische Luft“ mühelos mit der Auflehnung der Westfalen gegen die preußische Okkupation vertragen.

Das Tagebuch der Jenny Droste aus diesen Jugendtagen weist neben solchen Spuren der Zeitgeschichte beharrende menschliche Züge auf, so statt der Bereitschaft zu energischer Selbstbehauptung die Neigung zu stiller Beobachtung und eine ruhige Besonnenheit. Es finden sich Beispiele für die im späteren Leben erprobte Gabe, sich den Besonderheiten nahestehender Menschen anzupassen und zugleich ihre Ansprüche stillschweigend oder scherzhaft zu korrigieren. So stellt sich die Frau dar, mit der sich Laßberg später verlobt. Nach einiger Verzögerung darf der Bewerber seinen Reiseträumen die Richtung nach Norden geben:

„Der preußische Postillon fährt mich geradezu nach Westfalen. Fahre zu, Kutscher, und halte dich ja nirgends auf, ich kann nicht bald genug da sein!“

Dieses sonderbare Bild eines ungestümen jungen Liebhabers wurde Jahrzehnte später von einer phantasiebegabten Literatin im



*Rüschaus, Witwensitz der Baronin Droste*

Stil der „Gartenlaube“ weiter ausgeführt: „Es war im Jahre 1830 und einige Jahre vielleicht mehr, als ein großer und stattlich aussehender Mann in einem grünen mit schwarzen Schnüren besetzten Rock, ein leichtes spanisches Rohr in der Hand, aus einem der Tore der alten Stadt Münster schritt, rasch und elastisch. Alle Augen hafteten an der fremden Erscheinung, die so ritterlich und mannhaft, wie ein Musterbild eines adligen Waidmanns und trotz des grauen Haares und des kleinen schneeweißen Knebelbarts so jugendlich kräftig aussah.“

Ziel des munteren Wanderers ist ein „Bauernhaus der roten Erde“, das Rüschaus, Wohnsitz der Droste-Damen, während die Hochzeit im Väterschloß bei Sohn und Bruder gefeiert wird.

Die wichtigsten Stationen auf der Rückreise sind besonders für Laßberg die Erpernburg und das Göttingen der Grimms. Werner

von Haxthausen in Bonn, der seine Nichte in Eppishausen eingeführt hatte, schreibt er emphatisch:

„Ich bin glücklich! . . . Meine Tage verfließen in einer stillen freundlichen Ruhe, mein Weib, so fromm als gut und so angenehm als unschuldig, will nur, was ich will, und ich habe keinen Wunsch mehr, als sie zu erfreuen und zufrieden zu sehen.“

Im Einklang damit stehen Jennys Briefe ins Rüschaus. Von dort berichtet man: „Ihr Mann trägt sie auf Händen und überschüttet sie mit solchen Geschenken, die ihr Freude machen.“

#### 4.

Joseph von Laßberg hat in den zwanzig Jahren, die ihm noch beschieden waren, den Boden Westfalens nicht wieder betreten. Offenbar waren Land und Leute nicht dazu angetan, den Fremden bei so später Begeg-

nung aus der Stellung des Außenseiters herauszuholen. Als er nach einem halben Dutzend Jahren seine Frau zu einem ersten Besuch der Heimat begleiten soll, findet er allerlei Ausreden, einem Vertrauten gegenüber etwa von dieser Art:

„Was mich betrifft, so fand ich nicht für geraten, bei meinem Alter die weite Reise nach einem Land zu machen, wo mich nichts interessiert, wo man den Tischwein aus Kelchgläsern (statt, wie im Süden, aus Wassergläsern!) trinkt und keinen Tropfen gutes Wasser hat.“

Das Gegenbeispiel landschaftlicher Voreingenommenheit liefert „Mama Droste“, als sie ein halbes Jahr nach der Heirat an die ferne Tochter schreibt:

„Eins ist mir und Nette schwer aufs Herz gefallen, daß die Männer dort so viel Wein trinken. Das tut Laßberg doch wohl nicht? Der Gedanke macht mich ordentlich ganz unglücklich, und für Frauen ist so etwas gar abscheulich. Bitte, gewöhne dir das doch nicht an.“

Ein Tagebucheintrag der vierzigjährigen Tochter verrät, daß sie sich von der mütterlichen Bevormundung gelöst und der südlichen Atmosphäre ihres neuen Heims angepaßt hat. Sie verzeichnet von der Einladung bei einer Adelsfamilie der Nachbarschaft: „Alle recht lustig, etliche gute Räusche, schieden alle vergnügt.“

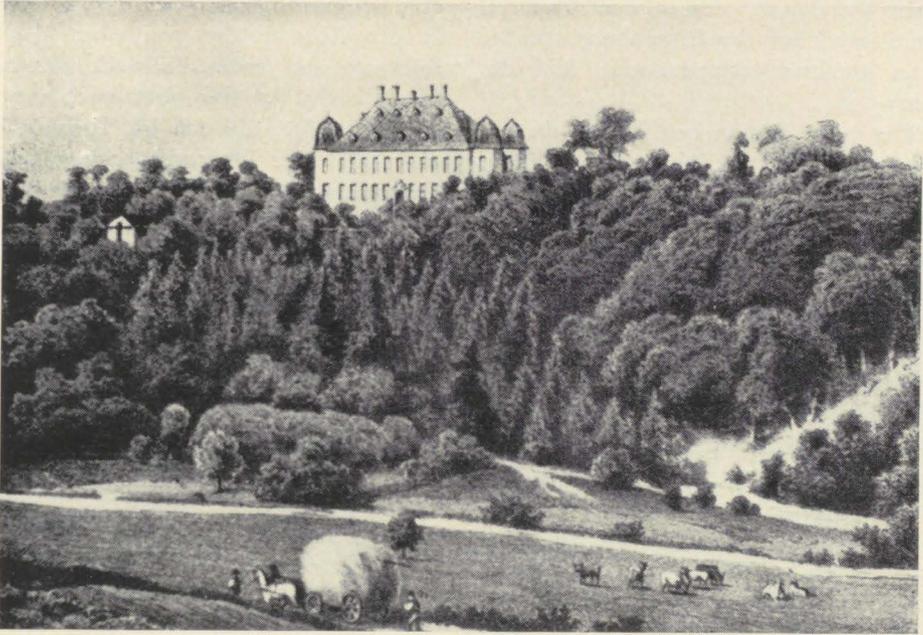
Laßberg aber mochte aus den Zeilen der Schwiegermutter etwas herauslesen, womit sich sein quecksilbrig und unbekümmert geselliges Wesen immer wieder würde auseinandersetzen müssen: norddeutsche Zugeknöpftheit im Bunde mit steif aristokratischer Würde.

Noch ein zweites Problem bringen die neuen Verwandten bei ihrem ersten Besuch in Eppishausen dem Meister Sepp mit — die Wirklichkeit einer Dichterin, beunruhigend auch deshalb, weil sie sich aus der westfälischen Erde nicht lösen läßt.

Annettes durch Jahrzehnte genährtes „Hinausweh“ — „zu allen Orten, wo ich nicht bin, und allen Dingen, die ich nicht habe“ — wird stets gehemmt durch die instinktive Angst, in der Hingabe an „fremde, abenteuerliche Länder“ den Halt am eng umgrenzten Zuhause zu verlieren. Die unermüdlichen liebenswürdigen Bemühungen des Schwagers, auch sie in seinem Lebensbereich sesshaft zu machen, scheitern an einem inneren Widerstand, und so dankbar sie das „Vorüber“ neuer reizvoller Eindrücke festzuhalten sucht, fehlt doch irgendwie das Eigentliche: Da die wunderbar klare Weitsicht die Bodensee- und Alpenlandschaft zum Greifen deutlich vor ihre Augen rückt, hat sie schon vom Anblick genug und „glaubt, nichts Neues gewinnen zu können“, während die leise verschleierte Nachbarschaft des Rüschauser Teiches sie mit geheimnisvollen Stimmen zur Zwiesprache einlädt. Deshalb „bietet das flache Land keinen Begriff für die Einsamkeit solcher Augenblicke“ in der abendlichen Bergwelt, „öde und gewaltig — der Tod in seiner großartigsten Gestalt.“ Und wenn im ungewöhnlich harten und schneereichen Winter die wenigen Bewohner des großen Hauses fröstelnd am Kachelofen zusammerrücken, dann denkt sie sehnsüchtig an das lodernde Feuer im westfälischen Kamin. So entlockt Konstanz, für alle echten „Laßbergianer“ das Tor zur Schweiz, Annette von Droste den Seufzer des Heimwehs.

„Der allerdings sehr reizende See machte mich immer traurig, weil ich den Rhein so durchfließen sah nach Deutschland und Westfalen hinüber.“

Entscheidend für die Vereinsamung der Droste in der Schweiz ist wohl der Umstand, daß sie und der Schwager in geistigen Bereichen leben, zwischen denen es keine Verbindung gibt. Ohne Gefühl für ihre dichterische Eigenart, aber voreingenommen gegen geistig schaffende Frauen, redet er burschikos von der Schwägerin, „welche, da



*Schloß Erpernburg, Sitz der Herren von und zu Brenken*

sie keinen Mann gefunden, sich dem Apollo und den Musen in die Arme geworfen hat.“ Und sie rechnet den Schwager spitzig unter die Leute, die beim Erscheinen ihres ersten Gedichtbandes „vorab als Höflichkeitsbeweis eines der wenigen Freiexemplare“ erwarteten, ohne daß es ihnen „den Brief wert wäre, den sie darauf schreiben müßten.“ Umgekehrt besitzt sie für die Liebhabereien des gelehrten „Altertümlers“ kein Organ. In die Bereitschaft zu gerechtem Urteil mischt sich der Protest gequälter Langeweile.

„Er ist angenehm, geistreich, sehr gelehrt, kurz, ihm fehlt nichts, sondern er hat nur etwas zuviel, nämlich zuviel Manuskripte und Inkunabeln und zuviel Lust, sie vorzulesen.“

Die Pose des „edelen Lazzbergäres“ und seine „Nibelungenreuter“ bleiben ihr fremd, aber sie schätzt ihn als den „besten Mann der Welt.“

Auch Laßbergs Versuch, eine Brücke zu schlagen, indem er die Schwägerin zu neu-

hochdeutschen Nachdichtungen seiner Lieb-linge oder hier und da zu Vertonungen anregt, hat keinen rechten Erfolg. Allenfalls spendet er Versen seinen Beifall, zu denen sie sich unter dem Zwang der Höflichkeit bereit findet, poetischen Huldigungen für die adeligen Grundbesitzerfamilien, die als standesgemäßer Verkehr für die Besucherinnen aus dem Norden das gesellige Leben auffrischen.

Bedeutete es für den Meister Sepp schon ein Zugeständnis, daß Nachbarn, die sich den verschollenen Sängern des Thurgaus durchaus nicht gleich ihm verpflichtet fühlten, nun als Gegengewicht, wo nicht Ersatz für die bürgerliche Masse seiner gelehrten Besucher aufzutreten hatten, so macht sich der Einfluß der Familie Droste auf seine privaten Entscheidungen in demselben Maße stärker bemerkbar, als er sich seiner Wahlheimat entfremdet. Noch über die zwanziger Jahre hinaus hatte er sich in seinen Briefen als „Einsiedler“ dargestellt, der in seiner

„stillen Waldklause“ den „Musen“ huldigte. Dem Freund auf der Erpernburg entwarf er ein geruhsam-melancholisches Bild des Alters:

„Was meine Person betrifft, so lebe ich in meiner friedlichen Abgeschlossenheit so vergnügt als möglich, allen Welthändeln abgestorben . . . daß mir die Gegenwart gefalle, könnte ich nicht eben sagen, daß ich von der Zukunft viel Besseres erwarte, eben so wenig; ich tröste mich also in der Vergangenheit.“

Aber dann erreichen die Welthändler mit dem Pariser Umsturz von 1830 zum erstenmal auch den Thurgau. Die schlimmen Erfahrungen, die das Biedermeier mit der Cholera gemacht hatte, versorgen den konservativen Alten mit einem unermüdlich beschworenen Schreckbild der Demokratie: „Die politische Cholera macht noch schnellere Reisen als die physische“. Dem westfälischen Freund malt er jetzt apokalyptisch „die plötzlich aus dem Abgrund der Hölle aufgestiegene geistige Cholera“. Rechtsbrüche und Feindseligkeiten souveränen Volks verleiden dem Katholiken und Aristokraten den Aufenthalt in „seinem“ Schloß der Helmsdorfer. Am meisten mißfällt ihm die moralische Unordnung eines despotischen Parteigetriebes:

„Der Haß, der alle Menschen ergriffen hat und immer giftiger zu werden droht, hat mich tief betrübt! In meinem schwäbischen und deutschen Herzen ist nichts als Liebe . . . Warum sollen denn zwei Männer nicht mehr miteinander sprechen können, ohne sich mit Blicken, Händen oder Worten zu schlagen? . . . Muß denn der Krieg der Meinungen auch ein Krieg der Herzen werden?“

Laßbergs betrühte Worte über den Sieg des Inhumanen finden ihr Echo in Annetens Klagen über das „Unfriedliche“ der Schweizer Zustände, und wenn das konservative Edelfräulein sich recht abfällig über die Schweizer Freiheit äußert, so schiebt jetzt der Schwager vor „frei“ das Wört-

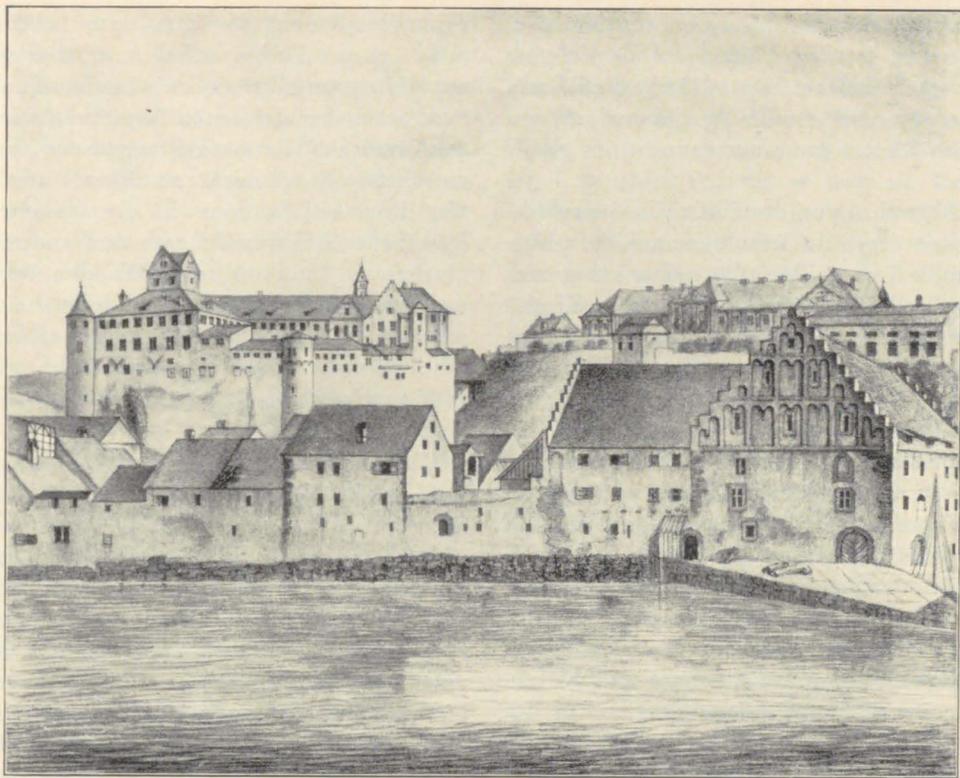
chen „sogenannt“ ein. Vor allem: wenn er in der Abwehr der politischen Cholera Rückhalt am festen Bollwerk der alten Kirche sucht, ist das ganz im Sinne der Droste-Familie, die sich im Thurgau zum erstenmal einer Überzahl Andersgläubiger gegenüber sieht. Als vollends Jenny ihren Mann mit Zwillingstöchtern beschenkt, ist sie es wohl in erster Linie, die ihn in eine strenge Kirchlichkeit hineinzieht, und zwar nicht seiner heiteren, ritterlich-poetischen Lebensauffassung, wohl aber den aufgekärten Ketzereien seiner „vordrostischen“ Periode ein Ende setzt.

So mochte die westfälische Sippe dem Meister Sepp den schweren Entschluß erleichtern, nach zwanzig Jahren das gepriesene Schweizer Asyl mit der trügerischen gesetzlichen Ruhe des Deutschen Bundes zu vertauschen.

##### 5.

Als Laßberg, nahezu ein Siebziger, die unwohnlich gewordene „Cella Epponis“ mit der „Burg des alten Königs Dagobert“ vertauscht, schenkt er der Nachwelt das dauerhafteste Bild seiner Persönlichkeit. Im trotzigen Gemäuer der Meersburg, die von großen Tagen des Mittelalters erzählt, inmitten seines „alten Schwabenlandes“ diesseits des Sees empfängt er seine Gäste, und alle, die aus schwäbischer Nähe und westfälischer Ferne Einkehr halten, nennen ihn unwillkürlich den „Ritter“, worunter sie mehr oder minder deutlich den Bund zwischen natürlicher Vornehmheit und einem zeitentrückten kauzig-wunderlichen Wesen verstehen. Dabei lebt er bis zuletzt in und außer der Zeit zugleich.

In den großen öffentlichen Krisen der vierziger Jahre bewährt er sich mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit als der adelige Grundherr verschollener Tage vor seinem Aufgebot. So war es, als er im Schweizer Sonderbundkrieg leidenschaftlich Partei ergriff für die bedrängten katholischen und konservativen Kantone gegen die Neuerer.



Meersburg, altes Schloß von 1825

Lith. v. Ruegg

„Ich bedaure nur, daß ich nicht zwanzig Jahre jünger bin! Dann stünde ich jetzt neben Dir oder brächte eine Freischar zu Euch.“

Wenn er sich so hinübersehnt und schließlich verfolgten Sonderbündlern Zuflucht auf der Meersburg gewährt, dann ist das ein sinnfälliges Zeichen dafür, daß für ihn, wo er auch wohnen mochte, die Menschen um den See eine Gemeinschaft bilden, jetzt mit dem Zusatz, daß der Streit der großen weltanschaulichen und politischen Parteien der Grenzen spottete, die von der Staatskunst gezogen waren.

Laßberg ist Realist genug, seinem fernen Freunde Brenken zu prophezeien: „Wenn das so fort geht, so haben wir spätestens in Jahr und Tag die nämliche Sauerei im Badischen und auch im ganzen Schwaben-

lande.“ In der Tat verhilft ihm der badische Aufstand schnell zu einer heroischen Gebärde. Er setzt seine Feste in Verteidigungszustand, evakuiert „Mama Droste“ und verweigert den Freischärlern den Zugang zur Burg. Brenken bekommt zu hören: „An meinen Leib soll keiner rühren, der nicht zuvor die Schärfe meines Schwertes und die Kugel meiner Büchse empfunden habe.“

Auch jetzt handelt er, der „keines Herren Mann“ ist, nicht aus Loyalität gegen seinen Landesherrn, den badischen oder den Fürstenberger. Hatte er in der Zeit ihrer Machtfülle an ihnen auszusetzen, daß sie ein vernünftiges Volk bevormundeten, so tadelt er sie jetzt wegen ihrer schwächlichen Nachgiebigkeit der Rebellion gegenüber. Wenn er realpolitisch genug denkt, zeitweilig schon auf Preußen und seine Macht zu bauen, so

bleibt er im Grunde dem Geschichtsbild treu, mit dem er seine Fürstin auf den Wiener Kongreß begleitet hatte: „Macht die Fürsten wieder zu Dienern des Reiches und gebt uns einen Kaiser: dann, nur dann ist uns geholfen.“

Abgesehen von den flüchtigen Augenblicken, in denen die Revolution anklopft, bleiben die Tore der Meersburg einer unbegrenzten Gastlichkeit geöffnet. Wenn der „Ritter“ sich auf dem geschnitzten, namen- und wappengeschmückten Sessel niederläßt, den ihm, wie er Brenken schreibt, seine Freunde zum 74. Geburtstag verehrt hatten, dann thront er gleichsam über der Elite des Schwabenlandes. Von Fürstlichkeiten führt die Reihe zu adeligen Kammerherren und Offizieren und schließt Dichter und Gelehrte wie Uhland und Schwab ein. Auch geographisch ein weiter Rahmen: vom Hechingen und Sigmaringen der Hohenzollern zu den Residenzen Donaueschingen und Stuttgart und schließlich zu Tübingen und Konstanz. Mag der schwäbisch-schweizerische Raum auch im allgemeinen die Mehrzahl der Besucher stellen, so zieht doch die Meersburg eine große Zahl von Gästen aus Westfalen an. Noch einmal erscheint auf der Nord-Süd-Linie die Gestalt Jakob Grimms. Als die Brüder durch den Verfassungstreit mit dem hannoverschen König aus Göttingen vertrieben werden, nehmen sie die ehrenvolle Berufung nach Zürich, für die Laßberg sich eingesetzt hatte, nicht an, sondern entscheiden sich zuletzt für Berlin. Zu einer neuerlichen Reise in die Gefilde am Bodensee rafft sich Jakob auch dann nicht auf, als ihn der Freund einlädt, sich auf der Meersburg von den gesundheitlichen Schäden zu erholen, die ihm nach Meinung des Burgherrn „die nordische Luft und Berliner Sandwüste neben dem unruhigen Stadtleben“ unweigerlich hatten bringen müssen.

Um so reicher konnte der „Ritter“ die Tugenden der Güte und Gastlichkeit seiner Schwägerin gegenüber erproben. Die drei

Meersburg-Reisen, die das letzte Lebensjahrzehnt der Droste aufteilen, erheben sie zur wichtigsten Mittlerin zwischen Nord und Süd. Schon bei der ersten Begegnung wird das Gemüt des Gastes ergriffen von der „fast sagenhaften Burg“ mit ihrem „alten Ritter“. Das Erlebte läßt dann in der einsamen Rüschauserin Sehnsucht nach dem anderen „Heimatteil“ aufkommen: „Die alte Burg und der See fallen mir doch hundertmal ein, wenn ich die Regentropfen so an den trüben Scheiben niederrinnen sehe und denke, wie farbig, winterklar und poetisch dort alles war.“

Mit dem hellen Ton einer dichterischen Entdeckung kontrastiert der verzweifelte Sehnsuchtsruf „Nach Meersburg!“ beim Entschluß zur dritten Reise. Das Glück der Rüschauser Einsamkeit, das sie nach Abreise der Mutter hatte genießen wollen, erliegt der Angst vor dem westfälischen Winter. „Ich fühlte mich sehr krank, glaubte nicht an Besserung und wollte bei den Meinigen sterben.“ Betreut von Kondukteuren und Schaffnern tritt die Schwerkranke zum erstenmal allein eine große Reise an, bei der ihr, anno 1846, zuweilen die Hilfsmittel der Technik zugute kommen. Von Bonn bis Freiburg benötigt sie zweieinhalb Tage: Mit dem Dampfboot einen Tag bis Mainz, einen zweiten bis Mannheim und Weiterfahrt mit dem Zuge bis Karlsruhe. Am Vormittag des nächsten Tages mit dem Zug nach Freiburg; hier hört der Schienenstrang auf, und das Biedermeier der munteren Postillone beginnt wieder. Da sie keine Zeit verlieren will, wagt es Annette, sich am gleichen Tage dem Eilwagen auf seiner nächtlichen Fahrt durchs Höllental und über den Schwarzwald anzuvertrauen. „Das war eine Kreuzigung! Ein Wagen — höchstens für vier Mann Raum und acht hineingepreßt. Meine Reisegefährten schliefen in kerzengerader Stellung, und mir allein blieb das Vergnügen, den holden Mond anzuseufzen und es jedesmal zu bemerken, wenn die Pferde an einem steilen

Hange fast hintenüber schlugen, nicht mehr vorankonten und der Wagen einige Male um mehrere Schritte zurückrollte.“ Dann kommt erlösend das Tageslicht und um zehn Uhr der Zielpunkt Stockach. Von dort fährt sie in dem besten Lohnfuhrwerke der Stadt — einspännig, ohne Verdeck — weiter. „So bin ich abends um 6 Uhr in Meersburg hereintriumphiert.“

Zwischen der angstvollen Hast dieser letzten Reise, von der die Droste, wie sie gehnt hatte, nicht wieder nach Westfalen zurückkehren sollte, und dem zögernden Entschluß zur ersten sind die Begegnungen verzeichnet, die das Verhältnis zwischen dem greisen Burgherrn und seinem schwierigsten Gast verdeutlichen. Schwierig vor allem um eines Dichtertums willen, das er mit den vertrauten Begriffen „aufgeklärt“ oder „romantisch“ nicht fassen kann. Und doch hat er ohne volles Begreifen gleichsam das Klima und den Raum hergezaubert, worin ihre spröde Lyrik in kurzer Zeit zu Blüte und Vollendung gelangt. Indem der stürmische See und die Alpenberge mit ihren wechselnden Gesichtern zu Spiegelungen ihrer seelischen Zustände werden, treten ihre Bodensee-Gedichte ebenbürtig neben die Heidebilder, mit denen gerade jetzt die Heimat sie beschenkt. Bei Laßberg aber bleibt Fremdheit. Er lobt Originalität und Schwung, glaubt aber die „klassische Reinheit der Sprache“ vermissen zu dürfen. Wohl kann Annette berichten, daß er sich für ihren neuen Gedichtband um einen Verleger bemühe, daß er statt der geliebten Pergamente ihr Manuskript lese: „Im ganzen hat er mich heute belobt, aber schon einige Abänderungen vorgeschlagen, die sehr, sehr nach der alten Schule schmecken.“ Bei aller natürlichen Abwehr zarte Rücksicht! „Es würde mir unendlich leid sein, den ritterlichen alten Herrn zu kränken, aber in seine veralteten Formen kann ich mich doch unmöglich zurückschrauben lassen.“

Wo er aber nicht kommandieren will, sondern als echter Ritter „dient“, gewinnt er für sie höchstes menschliches Gewicht. Er erscheint ihr als „ein wahrer Held für sein Alter. Ich habe ihn bisher nur in glänzender Laune gesehen. So, wie er jetzt ist, kann man sehr wohl mit ihm auskommen.“ Die „eiserne Gesundheit“, die sie an ihm bewundert, erscheint ihm selbstverständlich. Offensichtlich richtet sie sich an seiner Vitalität auf: „Er meint, das Leben sei in ihm eingestotet, und pflanzt Obstkerne, um nach 30 Jahren satt Kirschen essen zu können. Er spricht wohl mal von Nichtwiedersehen, aber es ist ihm kein Ernst.“ In den Leiden, die sie während ihrer letzten Meersburger Zeit zu ertragen hat, ist ihr seine ritterliche Fürsorge ein Trost. Während der 78jährige sie täglich besucht, um sie aufzumuntern, muß sie selbst sich an seinem Geburtstag, einen Monat vor ihrem Tode, auf einen herzlichen poetischen Glückwunsch beschränken, da sie das Treppensteigen zu sehr anstrengt.

In den guten Zeiten ihrer ersten Meersburgfahrten hatte Annette zuweilen die geselligen Pflichten der Hausfrau auf sich genommen, während Jenny immer mehr in Wortkargheit versank, sich ganz dem Zeichnen hingab und keinen Umgang mehr wünschte als den ihrer Kinder und Blumen. Das führt Annette einerseits mit den alten Konstanzer Freunden Laßbergs zusammen. Während sie Wessenberg sehr unfreundlich beurteilt, schließt sie sich enger an die Tochter des lange verstorbenen Ittner an. Auf der anderen Seite begegnet sie dort den beiden ältesten Söhnen des „Kettenbruders“ Brenken, die wie der Vater wiederholt Gäste der Meersburg waren — jungen Leuten um die Zwanzig, die auf besondere Weise die Dichterin wie den Ritter in die Sicht der Erpernburg rücken:

Über seine Eindrücke berichtet der Ältere sachlich, doch mit spürbarer Wärme nach Hause. Mehr als die gehäuften Schätze des

Burghern spricht ihn die sammlerische Leidenschaft der Schwägerin an. „Nette gewinnt sehr durch nähere Bekanntschaft; daher mag es auch wohl kommen, daß sich zwischen uns und ihr ein sehr heftiges Freundschaftsverhältnis angesponnen hat, welches veranlaßte, daß wir ihr mit unglaublichem Eifer Muscheln und Versteinerungen suchen halfen.“ Eine stärkere Bindekraft mag der dem Westfalen eigentümliche Hang zum Geheimnisvollen und Unerklärlichen üben: „Nette erzählte uns die furchtbarsten Geschichten von Dingen, die da sind und sein sollen.“ Vermutlich berichtet die Balladendichterin auch von den „Vorkiekern“ der heimatlichen Landschaft.

Ein Jahr später schreibt die Droste, nun wieder in Rüschaus, an die Stiefmutter ihrer Verehrer, ihre Kusine Maria von Haxthausen: „Nun sind es schon sechs Tage, seit ich das liebe Erpernburg zuletzt sah und Dir, meine liebe Mieke, und all dem lieben Volke dort nochmals Lebewohl zuwinkte. Wir waren so vergnügt zusammen, und nun gehn ein, vielleicht zwei Jahre hin, ehe wir... uns abends einander graulich machen.“

Nicht nur das „heimelige Gruseln“ verbindet als westfälisches Seelenerbe die Droste mit den Brenkens. Sie empfinden bei einem gemeinsamen Ausflug nach Schloß Heiligenberg, dem letzten Wohnsitz der Fürstin Elisabeth, am Verhalten Laßbergs gleichermaßen etwas als wesensfremd. In peinlicher Verlegenheit steht Reinhard Brenken offenbar vor der Ergriffenheit des alten Paladins: „Es ist unbeschreiblich und unbegreiflich, wie er so gern dorthin gehen kann, wo jeder Schritt Erinnerungen bei ihm aufwecken muß, die ich vermeiden würde.“ Ein wollüstiges Wühlen in Wunden also, die nicht vernarben dürfen, damit der Schmerz lebensmächtig bleibt. Die Droste schreibt: „Laßberg war höchst bewegt, was mich halb stieß, halb rührte.“ Wenn sie dann der Mutter weiter berichtet, Laßberg „berührte, ich möchte sagen lieb koste alles, was er als ihr früheres

Eigentum erkannte...“, dann bezeichnet sie das, was auch sie abstößt: die ungehemmte Selbstentblößung und gleichsam Veröffentlichung intimster Regungen, die nicht nach innen genommen werden können, weil sie nach lösendem Austausch verlangen.

Seltsamerweise bringt Laßberg selbst sechs Jahre später seine Trauer über den Tod seiner Schwägerin Annette in innere Verbindung mit seiner Erschütterung über den Verlust der Fürstin Elisabeth. Noch einmal an Freund Brenken auf der Erpernburg: „Ihr habt alle schon das schreckliche Unglück erfahren, das uns so unerwartet getroffen hat. Ich habe seit 26 Jahren nicht geweint, aber noch sind meine Tränen um die gute, mit so herrlichen Naturgaben ausgezeichnete Nette nicht versiegt.“ Es ist wohl so, daß der Alte noch einmal den Abschied von etwas Unersetzbarem auskostet. Die trauernde Jenny findet in der Deutung Trost: „Unser lieber Vater beweint sie noch täglich, ich hätte nie gedacht, daß er ihren Wert so erkannte.“

So wird Annette von Droste auf dem Meersburger Friedhof beigesetzt im Vorplatz der Gruft, die Laßberg für seine Familie erbauen ließ. Er stirbt 1855. Ein seltsames Spiel des Schicksals wollte, daß seine Frau, Jenny Droste, nicht hier ihr Grab fand, sondern im fernen Münster.

Nord und Süd erscheinen jedoch vereint auf dem alten Friedhof der Bodenseestadt. —

#### Quellen

Klüber, Acten des Wiener Congresses Bde. I, VI. Lieder Saal, das ist: Sammlung altdeutscher Gedichte Bde. I, II, IV.

Lassbergs Briefe an Frhr. von und zu Brenken auf Erpernburg. Westf. Zeitschr. 95, 1939.

J. v. Lassberg. Mittler und Sammler. Aufsätze zu seinem 100. Todestag. Hrsg. von Karl S. Bader 1955.

J. A. v. Ittner, Schriften, 1. Bd., S. 252 ff.

W. Schoof, Jacob Grimm. Aus seinem Leben.

R. Hübner, Jac. Grimm u. das dt. Recht. 1895. Im Anhang L.s Brief über den Ritter Schlag.

Annette von Droste-Hülshoff, Gesamtausgabe der Briefe.

O. Scheiwiller, Annette von Droste-H. in der Schweiz.



*Der Mosbacher Marktplatz mit der Stadtkirche und dem Palmschen Haus um 1890.*

*Aquarell (40 x 30 cm) von Julius Fehr, Großheirholzheim. Im Besitz von W. Tarun, Mosbach*

## Mosbacher Sagen um 1900

Peter Assion, Freiburg/Walldürn

Badische Sagen sind seit weit über hundert Jahren aufgezeichnet und in Büchern und Zeitschriften veröffentlicht worden<sup>1)</sup>. Auch heute noch rechnen sie als Erzeugnisse der sogenannten „Volkspoesie“ zu den populärsten, auch von Zeitungsredaktionen geschätzten Gegenständen, mit denen sich zugleich die Wissenschaft der Volkskunde befaßt. In den meisten Veröffentlichungen überwog jedoch das rein stoffliche Interesse, die naive Freude an seltsamen, zu den heutigen Wirklichkeitserfahrungen mehr und mehr kontrastierenden Erzählmotiven. Fragen nach den Erzählern solcher Geschichten, nach ihrer Einstellung zu dem Erzähl-

ten, nach den Anlässen ihres Erzählens usw. wurden allzu oft ausgespart, so daß man über das eigentliche Leben der Sage erst unzureichend informiert ist. Liest der Volkskundler etwa eine 1910 publizierte Sage von Wasserweiblein, so möchte er dazu auch wissen, ob damals — und von wem genauer — noch an die Existenz von Wassergeistern geglaubt wurde oder ob solche Erzählungen wie diejenigen von Zwergen und Riesen, was zu vermuten ist, schon Märchencharakter angenommen hatten und ohne Anspruch auf Glaubwürdigkeit vortragen wurden<sup>2)</sup>. Doch auch die Volkskunde ist erst in diesem Jahrhundert zu sol-

chen weiterreichenden Fragestellungen fortgeschritten<sup>3)</sup> und ist für die ältere Zeit auf Rekonstruktionen angewiesen, die aufgrund mündlicher Mitteilungen und mittels schriftlicher Quellen möglich sind. Um entgegen der überholten Vorstellung, Sagen erbten sich geschichtslos von grauen Zeiten her „im Volk“ fort, eine Entwicklungs- und Sozialgeschichte der Sage schreiben zu können, hat es sich insbesondere als lohnend herausgestellt, historische Sagenbelege aufzuspüren und zu deuten: Aufzeichnungen von „sagenhaften“ Vorgängen, die meist nicht ihrer Sagenhaftigkeit an sich, sondern ihrer Funktion im sozialen Leben ihre schriftliche Dokumentierung verdanken. Eine beispielgebende Sammlung solcher Berichte hat der Würzburger Volkskundler Josef Dünninger mit seinen „Fränkischen Sagen vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“<sup>4)</sup> vorgelegt. Auch im Badischen könnte gewiß eine ähnliche Dokumentation systematisch zusammengestellt werden, wie u. a. die von Johannes Künzig mitgeteilten Funde für den Schwarzwaldbereich aus Quellen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts bezeugen<sup>5)</sup>.

Eine Sagensammlung aus der Zeit um 1900 soll nachfolgend mitgeteilt werden, die in dem angedeuteten Sinne etwas mehr auch über den Kontext der Sagenüberlieferung aussagt, als dies andere Sammlungen dieser und früherer Zeit tun. Sie ist — abgesehen von einem einzelnen Text daraus<sup>6)</sup> — bisher unveröffentlicht und fand sich in den volkskundlichen Aufzeichnungen, die 1894/1895 nach dem Fragebogen zur badischen Volkskunde gefertigt wurden. Von den Freiburger Germanisten Elard Hugo Meyer, Friedrich Kluge und Friedrich Pfaff ging seinerzeit die bekannte „Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Baden“ aus<sup>7)</sup>. An Geistliche, Bürgermeister, Lehrer usw. wurde ein Fragebogen verschickt, der Auskünfte erbat zu Orts- und Flurnamen, Hausbau und Dorfanlage, Kleidung und Nahrung, Lied und Spiel, Sitte und Brauch,

Erzählgut und Mundart. Die Frage 5 (in einer anderen Redaktion die Frage 11) forschte detailliert nach Sagen, nachdem das Interesse hierfür bereits durch die Brüder Grimm geweckt worden und das ganze 19. Jahrhundert hindurch lebendig geblieben war. U. a. wurde nach umgehenden Toden, nach dem Alpdruck (Schrättele), nach gespenstischen Tieren, nach Zwergen und Riesen, nach Hexen und dem Teufel, nach dem Wilden Heer und sonstigen Spukerscheinungen gefragt. Je nach Interessenlage und Kenntnisstand der einzelnen Bearbeiter kamen daraufhin innerhalb der Fragebogen-Bearbeitungen kleine Sagensammlungen zustande, die teils recht beachtlichen Quellenwert besitzen, aber nie gesammelt herausgegeben worden sind. Elard Hugo Meyer hat zwar für sein Buch „Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert“, das aus dem Fragebogenmaterial eine Summe zog, die Hexensagen herangezogen<sup>8)</sup>, und Johannes Künzig hat später weitere Aufzeichnungen in seinen Sagenbüchern publiziert<sup>9)</sup>. Anderes aber harrt noch der Beachtung. Über verschiedene Umwege ist die Hauptmasse der handschriftlichen Fragebogenaufzeichnungen in das Archiv der Badischen Landesstelle für Volkskunde (Freiburg i. Br.) gelangt<sup>10)</sup>. Dort kam dann auch wieder die erwähnte Sagensammlung neu ans Licht. Sie stammt aus der Stadt Mosbach in Nordbaden, früher Mittelpunkt der sogenannten „Kleinen Pfalz“.

In Mosbach hatte sich seinerzeit gleich ein ganzer Kreis volkskundlich interessierter Personen zusammengefunden, um arbeitsmäßig die aus Freiburg eingegangenen Fragen zu beantworten. Es waren dies die vier Hauptlehrer Christoph Gänzler (1850 bis 1919), Wilhelm Obländer (1859—1917), Georg Hoffmann (1845—1926) und Martin Roos sowie der Mosbacher Ratsschreiber Oskar Roller (1863—1902)<sup>11)</sup>. Obwohl sämtlich keine gebürtigen Mosbacher, entledigten sie sich ihrer Aufgabe doch recht geschickt

*Die sagenreiche Kollekturgasse  
in Mosbach um 1900.*

Aquarell (25,5 x 34,5 cm) von Wilhelm

Obländer, Mosbach.

Im Besitz von W. Haas, ebenda



und trugen nach Rückfragen in der Bevölkerung oder aufgrund eigenen, in Mosbach erworbenen Wissens mündliches Überlieferungsgut zusammen, das ohne sie wohl nie auf das Papier gekommen wäre. Dem Nahrungswesen, den in Mosbach vertretenen Gewerben, den Sagen und der Mundart nahm sich Hauptlehrer Hoffmann an. Den Hauptteil seiner Aufzeichnungen machen die Sagen aus: 15 Erzählungen über merkwürdige Begebenheiten in und um Mosbach, dem als 16. Abschnitt einige Mitteilungen über abergläubische Gebräuche folgen.

Georg Hoffmann stammte aus Brühl bei Schwetzingen. Als Ortsfremder und als Angehöriger der gehobenen Beamten-schicht hatte er gewiß noch keine Veranlassung ge-

habt, sich über die Lektüre von Büchern hinaus mit Sagen zu befassen. In heutiger Sicht stellt sich dieser Umstand als günstig dar, denn er veranlaßte den Lehrer, nach Sagen erst forschen und Zeitgenössisches wiedergeben zu müssen, statt Sagentexte wiederholen zu können, die — gedruckt oder ungedruckt — ihrem sozialen Milieu schon entfremdet waren. Hoffmann ließ sich von verschiedenen Mosbachern erzählen, und er stieß dabei auf einen offenbar noch recht stark verbreiteten Glauben an Geister und Hexen, denn beachtlich viele Erlebnisse wollten die von Hoffmann befragten Erzähler selbst gehabt haben (vgl. die Nummern 1, 5, 7, 9, 10 und 12 der nachfolgenden Sagensammlung) oder beschrieben sie

nach den Erlebnissen nächster Verwandter (2, 3). Daß solche Rückschlüsse von den Sagen aus möglich sind, verdanken wir Hoffmanns exakter Berichterstattung, die sich vor anderen Sagenaufzeichnungen jener Zeit vor allem durch die genaue Angabe der Erzähler und Erlebnisträger auszeichnet. Auch verzichtete Hoffmann darauf, die mitgeteilten Berichte zu Lesebuchsagen zurechtzuformen, sie an bekannte Erzählmuster anzupassen. Er protokollierte ihm vorgetragene Berichte, für deren Wahrheitsgehalt die fast stets zu Anfang genannten Erzähler einzustehen hatten. (Hoffmann selbst gibt seine Distanz zu dem Erzählten durch Gebrauch des Konjunktives kund: das und das „sei“ passiert, der und der „habe“ ein Erlebnis gehabt usw.) Erst der Volkskundler vermag dann — wie es der Eigenart der Sagenüberlieferung entspricht — in diesen Berichten „Sagen“ zu sehen, Erzählungen mit gebrochenem Wirklichkeitsbezug, während den Sagengläubigen diese Erzählungen noch „Geschichten“ und Geschichte waren: Berichte von tatsächlichen Vorfällen, für die man keine eigene Bezeichnung wie „Sage“ brauchte<sup>12</sup>).

Aus Mosbach sind bisher kaum Sagen veröffentlicht worden<sup>13</sup>), und nachdem Städte schon allgemein als verhältnismäßig sagenarm gelten, mußte dann diese Vorstellung erst recht auf eine Stadt wie Mosbach übertragen und aus ihrem fortschrittlichen urbanen Milieu erklärt werden. Mosbach war von jeher eine Stadt des Handwerks und Handels, der Behörden und der Schulen, dazu eine Stadt mit großem evangelischem Bevölkerungsanteil: früher Sitz eines kurpfälzischen Oberamtes, dann nach Bildung des Großherzogtums Baden eines badischen Bezirksamtes, ein Zentrum der 1848er Revolution. Schon 1862 war die Stadt durch eine Bahnlinie mit Heidelberg—Mannheim verbunden, und in den Gründerjahren wurde sie zunehmend industrialisiert. Ein günstiges Klima für Sagen wurde ab-

seits solcher Zentren in abgelegenen ländlichen Gebieten mit vorwiegend katholischer Bevölkerung vermutet. Hoffmanns Aufzeichnungen zeigen nun, daß solche Vorstellungen nur bedingte Gültigkeit beanspruchen können, denn unterschichtig war die Sagenbildung auch in einer Stadt wie Mosbach recht kräftig am Werk, beeinflusst u. a. durch die bäuerliche Umgebung der Stadt, wie typisch bäuerliche Sagen in Hoffmanns Sammlung bezeugen: vor allem die verbreitete Wandersage vom Grenzsteinversetzer (4), sodann die Berichte von Spukerlebnissen während nächtlicher Fahrten oder Gänge durch die Flur (2, 3, 6), die sich sonst ebenfalls gehäuft im dörflichen Milieu finden. Daneben aber enthält Hoffmanns Sammlung auch bemerkenswerte Beispiele für städtische, sich sogar an die Errungenschaften der modernen Technik anknüpfende Sagenbildung. Es sei nur auf die beiden Eisenbahnersagen (9, 10) verwiesen, in denen Spukgestalten nicht nur im sonst für spukfeindlich gehaltenen Bereich der Technik agieren, sondern sogar im offensichtlichen Zusammenspiel mit diesem Bereich (9). Auch und gerade die Welt der Technik<sup>14</sup>) brachte Erfahrungen des Unheimlichen mit sich: dies aber in der Stadt früher als auf dem erst später technisierten bzw. mechanisierten Dorf. Eine ältere Schicht städtischen Sagengutes repräsentiert daneben die Erzählung von dem gespenstischen Kalb (14). Vermutlich wirken darin Vorstellungen von einem „Stadttier“ Mosbachs nach, wie ein solches auch in anderen Städten, sogar in Mannheim, Freiburg i. Br. (hier übrigens ebenfalls als Kalb) und Städten ähnlicher Größenordnung, umgehen sollte. Diese Stadttiere — in je verschiedener Gestalt (Hund, Pferd, Ochse, Kalb usw.) für eine bestimmte Stadt charakteristisch — sollten nachts durch die Straßen und Gassen laufen, die Leute necken, sie irreführen, ihre Neugierde strafen usw. Dörfer hatten entsprechend ein Dorftier. Die Mosbacher Sage

*Der Eselsstall in der Mosbacher Collekurgasse, ein Rest der mittelalterlichen Stadtbefestigung (abgerissen 1894).*

Reproduktion Hannemann



könnte die Annahme Friedrich Rankes bestätigen, daß sich Stadt- und Dorftiere „auf engste mit den Gestalten des Totenglaubens“ berühren<sup>15)</sup> und aus dem Totenglauben hervorgewachsen sind, denn wie der zweite Teil der Sage zeigt, war das Kalb — auf dem ehemaligen Friedhof eingefangen! — nur die tierische Erscheinungsform eines dann als „Schwarzer“ auftretenden Totengeistes.

Doch trotz dieser herkunftsbedingten Gruppierungen verbindet alle Sagen das gleiche Vorstellungsreich, die sich summierenden Anschauungen von einer geheimnisvollen Über- und Gegenwelt der Geister: Anschauungen, die am nachhaltigsten durch

den christlichen Glauben lebendig erhalten worden sind. Denn diese Geister sind im christlichen Sinne fast immer zugleich büßende arme Seelen, die noch keine Ruhe finden können wegen einer zu Lebzeiten begangenen bösen Tat. Sie müssen umgehen wegen eines Mordes (1), wegen eines Eigentumsdeliktes (4) oder wegen verübten Frevels (10). Schon ihr Aussehen verrät ihre Schuld, denn es zeigt die Farbe Schwarz, die Farbe der Sünde (1, 3, 9, 10, 14), seltener die Farbe des Todes, Weiß (12). Bei Katholiken, die an das Fegfeuer glauben, treten dazu noch Totengeister als Feurige auf: im flammenden Kleid der Buße. Davon hatte sich in Mosbach anscheinend nur der Glaube

an Irrlichter (5, 6) eingenistet, an „brennende Seelen“, denn als solche wurden Irrlichter ursprünglich gedeutet.

Diese Geister sind an die Orte ihrer Untaten gebunden. Auch Schätze — meist zu Unrecht erworbenes Gut — müssen sie bewachen, und wird so ein Schatz gefunden, dann ist auch der Geist aufgeschreckt und gibt erst Ruhe, bis das alte Geld aus dem Hause ist. So dürfte jedenfalls die Sage Nr. 11 zu deuten sein. Sie entstand übrigens, wie heute noch zu rekonstruieren ist, 1892. In diesem Jahr kaufte Johann Hemberger das Haus Collekurgasse Nr. 7 von dem ledigen Dienstmädchen Juliana Elisabeth Stumpf (Baden-Baden) für 1200 Mark, baute das Haus um und fand bei Abbruch eines Backofens eine Anzahl alter Silberstücke: wahrscheinlich in Kriegszeiten versteckt, wie dies früher häufiger üblich war und die Entstehung von Schatzsagen begünstigte. Der größte Teil der Münzen (ca. 30 Stück) wurde bei einem Uhrmacher gegen eine goldene Uhr eingetauscht<sup>16)</sup>. Ein Einzelstück blieb als Andenken zurück und ist noch vorhanden (siehe Abbildung). Bezeichnend ist, wie aus diesen Tatbeständen unter Benützung traditioneller Motive eine Schatzsage entwickelt wurde.

Andere Schätze sollten vom Teufel selbst gehütet werden, den man aber zugleich an die Pflicht gebunden glaubte, seine Schätze von Zeit zu Zeit zeigen zu müssen, wenn auch in veränderter Gestalt. Hinter der Sage Nr. 7 steht diese Vorstellung, und wie üblich, so verpaßt auch in dieser Erzählung dann die Entdeckerin eines solchen verwandelten Schatzes das große Glück und steht zum Schluß enttäuscht da. Weit weniger glimpflich läuft in anderen Sagen die Begegnung mit der Geisterwelt ab. Diese Welt strahlt Tödliches aus (2) und trifft vor allem denjenigen mit dem Tod, der leichtfertig und spottend mit ihr umgehen zu können glaubt (6). Leben und Besitz waren dazu noch durch böse Frauen bedroht, durch die

mit dem Teufel verbündeten, zauberkundigen Hexen (13, 16). Unglück im Stall wurde nur zu gerne auf ihre Rechnung gesetzt, und der Glaube an Hexen war nach Zeit und Ort ebenfalls mehr ein bäuerlicher.

Wie nun die hinter den Sagen stehenden Glaubensvorstellungen weit verbreitetes Allgemeingut waren, so auch ein Teil der Sagen selbst. Vielfach sind Sagen aus verfügbaren motivischen Versatzstücken zusammengesetzt oder schon als ganzes, als ausgeformte Erzählung von einer Landschaft in eine andere übernommen. Solche typischen Wandersagen finden sich auch in der Mosbacher Sammlung, und über deren Charakter kann auch nicht die Angabe der Gewährsleute hinwegtäuschen, sie selbst hätten das erzählte Geschehen so und so erlebt. Auch dort, wo die Sage als Bericht von einem selbsterlebten Ereignis begegnet, bedient sich der Erzähler des Angebotes überlieferter Bilder und bleibt innerhalb eines festen Vorstellungshorizontes<sup>17)</sup>, falls er nicht gar ein in sich schon geschlossenes Erzählgeschehen für sich reklamiert. Dabei sei nicht ausgeschlossen, daß er in gutem Glauben berichtet. Viel zu wenig ist erst bekannt über jene psychischen Vorgänge, die Erinnertes, Geträumtes, Phantasiertes usw. dem dazu Veranlagten als Wirklichkeit erscheinen lassen. Der Volkskundler kann nur einen Bericht neben einen anderen stellen und so das Sagentypische deutlich machen. Mit der Erzählung der Rosine Egoß, die Tuchläppchen gefunden haben wollte, die sich später in Kreuzer verwandelten (7), ließe sich eine ganze Reihe ähnlicher Sagen vergleichen, denen allen das Motiv der zu spät erkannten Schatzverwandlung bzw. Rückverwandlung eigen ist. Wir bringen ein um 1920 in Bretzingen bei Hardheim aufgezeichnetes Beispiel, in dem Gockelfedern die Tuchläppchen vertreten:

*Eine Bretzinger Frau hatte draußen im Wacholder einmal ein Häufchen Gockelfedern gefunden. Weil sie sehr schön waren,*

steckte sie einige an ihren Kittel, um sie den Kindern mit nach Hause zu nehmen. Als sie heimkam, dachte sie nicht mehr an die Federn. Aber als sie den Kittel auszog, fielen einige Goldstücke herunter. Jetzt wurde es ihr klar, daß es sich um einen verborgenen Schatz handelte. Es reute sie nur, daß sie die Federn nicht alle mitgenommen hatte<sup>18</sup>).

Die äußere Anregung, auch in Mosbach von solch einem Schatz zu fabeln, könnten möglicherweise die Messing-Biermarken gegeben haben, die am Fundplatz der später angeblich verwandelten Tuchläppchen beim Bierausschank des Schwanenwirtes Gustav Schifferdecker in Gebrauch waren. Der 1875 gestorbene Wirt und Bierbrauer ließ auch bei der sogenannten „Gustavsburg“, einem Eiskeller, unter freiem Himmel aus-schenken, und vielleicht hatte Rosine Egolf dort solche Biermarken gefunden und — wie sie erzählte — für „neue Kreuzer“ gehalten. Die Marken (20 mm Durchmesser) zeigen auf der Vorderseite einen Schwan, auf der Rückseite die Aufschrift „1 Schoppen Bier“.

Zu der Sage von dem Kalb, das sich zu Hause in einen schwarzen Mann verwandelt und sich so als Totengeist zu erkennen gibt, sei ein Vergleichsbeispiel aus dem Odenwalddorf Fahrenbach bei Mosbach mitgeteilt. In dieser Fassung verwandelt sich zwar nicht ein Kalb, sondern ein mitgenommener Sack, doch das Hauptmotiv — Verwandlung eines für harmlos gehaltenen Fundobjektes in einen Schwarzen — ist doch beiden Sagen gemeinsam:

*Der Fahrenbacher Wald scheint es in sich zu haben. Leute, die ihn einmal durchqueren, sahen Kleider am Boden liegen. Um sich nicht an unrechtem Gut zu vergreifen, hoben sie diese Kleidungsstücke nicht auf, sondern gingen ihres Weges weiter. Kurz darauf passierte ein Fahrenbacher Bursche diese Stelle. Diesmal lag noch ein Sack bei den*

*Kleidern. Nun, einen Sack kann man immer brauchen, und so nahm er ihn mit nach Hause. Dort legte er den vom Regen durchnästen Sack hinter den Ofen zum Trocknen. Als es an der Zeit war, schlafen zu gehen, wollte der Bursche das Licht löschen und sich in seine Schlafkammer begeben. Doch, o Schreck: Da, wo der Sack gelegen hatte, erhob sich ein schwarzer Mann. Fürchterlich war er anzusehen, und der Bursche kämpfte nicht schlecht mit der Angst, als er ihn betrachtete. Nein, er ließ sich nicht ins Bockshorn jagen. „Da bleib ich stehen, und wenn es die ganze Nacht über sein sollte“, dachte er und beobachtete in einem fort den Unheimlichen, der sich ebenso still und schweigsam verhielt. Wirklich, die ganze Nacht ging darüber hin. Da dämmerte es, und siehe da: der Schwarze war auf einmal verschwunden, und an der Stelle, wo er gestanden hatte, lag wieder der Sack. Den trug der Bursche nun eiligst wieder in den Wald zurück<sup>19</sup>).*

Bringen so die von Lehrer Hoffmann in Mosbach um 1900 aufgezeichneten Sagen auch motivlich nichts Neues, so haben sie doch die anderen, schon erwähnten Vorzüge. Zu Hoffmanns Gewährsleuten ist noch zu sagen, daß sie fast alle dem Handwerkerstand angehörten. Er nennt je einen Schreiner, Tüncher, Schuhmacher, Häfner und Maurer, dazu dann noch zwei Bahnwärter und einen Landwirt. Jene Rosine Egolf, die sich Brennholz nach Hause trug, dürfte Tagelöhnerin gewesen sein und sich auf ähnliche Weise ernährt haben, wie die in Sage Nr. 14 genannte Waschfrau. So wird der Kreis jener Stadtbürger, denen die Sagenüberlieferung seinerzeit noch selbstverständliche geistige Wirklichkeit war, näher bestimmbar und engt sich auf die kleinen Handwerker und Tagelöhner ein. In ihrem Kreis dann auch den Turmwächter und den Nachtwächter (5) zu finden, kann kaum überraschen, zumal dies auch noch von dem



*Spanische Silbermünze König Philipps II. aus einem Mosbacher Schatzfund, der eine Schatzsage zur Folge hatte. Die Münze (Durchmesser 27 mm) stammt aus der Zeit vor 1580.*

Umstand her nahelag, daß eine nächtliche Tätigkeit besonders dazu veranlagte, Merkwürdiges zu glauben und zu sehen. Dies zeigt sehr schön ein anderer historischer Sagenbeleg, aus Mosbachs weiterer Umgebung. 1743 gab der Nachtwächter von Merchingen dem dortigen Schulmeister zu Protokoll, er habe es um Mitternacht in der Kirche laut predigen hören, „worauf ihm ein Grusel angekommen und er mit großer Furcht nacher Hause geeilet“<sup>19a</sup>).

Lehrer Hoffmann hatte zu diesen Mosbachern offenbar guten Kontakt, wie er überhaupt in Mosbach heimisch war und bis zu seinem Tod 1926 hier wohnen blieb. Er besaß in der Diedesheimer Straße ein eigenes Haus. In der Schule war er später Vertreter des Schulleiters Gänzler und dessen Freund, schließlich selbst Rektor. Wie man in Mosbach noch weiß, war er an Natur und Geschichte interessiert und erkundete die Besonderheiten in Stadt und Umgebung. Allerdings galt er (deshalb?) auch ein wenig als „Sonderling“. Hoffmann hinterließ zwei ledige Töchter.

Hoffmanns Aufzeichnungen geben wir nachfolgend in getreuem Wortlaut und in zeitgenössischer Orthographie wieder. Die Numerierung findet sich ebenfalls schon in der Original-Niederschrift vor. Neu eingefügt sind lediglich die Verweiszahlen für die Anmerkungen. Ebendort sind dann einige Mosbacher Besonderheiten erklärt, während für die allgemeinen Sagenmotive und für vergleichbare Erzählstücke hier pauschal auf das fränkische Sagenbuch „Weiße, Schwarze, Feurige“ des Verfassers und auf dessen Einleitungs- und Kommentarteil verwiesen sei.

1. *In dem Wohnhause des Schreiners Grassinger<sup>20</sup>) hier soll einmal ein Dienstmädchen, das nachts 10 Uhr einen Brief zur Post tragen wollte, zur Stiege heruntergeworfen worden sein und habe infolge des Sturzes das Genick gebrochen. In dem gleichen Haus hat die noch lebende Frau Konrad s. Zt. als Magd gedient und behauptet, sie habe am Wasserstein einen großen schwarzen Mann gesehen, der bald darauf verschwunden sei.*

2. *Der 21jährige Sohn des Tünchers Hofmann fuhr vor Jahren gegen 10 Uhr vom Bergfeld heim. Er erzählte den Seinigen, es sei ihm auf der Heimfahrt bis an die ersten Häuserreihen das „Bergmännle“ nachgegangen. Der Bursche, der schon seit einigen Monaten lungenleidend war, konnte die Nacht über nicht schlafen, wurde kränker und starb bald darauf.*

3. *Landwirt Peter Reinmuth erzählt, sein Vater habe in den Maisack'schen Mühle<sup>21</sup>) gemahlen. Als er nachts heimging, habe er auf dem Eisenbahngleise einen schwarzen Mann gesehen, der immer mit dem Kopfe nickte und dann plötzlich verschwunden sei.*

4. *(Grenzsteinversetzer). Zwischen Mosbach und Nüstenbach<sup>22</sup>) soll ein Bauer einen Grenzstein verrückt haben, um seinen Acker zu vergrößern. Als er gestorben war, soll er jede Nacht mit der Haue erschienen sein, um den Stein wieder richtig zu stellen. Da*

ihm dies nicht gelang, so erschien er nachts seiner Frau und rief: „Frau, hilf mir, daß ich erlöst werde!“

5. Georg Großkinsky, Schuhmacher und Turmwächter hier, erzählt, er habe vor Jahren am Waldrand des Henschelbergs ein Licht gesehen, das immer größer ward und nach etwa 3 Minuten verschwunden sei. Von dieser Erscheinung machte er dem Nachtwächter Weichsler<sup>23)</sup> Mitteilung, der das Licht schon 2mal an einem bestimmten Tag des April gesehen haben will.

6. Man erzählt hier, vor vielen Jahren sei ein Mann vom Bergfeld<sup>24)</sup> (Bergsteige) heruntergegangen. Derselbe habe an der Straße ein Lichtlein gesehen. Der Mann habe das Lichtlein angerufen: „Wegscheißerle, komm herüber und leuchte mir!“ Das Lichtlein soll vorausgeschwebt sein und dem Manne bis zu seiner Hausthüre geleuchtet haben. Vor dem Verschwinden habe das Lichtlein gesagt: „Du sagst nicht mehr Wegscheißerle leuchte mir!“ Bald darauf sei der Mann gestorben.

7. Frau Rosine Egoß hier erzählt, sie sei vor einigen Jahren an der alten verfallenen Mauer der Gustavsburg<sup>25)</sup> mit einem Bündel Holz auf dem Rücken vorübergegangen. Auf der Mauer lagen schöne Tuchläppchen, von denen sie einige für ihre Kinder in die Tasche schob. Als sie dieselben zuhause verteilen wollte, fand sie in ihrer Tasche statt der Läppchen eine Anzahl neuer Kreuzer. Sie ging sofort zurück, um die andern Tuchläppchen zu holen, fand aber die Stelle leer.

8. Karl Rohleder, Häfner hier<sup>26)</sup>, erzählt: Zwei Mädchen stritten miteinander, wer von beiden die Beherztere sei. Man einigte sich, in der darauffolgenden Nacht ein Kreuz auf dem Kirchhof zu holen und wieder zurückzubringen. Eines der Mädchen hatte wirklich den Mut, dies auszuführen. Als sie aber das Kreuz wieder an das Grab zurückbrachte, drückte sie in der Hast ihre Schürze mit in die Erde und sei darüber so

erschrocken, daß sie am Kirchhofthor umfiel und tot war.

9. Bahnwart Heiß hier hat im Winter 1893 bei Durchfahrt des Frühzugs<sup>27)</sup> (6 Uhr) eine schwarze Frau sich auf die Schienen legen sehen. Seine Dienstobliegenheiten verhinderten ihn, sofort an die Stelle zu eilen, um die Frau noch zu retten. Als der Zug vorübergebraust war, eilte er an den Platz, um die Leiche vom Bahngeleise zu entfernen, fand aber zu seinem großen Erstaunen nichts, sah auch in der ganzen Umgebung keine Frau.

10. Vor 8 Jahren wollte Bahnwart Müller abends 9 Uhr die beiden Schranken am Bahnübergang zwischen Mosbach und Nekkarelz<sup>28)</sup> schließen. Im Begriffe dies zu thun, stellte sich plötzlich ein baumlanger schwarzer Mann neben ihn. (Es soll dies der Geist eines Jägers sein, welcher in ein dort aufgestelltes Marienbild<sup>29)</sup> geschossen habe). Müller giebt an, er habe nicht den Mut gehabt, die Barriere zu schließen. Darüber von dem Bahnmeister N. N. des andern Tags zur Rede gestellt, erzählte er sein Abenteuer, worauf der Bahnmeister erklärte, er habe vom Zuge aus den schwarzen Mann auch gesehen.

11. Als Maurer Hemberger hier sein Haus umbaute<sup>30)</sup>, fand er im Backofen einen Hafen voll altes Geld. Etwa 5 Nächte hindurch ging seine Hausthüre von selbst auf, Geschirr fiel in der Küche von den Wänden. Ruhe trat erst ein, als das Geld umgewechselt war.

12. Vor 7 Jahren gingen Georg Großkinsky und Lorenz Daub, beide damals Schüler der 8. Volksschulklasse, am Sonntagmorgen in den nahen Wald, um Himbeeren zu holen. Lorenz Daub erzählt, es habe sich neben ihn aus dem Gebüsch kommend ein weißer Mann gestellt und ihm zugerufen: „Lorenzle, gehe in die Kirche“. Gg. Großkinsky will nichts gesehen und gehört haben. Die beiden Knaben ergriff aber sol-

che Angst, daß sie im strengsten Lauf in die Kirche eilten.

13. Man erzählt, in der Zuckermühle<sup>31)</sup> — 10 Minuten von Mosbach — seien die Pferde an den Mähnen mehrmals gezöpft worden. Man mußte die Zöpfe abschneiden, weil das Geflecht unlösbar war. Vor 3 Jahren sei dies zwischen 11 und 12 Uhr mittags wieder vorgekommen, als der Müller mit den Seinigen zu Tische saß.

14. Als vor etwa 50 Jahren der jetzige Kirchenplatz noch Kirchhof war<sup>32)</sup>, gewahrte eine Wascherin nachts 1 großes Kalb mit einem Strick um den Hals auf dem Kirchhof. Die Wascherin, welche eine beherzte Frau gewesen sein soll, habe das Kalb in ihre Stallung gebracht und davon ihrem Manne Mitteilung gemacht. Als man morgens im Stalle nachsah, fand man einen himmellangen schwarzen Mann. Man habe dann den Pfarrer geholt, welcher durch Gebet den Mann wieder zum Verschwinden brachte. In dem Hause, das jetzt noch steht und zur Zeit von H. Riffel bewohnt wird, befindet sich ein Zimmer, in welchem man an der Decke einen schwarzen Mann gesehen haben will. Das Zimmer wird bis auf den heutigen Tag nicht bewohnt. Es sei nicht „sauber“ darin, geht die Mähr.

15. In der Mühle zwischen Mosbach und Lohrbach<sup>33)</sup> soll hin und wieder das Rollen von Kegelkugeln wahrgenommen werden.

16. Auf einem der umliegenden Höfe<sup>34)</sup> legt der Pächter N. N. jeweils einen Strohkranz an den Eingang der Stallthüre, wenn ein fremdes Stück Vieh in seinen Stall eingestellt wird. Grund: damit keine Hexen einziehen.

(Aberglaube). Soll eine Katze, ein Huhn, ein Hund an das Haus gewöhnt werden und nicht davonlaufen, so wird das betr. Tier 3mal um den linken Tischfuß gehoben.

Derartige Gebräuche sind auch noch hiesiger Stadt sehr häufig wahrnehmbar.

Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Als wichtigste Veröffentlichungen haben zu gelten: *Bernhard Baader*, Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden, Karlsruhe 1851; ders., Neugesammelte Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden, Karlsruhe 1859; *Johannes Künzig*, Badische Sagen (= Eichblatts Deutscher Sagenschatz 10), Leipzig 1923; ders., Schwarzwaldd-Sagen (= Alemannische Stammeskunde I), Jena 1930.

<sup>2)</sup> Siehe zu dieser Problematik *Lutz Röhrich*, Märchen und Wirklichkeit, 3. Aufl. Wiesbaden 1974.

<sup>3)</sup> Vgl. *Lutz Röhrich* (Hrsg.), Probleme der Sagenforschung. Verhandlungen der Tagung, veranstaltet von der Kommission für Erzählforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. vom 27. September bis 1. Oktober 1972 in Freiburg im Breisgau, Freiburg i. Br. 1973.

<sup>4)</sup> *Josef Dünninger*, Fränkische Sagen vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (= Die Plassenburg, Schriften für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken 21), Kulmbach 1964. Siehe auch bei *Peter Assion*, Weiße, Schwarze, Feurige, neugesammelte Sagen aus dem Frankland, Karlsruhe 1972, S. 15 ff. das Kapitel „Historische Zeugnisse“.

<sup>5)</sup> *Künzig*, Schwarzwaldd-Sagen (wie Anm. 1). Vgl. ebenda, S. 344 f., die Quellennachweise.

<sup>6)</sup> *Künzig*, Badische Sagen (wie Anm. 1), bringt S. 100 als Nr. 265 eine Schatzsage aus der Sammlung („Altes Geld muß umgewechselt werden“). Es ist das elfte Stück der Sammlung. Zu Künzigs Benützung dieser Quelle vgl. zu Anm. 9. In die Sammlung „Weiße, Schwarze, Feurige“ (wie Anm. 4) sind keine weiteren Stücke daraus aufgenommen worden, da dort nur in jüngster Zeit gesammelte Sagen zusammengestellt werden sollten.

<sup>7)</sup> *F. Kluge, E. H. Meyer, F. Pfaff*, Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Baden, in: *Alemannia* 21, 1893, S. 301 ff.; *Elard Hugo Meyer*, Badische Volkskunde, in: *Alemannia* 22, 1894, S. 1 ff.

<sup>8)</sup> *Elard Hugo Meyer*, Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert, Straßburg 1900, S. 552 ff.

<sup>9)</sup> *Künzig*, Badische Sagen (wie Anm. 1) sowie ders., Schwarzwaldd-Sagen (wie Anm. 1). Einen kleinen Teil der aufgeschriebenen Sagen hatte außerdem zuvor noch *Hanns Bächtold* veröffentlicht: ders., Geschichten und Sagen aus dem südlichen Badner Lande, aus den Materialien der „Badischen Heimat“ mitgeteilt, in: *Badische Heimat* 5/6, 1918/19 (1920), S. 112 ff.

<sup>10)</sup> Vgl. *Peter Assion*, Die Badische Landesstelle für Volkskunde in Freiburg i. Br., in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg*, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes, 1, 1972, Heft 3, S. 21 f. — Ein anderer Teil der bearbei-

teten Fragebogen hat sich in der Arbeitsstelle des Badischen Wörterbuches in Freiburg i. Br. erhalten.

<sup>11)</sup> Mitteilungen zu den Genannten und Erläuterungen zu ihren Aufzeichnungen werden Herrn Rektor *Werner Haas*, Mosbach, durch Briefe vom 17. 1. 1974 und 28. 1. 1974 verdankt.

<sup>12)</sup> Vgl. *Assion*, Weiße, Schwarze, Feurige (wie Anm. 4), S. 28. *Lutz Röhrich*, Sage (= Sammlung Metzler, Abt. E, M 55), 2. Aufl. Stuttgart 1971, betont S. 3: „Dieses Für-wahr-halten des Erzählten gehört — mindestens in älterer Zeit — zum Wesensmerkmal der Sage“.

<sup>13)</sup> Einige Sagen aus Mosbach und Umgebung siehe bei *Kuno Schmader*, Unsere Heimat. Ein Lese- und Arbeitsbuch des Landkreises Mosbach, 3., verbesserte Aufl. Mosbach 1964.

<sup>14)</sup> Vgl. *Hermann Bausinger*, Volkskultur in der technischen Welt, Stuttgart 1961, bes. S. 26 ff.

<sup>15)</sup> *Friedrich Ranke*, DorfTier, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band II, Berlin—Leipzig 1929/30, Sp. 354.

<sup>16)</sup> Mitteilungen von Rektor *Werner Haas*, Mosbach, durch Brief vom 13. 1. 1974 und 28. 1. 1974.

<sup>17)</sup> Vgl. *Röhrich*, Sage (wie Anm. 12), S. 4 ff.; *Hermann Bausinger*, Formen der „Volkspoesie“ (= Grundlagen der Germanistik 6), S. 172 f.

<sup>18)</sup> *Künzig*, Badische Sagen (wie Anm. 1), S. 89, Nr. 238.

<sup>19)</sup> *Adolf Weber*, Gedichte und Prosas, Fahrenbach (Selbstverlag der Gemeinde) 1965, S. 73 f. — Schwarze Männer sind häufig erwähnte Spukgestalten im Frankenland und als Totengeister auch und vor allem draußen in der Flur angesiedelt, wo sie meist für das Versetzen eines Grenzsteines oder sonstigen Betrug zu büßen haben. *Emil Schmitt*, Sagen, Volksglaube, Sitten und Bräuche aus dem Baulande (Hettingen), Baden-Baden 1895, beschreibt sie im allgemeinen so: „Sie schweben hart am Boden hin, Füße kann man nicht unterscheiden. Am liebsten zeigen sie sich in der Nähe von Bildstöcken... Sie hängen sich gerne den Leuten, die früh morgens ausgehen, auf den Rücken und lassen sich eine Strecke weit tragen. Es ist unmöglich, sie abzuschütteln. Sobald aber die Glocke das Ave Maria läutet, muß der Schwarze verschwinden. Oft genügt auch schon der Spruch: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn“ (S. 7).

<sup>19a)</sup> *Roland Seeberg-Elverfeldt*, Merchingen und Umgebung im 18. Jahrhundert, in: Württembergisch Franken 41, 1957, S. 162

<sup>20)</sup> Das Haus — jetzt Eigentum der Brauerei Hübner, Mosbach — steht noch zwischen Rathausgasse und Kronengasse und ist jetzt unbewohnt. (Mitteilung von Rektor *Haas*, Mosbach, durch Brief vom 28. 1. 1974. Danach auch die folgenden Anmerkungen.)

<sup>21)</sup> Die Maisack'sche Mühle (früher „Schlackenmühle“) war in den letzten 90 Jahren eine Mälzerei für Braugerste, betrieben von der

Brauerei Hübner, Mosbach. Die Anlage steht gegenwärtig ebenfalls leer und wartet auf Abbruch.

<sup>22)</sup> Es muß sich dabei um Neckarelzer Gemarkung gehandelt haben, und zwar um ein Flurstück, das erst 1934 von Neckarelz für die zehnfache Grundsteuersumme an Mosbach abgetreten wurde. Erst danach grenzten die Mosbacher und die Nüstenbacher Gemarkung aneinander. Heute ist Nüstenbach nach Mosbach eingemeindet.

<sup>23)</sup> Nachtwächter Franz Weixler war 1822 geboren. Er lebte in seinem Haus in der Collekurgasse.

<sup>24)</sup> Das „Bergfeld“ war eine Allmende von ca. 330 ha, ausgestockt zwischen 1770 und 1790. Es war in Bürgeräcker für 402 Nutzbürger aufgeteilt. 1934 verkaufte die Stadt die Allmende an die Badische Landsiedlung, die darauf die erste Badische Bauernsiedlung mit Hofstellen nach dem Erbhofgesetz errichtete.

<sup>25)</sup> Die „Gustavsburg“ war ein Bier- oder Eiskeller und erhielt ihren Namen von dem Bierbrauer und Schwanenwirt Gustav Schifferdecker, der dort auch einen Bierausschank unterhielt. Der Eiskeller mit seinem 150 m langen Stollen existiert noch. Das Gebäude darüber ist jedoch seit ca. 100 Jahren Ruine.

<sup>26)</sup> Die Familie des Erzählers wohnt schon immer nahe beim Friedhof, und zwar in einem der sog. Gutleuthäuser (ehemalige Leprosenhäuser).

<sup>27)</sup> Das Geschehnis ist am Bahnübergang an der Schlachthausbrücke über den Gewerbekanal und die Elz zu lokalisieren (heute Loretto-Platz).

<sup>28)</sup> Diesen Übergang gibt es nicht mehr. Die alte Bahnlinie Heidelberg—Mosbach (eingeweiht am 22. Oktober 1862) ist seit 1905 an dieser Stelle abgebaut. Das zugehörige Bahnwärterhaus wurde 1973 abgerissen.

<sup>29)</sup> Das Marienbild ist ebenfalls nicht mehr vorhanden, wohl aber offensichtlich sein Sockel, auf dem heute ein Kreuz ohne Korpus aufgesetzt ist. Der Sockel trägt die Inschrift „LFB/MEB/1788“, während das Kreuz jüngeren Datums ist. Im Zusammenhang mit der Zerstörung des Marienbildes (auf einer Bildstocktafel?) könnte die Sage von dem frevelhaften Schuß entstanden sein. Wie man heute noch weiß, soll es an der gleichen Stelle schon immer gespuht haben.

<sup>30)</sup> Vgl. zu Anm. 16.

<sup>31)</sup> „Zuckermühle“ war wahrscheinlich eine scherzhafte Bezeichnung, denn diese Mühle liegt im Gebiet der ehemaligen kurpfälzischen Saline. „Zuckermüller“ war seinerzeit Christoph Brenner. Vom Zöpfen der Pferde, das den Hexen zugeschrieben wurde, weiß man bis heute an verschiedenen Orten zu erzählen. Die „Zuckermühle“ gehört heute den Johannesanstalten Mosbach der Inneren Mission.

<sup>32)</sup> Tatsache ist, daß der Kirchhof schon um 1500 vor die Tore der Stadt verlegt wurde. — Das fragliche Haus, 1922 von der Witwe Riffel an Karl Ernst verkauft, steht noch. Wie jetzt noch viele in der Mosbacher Altstadt wissen, war es in dem Haus nicht „sauber“, d. h. es ging darin um. Solche Anschauungen wurden auch durch einen Selbstmord genährt, der in dem Haus verübt wurde.

<sup>33)</sup> Es handelt sich um die Mal-, Reib-, Säge- und Gipsmühle auf dem Flurstück „im Beisatz“, Gemarkung Mosbach. Seit 20 Jahren ist die

Mühle unbewohnt und zerfällt. Eigentümer sind die Johannesanstalten Mosbach. Von der Sage wissen auch Mosbacher, die von der Mühle stammen, nichts mehr.

<sup>34)</sup> Es muß sich um den „Knopfhof“ handeln, ein Besitztum der Fürsten von Leiningen, das bis 1923 zu Neckarburken gehörte. Pächter vor 1906 war ein gewisser Kieser, vor diesem der Herr von Seeger. Vor 1850 war der Hof teils mit Eigentumsbauern, teils mit leiningischen Verwaltern besetzt.

---

## Im Bergwald

Wald. Steigender Wald. Gipfelwald.  
Und plötzlich fühle ich — die Stille.  
Verhaltenen Atems schließe ich die Augen,  
Höre in mich hinein  
Und höre den Blutstrom dunkel tönen.  
Ich höre den Gang der Gestirne im Raum,  
Den Gong des Mondes fern überm Berg . . .  
Wenn jetzt ein Vogel vorüberflöge!  
Wenn sich ein Blatt knisternd löste!  
Ich bin erstarrt vor Lauschen,  
Und die Stille wächst um mich auf.  
Ich bin Wald im Wald,  
Baum unter Bäumen,  
Saite der großen Harfe,  
Durch die weiße Lichthände gehen . . .

Otto Gillen

# Die Museen des badischen Frankenlandes

Robert Hensle, Mannheim

Es geziemt sich auf diese wertvolle kulturelle Arbeit der bestehenden Heimatmuseen und deren beachtliches Niveau in dem schon immer so vernachlässigten Landesteil hinzuweisen. Selbstlose ehrenamtliche Mitarbeiter haben hier wertvolle Aspekte für diese Kulturstätten geschaffen. Leider fanden diese Bestrebungen sehr oft nicht die nötige und notwendige, ihnen gebührende Unterstützung durch die kommunalen und staatlichen Verwaltungen.

## Die Heimatmuseen im badischen Frankenland

Allgemein glaubte man, daß im badisch-fränkischen Bereich der Gedanke für die Errichtung von Heimatmuseen durch die große Ausstellung „Badische Volkskunst, Karlsruhe 1910“ ausgelöst wurde und besondere Impulse erhielt, dem ist nicht ganz so, doch gab diese weitere entscheidende Anregungen.

Wohlgezielte Anfänge bestanden schon längst, wenn auch bescheiden im Raum des badischen Frankenlandes, in den kleinen anmutigen Städtchen dieses kulturgeschichtlich hochinteressanten nördlich gelegenen badischen Landesteiles<sup>1)</sup>.

Vor fast 100 Jahren, bereits 1878, war das erste beachtliche Heimatmuseum in dem romantischen Städtchen Wertheim a. M. entstanden<sup>2)</sup>. Anfänge zu Sammlungen findet man in Boxberg<sup>3)</sup>, Hardheim<sup>4)</sup>, Mosbach<sup>5)</sup> und Walldürn<sup>6)</sup> bereits um 1900.

In Adelsheim<sup>7)</sup> haben wir Versuche für eine heimatgeschichtliche Sammlung um 1925. Es folgt Tauberbischofsheim<sup>8)</sup> mit dem Zusammentragen von museumsgeeigneten Stücken um 1920 und Neudenau<sup>9)</sup> um 1933.

Heute kennt man ständig bestehende und gut gepflegte Sammlungen in den Heimatmuseen Wertheim a. M., Buchen<sup>10)</sup>, Wall-

dürn, Mosbach, Neudenau, Lauda 1965<sup>11)</sup>, Tauberbischofsheim 1970 und Sennfeld 1971<sup>12)</sup>. An einer Neuaufstellung arbeitet man in Boxberg und Adelsheim. In Hardheim sind durch den Ausbau der ehemaligen historischen Zehntscheuer (heute Erftalhalle) alle Voraussetzungen für einen idealen Großraum geschaffen worden, der alle Variationen, die man in ein Heimatmuseum einbeziehen möchte, zuläßt. Eine Erweiterung der Räume ist jederzeit möglich. Am 24. November 1973 erfolgte die Eröffnung dieser neuen Ausstellungsstätte.

Solche räumliche Startbasis wäre für jede erfolgversprechende Museumsarbeit eine Notwendigkeit.

Behelfe bedeuten Kräfteaufzehrung, ohne den gewünschten Erfolg zu erzielen, und führen zur Verdrießlichkeit bei den noch immer ehrenamtlichen Mitarbeitern. Es wäre bei mancher Verwaltung einer Überlegung wert, diese unermüdlich tätigen, kulturelhaltenden Helfer durch tatkräftige Unterstützung und Förderung ihres uneigennütigen Arbeitens zu ehren.

## Die Grundlagen für ein Museum

Die Sammeltätigkeit für einen solchen Zweck wurde weitaus früher als obige Jahreszahlen angeben von Heimatfreunden, Idealisten, Freunden und Gönnern der Volkskunst und Volkskunde aufgenommen.

Oft regten vererbte Familienstücke an, volkskundliche Gegenstände durch persönliche Opfer zu erwerben und dazu zu sammeln. Sammlerfreunde pflegten schon Jahre zuvor Gedankenaustausch in loser Gemeinschaft ohne vereinsgebunden zu sein. Sie wurden später die Träger und Förderer der Museen.

Das großherzogliche Haus besaß großartige, bewußt geführte Sammlungen. Schon

die Markgrafen von Baden-Durlach unterhielten in ihrem neubauten Schloß im Hardtwald — (es ist das später erweiterte großherzogliche Schloß in Karlsruhe) — eine mannigfaltige Kunst- und Naturaliensammlung.

Diese wurde später mit der Erhebung der Markgrafen zu Großherzogen beträchtlich — vor allem durch den Großherzog Leopold (1792—1852) — erweitert. Er war als Regent ein großer Förderer der Kunstsammlungen und bestimmte entscheidend die künftige museale Entwicklung.

Nach seinem Tode führte sein Sohn Friedrich I. (1826—1907) mit großem Sammlungsverständnis die Sammlungspolitik seines Vaters fort. Er konzentrierte die im Lande zerstreuten Sammlungen in Karlsruhe. Sehr spät erkannte man den Wert einer Sammlung badischer Volkskunst. Erst 1891 wurde eine „Volkskunst-Sammlung“ begonnen, jedoch aus Raumangel, der sich kaum ein Jahrzehnt nach Eröffnung des neuen Museums schon wieder bemerkbar machte, mußte sie in dem kurz zuvor von Großherzog Friedrich I. gegründeten „Badischen Kunstgewerbemuseum“ eingerichtet werden<sup>13</sup>).

So sind die Bestrebungen heimat- und volkskundliche Sammlungen im badischen Frankenland zu beginnen, bereits vor oder mit Beginn der Karlsruher Sammlung — wie bereits erwähnt — nachgewiesen.

### Karlsruhe 1910

Die Karlsruher Volkskunstaussstellung vom Juli bis November 1910<sup>14</sup>) war für die später entstehenden Heimatmuseen Vorbild.

Sie wurde zu Ehren des großherzoglichen Paares, Großherzog Friedrich II. und seiner Gemahlin Hilda anlässlich der silbernen Hochzeit arrangiert. Das fürstliche Paar, leutselig und aufgeschlossen, liebte die Volkskunst. Man glaubte, dem Regenten und der Landesmutter mit einer solchen repräsentativen Ausstellung heimatlicher Volkskunst

aus Baden eine besondere Freude und Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen. Gleichzeitig verband man damit eine Bestandsaufnahme wertvoller und unersetzlicher volkskunstlicher Gegenstände im Lande und schützte sie vor Verschleuderung.

Ihr Wert und ihre Bedeutung sollte dem Kunsthandwerk nutzbar gemacht werden.

### Der Beitrag des Amtsbezirks Buchen i. O.

Auf Veranlassung des kunstsinnigen, damals in Buchen amtierenden Oberamtmanns Gräser (später Landeskommisnar in Karlsruhe) sammelte Hauptlehrer Karl Trunzer für den Bezirk Buchen Gegenstände der Volkskunst.

Ein Eisenbahnwagen voll schönster und bester Stücke aus Urgroßvaters Zeiten, wie Möbel, Geräte, Gefäße, Werkzeuge u. a. waren der Beitrag des Bezirkes, der leihweise in die Hauptstadt Karlsruhe rollte<sup>15</sup>). Unser Bezirksmuseum Buchen verdankt dieser Ausstellung seine Geburtsstunde.

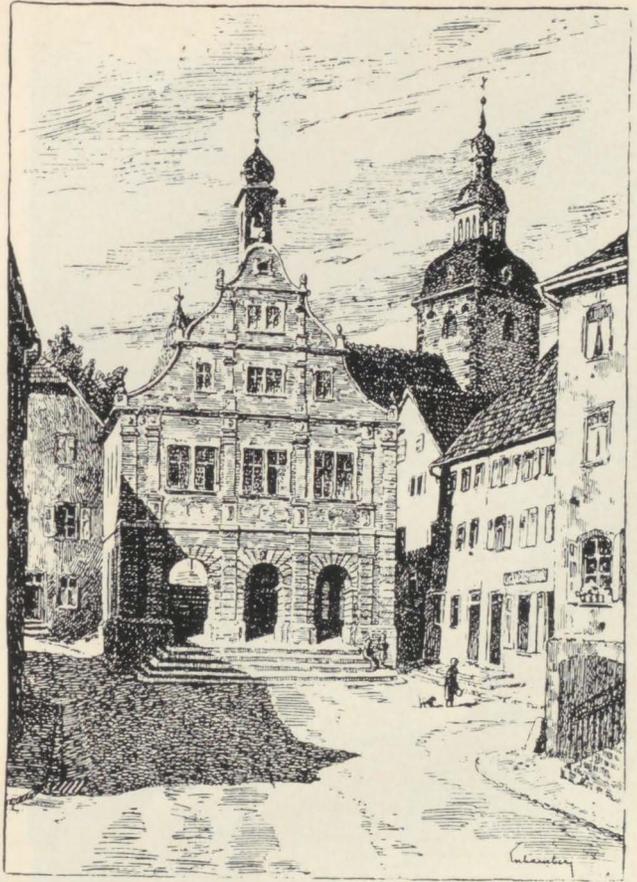
### Volkskunst-Ausstellung im Buchener Rathaussaal

Nach der großartigen richtungweisenden Karlsruher Volkskunst-Ausstellung, die weit über Deutschland hinaus als großer Erfolg bezeichnet wurde, folgte nun die Ausstellung des Beitrages aus dem Bezirk Buchen im Rathaussaal vom 22. Dezember 1910 bis 2. Februar 1911. Alle Bevölkerungsschichten waren über diese Schau begeistert, und es entstand der einmütige Wunsch, diese aus privater Hand stammenden Gegenstände zu einer ständigen Ausstellung zu vereinigen.

Die Besitzer der Stücke waren bereit, in einem solchen Falle ihre Gegenstände dem Museum kostenlos zu überlassen.

Während der Ausstellungszeit wurde das Interesse für die Volkskunst durch einen aufklärenden und richtungweisenden Vortrag des Direktors der Karlsruher Kunstgewerbeschule Prof. Karl Hoffacker besonders geweckt. (Bis zur endgültigen Ausstellung im

*Im Buchener Rathaus schlug die Geburtsstunde für das Bezirksmuseum*



Bezirksmuseum blieb diese gesamte Ausstellung im Rathaussaale geschlossen aufgestellt beisammen.)

### **Die Gründung des Vereins „Bezirks-Museum Buchen“**

Am 13. Februar 1911 erfolgte die Gründung dieses Vereins. Hauptlehrer Karl Trunzer wurde als erster Vorsitzender einstimmig gewählt. In den Satzungen wurden die Aufgaben des Vereins fest umrissen:

„... Der Zweck desselben ist die Aufsuchung, Sammlung und wissenschaftliche Verwertung von Altertümern und historischen Denkmäler aller Art aus den Gebieten des badischen Frankenlandes, insbesondere des Amtsbezirks Buchen...“<sup>16)</sup>

Später schrieb einmal Karl Trunzer: „Die Arbeit, die getan werden mußte, war nicht klein, wenn etwas Brauchbares geschaffen werden sollte, das Zukunft hat. Sinn und Liebe für die Heimat vermögen vieles. Sachkenntnis und fester Wille dürfen nicht versagen und die guttätige Hand der Bevölkerung muß bereit sein immerdar.“

### **Die erste Epoche des Bezirksmuseums**

Karl Hoffacker stand bei der Einrichtung der unteren Museumsräume im „Steinernen Bau“ Karl Trunzer fachmännisch und in freundschaftlicher Verbundenheit beratend zur Seite<sup>17)</sup>. Der Karlsruher Professor, Maler, Architekt und Museumsfachmann



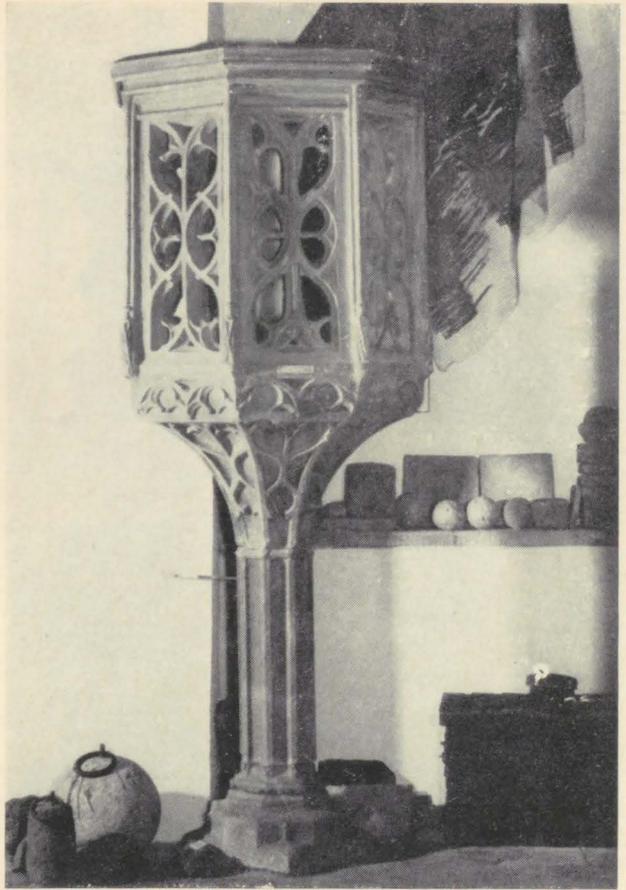
„Der steinerne Bau“, daneben das  
Trunzer-Haus mit Gedenktafel

war für Karl Trunzer ein vorbildlicher Mentor. Selbstlos weilte er handanlegend wochenlang in Buchen und gab bei der Erstaufstellung dem Bezirksmuseum sein Gesicht. Trunzer war ein gelehriger Schüler und lernte dazu, als man seine reichlich gesammelten Schätze fachgerecht, in verständnisvoller Weise und mit Feingefühl zu einer übersichtlichen Sammlung ordnete. So entstand die Anordnung des unteren Stockes im „Steinernen Bau“, die heute noch von dem Fluidum der Erstaufstellung ausstrahlt. Die Wände sind mit heraldischen Motiven des fränkischen Adels und der Städte geziert.

Im Foyer, das zu den kleineren, dezent und intim gestalteten Räumen führt, ist die bäuerliche Webstube. Ineinandergehend aber getrennt liegen die Odenwälder Bauern-

stube, das Bauernschlafzimmer, Bürgerstube, Küche, Kapelle. Ein Kenner nannte die Erstaufstellung eine „Trunzer-Hoffackerische Schöpfung“. Als Prädikat höchster Anerkennung fand er den Ausspruch „ein monumentales Bilderbuch der Odenwälder Volkskunst.“ Trunzer sicherte sich durch seine unentwegte Tatkraft die Gunst bedeutender Wissenschaftler und Volkskundler seiner Zeit, wie Peter Albert, Eugen Fehrle, Richard Krebs, Karl Schumacher, Max Walter, um nur einige zu nennen. Die Feier der Eröffnung der neuen Museumsräume erfolgte am 20. Juni 1915.

Das von Hauptlehrer Karl Trunzer gegründete Bezirksmuseum Buchen füllte hier eine kulturelle Lücke aus und wurde zur heimatkundlichen Sammel- und Begegnungsstätte für das ganze Gebiet.



### **Schrifttum gehört zur erfolgreichen Museumsarbeit**

Mit dem Aufbau dieses schon damals richtungweisenden und im südwestdeutschen Raum hochgeschätzten Heimatmuseum gab sich Karl Trunzer nicht zufrieden.

Er begründete 1920 die in der Fachwelt noch heute viel beachtete und für die Wissenschaft unentbehrliche Schriftenreihe „Zwischen Neckar und Main“, Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen. Sie wurden unter seiner Initiative zu einem Wertbegriff und über den heimatlichen Rahmen hinaus weithin bekannt und anerkannt. 18 Folgen sind bis zum Jahre 1939 erschienen<sup>18)</sup>.

1925 entstand die allseits beliebte Heimatbeilage des „Buchener Volksblattes“ — „Der Wartturm“ — mit dem Untertitel „Heimatblätter für das badische Frankenland“. Diese Beilage wurde von dem Pfarrer von Waldhausen — er war der Leiter des Pressevereins Buchen — Franz Josef Gutmann<sup>19)</sup> angeregt.

Emil Baader<sup>20)</sup> redigierte von 1925—1934 diese monatlich erscheinende Heimatschrift und Peter P. Albert bis 1936. Es folgte deren Einstellung, da die Pressefreiheit nicht mehr gegeben war.

Erst 30 Jahre später, ab 1. Februar 1966 gelang es wieder, den alten Wartturm zu neuem Leben zu erwecken.



Noch heute sind die gesammelten Jahrgänge eine Fundgrube für den Heimatforscher, Volkskundler und Wissenschaftler. Lehrer und Studenten sind sie eine Stütze und große Hilfe, wenn sie sich mit den geschichtlichen und kulturellen Geschehnissen in diesem Bereich befassen.

#### Die Museumsbibliothek

Prof. Dr. P. Albert, Freiburg-Steinbach, erkannte frühzeitig die Bedeutung einer Museums-Bibliothek. Seiner Meinung nach waren Bücher einschlägiger Art das Rückgrat eines Museums. Er war es auch, der die Voraussetzungen schuf, grundsätzlich orientierte Literatur für den Bereich des Odenwaldes und des badischen Frankenlandes zusammen-

zutragen, und seine Meinung bestand zu Recht. Der einfachste Gegenstand gewinnt erst Leben, wenn man über seinen Wert und seine geschichtliche Herkunft etwas auszusagen hat.

Die Fachliteratur der Gegend zwischen Neckar und Main sollte bei einer solchen Sammlung die Arbeit unterstützen. Diese von P. Albert in 40 Jahren, vielfach mit großer Mühe und reichlichem Kostenaufwand, zusammengebrachte und durchaus gediegen gebundene Bibliothek in den Besitz des Bezirksmuseums zu bringen war Karl Trunzer unablässig bemüht. Bereits 1927 bestand diese aus 900 Werken mit 1500 Bänden. In der Zwischenzeit ist diese spezialwissenschaftliche und volkskundlich aus-



gerichtete Bibliothek auf über 2000 Bände angewachsen<sup>21</sup>).

### **Erzieherische Bedeutung der Heimatmuseen**

Zum 70. Geburtstag von Karl Trunzer (11. April 1926) wurden dem Jubilar aus allen Bevölkerungsschichten zahlreiche Ehrungen zuteil. Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle fand für den unentwegten Vorkämpfer und Begründer des Buchener Heimatmuseums gebührende und überlegenswerte Worte. „Heimatgeschichte und Volkskunde sind unzertrennbar miteinander verbunden. Beides kann nicht erfolgreich betrieben werden ohne Anschauungsgegenstände. Diese suchen wir am besten in den Straßen eines

alten Städtchens, in einem Dorfe, das noch Väterart gewahrt hat, bei bodenständigen Menschen. Aber was der Lehrer für seinen Unterricht, was wir Erwachsene zur Versenkung in Väterart brauchen finden wir nicht leicht beisammen.“

Karl Trunzer wirkte als Wegbereiter für die Erziehung im Sinne einer lebensvollen Heimatgeschichte und Volkskunde. Er hat mit der Begründung dieses weithin bekannten Heimatmuseums sich der Nachwelt ein bleibendes, ihn ehrendes Denkmal gesetzt.

Eugen Fehrle fand hierfür markante Worte: „Solange hier im Frankenland von Väterart gesprochen und gelehrt wird, wobei die Gegenstände des Bezirksmuseums als



*Bildhauerarbeiten im Sakralraum (Fragmente von Wegkreuzen)*

Zeugnis dienen, wird der Name Karl Trunzer immer in Ehren genannt werden<sup>22</sup>).

### **Beachtlicher Aufbauwille**

Wohl die entscheidendste Ausbauphase des Museums konnte leider erst nach dem Tode von Karl Trunzer erfolgen.

Karl Trunzer, Buchens populärste Gestalt, des Odenwalds getreuester Sohn, war am 30. September 1927 an einem Herzschlag verschieden<sup>23</sup>). Dem bahnbrechenden Pädagogen war es nicht mehr vergönnt, den Ausbau des „Steinernen Baues“<sup>24</sup>) 1929 zu erleben.

Bereits im Spätsommer 1925 appellierte Staatsrat a. D. Josef Wittemann in einer leidenschaftlich gehaltenen Rede im badischen Landtag an den Kultusminister und die Abgeordneten des Hohen Hauses, und dies nicht ohne Erfolg<sup>25</sup>).

Spenden von Bürgern der Stadt und Freunden des Museums, Mittel der Stadt Buchen und des badischen Staates ermöglichten den Ausbau des zweiten Stockes im Steinernen Bau. Pläne für die Neugestaltung lagen schon viele Jahre von dem hiesigen Oberbaurat H. Beuschel (später Baudirektor in Karlsruhe) vor, die er unentgeltlich gefertigt hatte.

### **Die Neuordnung des Museums 1929**

Zum 1. Juli 1929 konnten die reichgegliederten und neugeordneten Sammlungen in den erweiterten Räumen zur Wiedereröffnung der Öffentlichkeit vorgestellt werden. In anerkennenswerter Weise hatte sich der damalige Direktor des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Prof. Dr. Hans Rott, um die Neuordnung bemüht. Bei der Eröffnungsfeier vor zahlreichen Ehrengästen,

hielt der Vereinsvorsitzende und Hauptleiter des Museums, Dr. Peter P. Albert, eine prägnante Festrede. Die Breitenarbeit des Heimatmuseums wurde treffend charakterisiert durch den Ausspruch „an der Erschließung des kostbaren Volksgutes mitzuwirken“. Der Bürgermeister der Stadt Buchen, Dr. Fritz Schmitt, (auch nach seiner Wiedereinsetzung 1945) sicherte die Unterstützung und Förderung der Museumsarbeit durch die Stadtverwaltung zu.

Karl Schumacher fand für diese wohlgeglückte Neuauftellung der Bestände des Bezirksmuseums eine aus Überzeugung gesprochene treffende Bezeichnung: „ein zentrales Sammlungs- und Forschungsinstitut für Heimatkunde innerhalb des badischen Frankenlandes“.

In den unteren Museumsräumen behielt man im Prinzip die sich als zweckmäßig erwiesene Anordnung und Gruppierung der Hoffacker-Trunzer Erstaufstellung bis heute im wesentlichen bei.

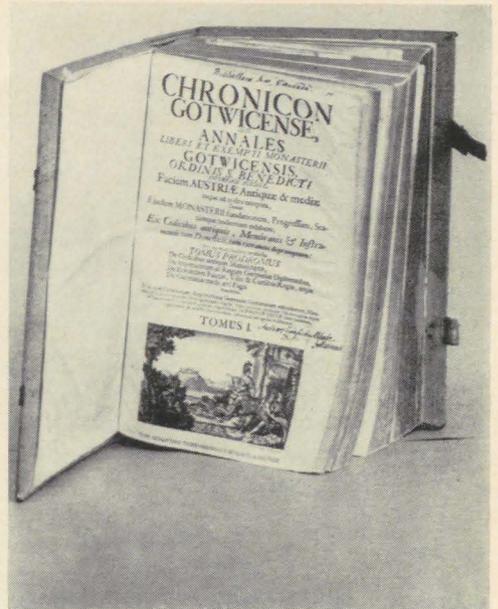
### Unersetzliche Museumsschätze

Interessant sind die Funde aus der Ur- und Frühzeit, sowie aus der Zeit des römischen Imperiums.

Reichlich gezierte schmuckvolle und begehrenswerte Stücke bietet die Waffensammlung.

Recht eindrucksvoll ist die Odenwälder Bauernkeramik vertreten, farbenfroh und lebendig in der Bemalung, sinnig die aufgemalten Sprüche. Kupferbackformen und Behälter mit handwerklicher Kunstfertigkeit präzise geschaffen, zählt man zum kostbaren Bestand.

Vielfach geschwungene, gekonnt geschmiedete Schnörkel in Wirtshausschildern empfindet man so belebend wie die kunstvoll geschnitzten Neidköpfe an Balkenenden. Die gotische Kanzel (1503—1507) aus der alten Buchener Stadtkirche schmückt wirkungsvoll den Raum. Backmulde, Brezelknetvorrichtung und ausdrucksvolle sinnige



*Göttweiger-Chronik, von dem 1672 in Buchen geb. Abt von Bessel*

Backmodel erinnern an die vollendete Handwerkskunst der Bäcker. Alte Handwerkszeuge der verschiedensten Berufe nötigen unsere Hochachtung ab. Mit oft primitiven Werkzeugen gelang es Kunstwerke, bedingt durch das handwerkliche Können der Meister, hervorzuzaubern.

### Bäuerliches und bürgerliches Leben

Die bäuerliche und bürgerliche Kultur steht gleichbedeutend nebeneinander. Doppeljoch und Holzpflug lassen die einst schwere bäuerliche Arbeit erkennen.

Eine Webstube mit allen zur Leinenherstellung erforderlichen Geräten zeigt dazu die zum Ausschmücken ideen- und formenreiche Zeugdruckstöcke. Zu wenig ist bekannt, daß die Waren aus den Odenwälder und Bauländer Hauswebereien weithin (bis Frankfurt a. M.) verhandelt wurden.

Die gemalten Möbel in der Bauernschlafstube, sowie die bäuerliche Küche mit dem zweckmäßig gehaltenen Geschirr wirken

ebenso überzeugend wie die Stuben im bürgerlichen Milieu. Bei letzten merkt man allerdings etwas vom Wohlstand, was sich in den reich geschnitzten Möbeln und schön verzierten Standuhren zeigt.

Religiöse Kunst bietet der Kapellen- und Sakralraum. Ein kleiner ausdrucksvoller romanischer Christus in Stein geschlagen, sowie ein geflügelter Christus in Holz, ein sehr seltenes Stück, ist neben anderen vielen kleinen Plastiken bemerkenswert. Das Epitaph für Konrad Koch, genannt Wimpina, Doktor der Theologie, Rektor der Universität Frankfurt a. d. O., gest. 16. Juni 1531, in der Sprache dieser Zeit geschrieben, findet unsere Aufmerksamkeit<sup>26)</sup>.

### Das erste Obergeschoß

Diese wohl ausgestatteten Räume sorgen in gleichem Maße für Überraschungen. Schon im Foyer steht eine wertvolle barockene Wachsplastik (1776). Sie erinnert an eine alte volkskunstliche Handfertigkeit der Wachsgießerkunst. Ein großer Holzschnitt der hl. Elisabeth in schwarz-weiß, eine Früharbeit des bedeutendsten Malers Israels, Ludwig Schwerin, ein Buchener Kind, lenkt die Aufmerksamkeit auf sich<sup>27)</sup>.

Der Blecker<sup>28)</sup>, die lebensbejahende symbolhafte Gestalt Buchens, steht neben formvollendeten Standuhren.

Nun betreten wir den großen Saal, der nach dem Brande 1912 im Jahre 1929 in seiner heutigen Form geschaffen wurde. Er ist durch seine Größe besonders geeignet, Sonderausstellungen aufzunehmen. So konnte in den vergangenen Jahren mit einer Albrecht Dürer- und Rembrandt- und in diesem Jahr mit einer Gottfried von Bessel-Ausstellung aufgewartet werden.

1929 bot man zur Eröffnung dieser Räume eine Kunstaussstellung der bekanntesten Odenwaldmaler, allen voran Arthur Grimm<sup>29)</sup>.

Besonders auffällig ist das älteste Wapen<sup>30)</sup> im Bezirksmuseum in diesem Saale,

das aus dem Jahre 1647 stammt und im Original erhalten ist. Es wurde vor wenigen Jahren restauriert. Ein sehenswertes Stück dürfte die kleine Orgel sein, die unmittelbar unter dem Wapen auf der westlichen Innenwand des großen Saales steht.

Intarsienarbeiten in Barock-Möbelstücken, Schatullen, Nähkästchen u. a. zeugen von dieser ehemals so hochstehenden Handwerkskunst. Ein überdimensionaler Schrank zeigt Zinngeräte-Geschirre, hierbei einige besonders schön geformte Stücke aus dem 18. Jh.

Weiterhin finden wir Vitrinen mit Bronzemörsern, Zingußformen, Kerzenhalter, Handlaternen, Petschaften, Siegel, Uhren, Schmuck u. a. Eine Göttweiger Chronik in lateinisch von einem Buchener Bürgersohn, dem Abt Gottfried von Bessel, 1672 verfaßt, zählt mit einer Bibel von 1564 zu den einzigartigen Stücken der Buchener Sammlung.

In Glasschränken wird uns die Odenwälder Tracht in ihrer Schlichtheit anschaulich gezeigt. Bunt wirken die reich gestickten Häubchen, und die dezent geblumten Seidentücher, einst der Stolz einer jeden Frau, stehen neben der schlichten Odenwälder Männertracht.

Das Fayencezimmer mit Kamin vermittelt uns reizvolle intime Sammlungen. Repräsentabel wirkt die Münzensammlung, die seltene Stücke von der Römerzeit bis heute in einer ausgezeichnet sondierten und wohlgeordneten Sammlung zeigt. Während allgemein die Tonarbeiten des Museums aus den ehemaligen Töpfereien des hinteren Odenwaldes und des Baulandes stammen, haben wir es bei der Fayence mit Stücken aus der Mosbacher und Durlacher Fayence-Manufaktur zu tun.

Teller, Schüsseln und Krüge stehen buntfarbig und mit teils launischen Inschriften nebeneinander.

Schmunzelnd nehmen wir die oft derben, doch so natürlich klingenden Verse auf. Sie sind so echt und kernig wie die Menschen



Buntbemalte Keramik (Fayence)

dieser Zeit waren. Die Verse sind tiefgründig und urwüchsig.

„Ihr Jungfern alle insgemein, laßt keinen Fuchs ins Hauß hinein.“

„Der nützlichste im Land ist der baueren Stand.“

„mein Schatz der will geliebet sein, Sie denket ja und sagt doch nein.“<sup>31)</sup>

Das Erkerzimmer überrascht uns mit einer Fülle von Porträts großer verdienter Männer Buchens und des badischen Frankenlandes. Die Erinnerung geht an den lange in Vergessenheit geratenen Odenwälder Komponisten Joseph Martin Kraus und seine Malerschwester Marianne<sup>32)</sup>. Alte Stiche zeigen Bildnisse von dem großen Gelehrten und Wissenschaftler Konrad Wimpina und von Gottfried von Bessel. Eine bescheidene Auswahl von Bildern haben wir von dem Schlachten- und Genremaler Wilhelm Emele, einem Bürgersohn der Stadt. Keinesfalls sind

Männer wie Richard Trunk, Wilhelm Weigand und Benno Rüdener vergessen, die einst Repräsentanten fränkischer Kunst und Dichtung waren.

#### Das Trunzer-Haus

Das heutige Trunzer-Haus, neben dem Hauptbau gelegen, mit der Bibliothek des Museums und die in diesen Bereich mit eingeschlossenen Gebäude dürften einstmals als Gesamtkomplex der kurfürstlichen Verwaltung gedient haben<sup>33)</sup>.

Im Trunzer-Haus haben wir heute die Museumsverwaltung und, was zu jedem Museum in Umfang und Größe dieser Art gehört, die notwendigen Werkräume.

Neben der Verwaltung liegt die Buchener Stube, die repräsentative Bilddokumente seltener Art beherbergt. Es sind einzigartige Stücke und versetzen in die Vergangenheit. Sie erinnern aber auch an schwere Zeiten,

die über die Stadt Buchen, unsere Heimat und das Vaterland hereinbrachen. Zu den Kostbarkeiten zählen in Vitrinen die Notgeldentwürfe<sup>34</sup>). Unter vielen „Altbuchener Bildern“ dürfte eine Lithographie des weit- hin bekannten Großeicholzheimers Fehr von Interesse sein. Es ist eine Darstellung, die einen Barbierwettstreit im Buchener Rat- haussaal 1858 zeigt<sup>35</sup>).

### Lobeshymnen auf dieses Museum

„Über all den Dingen liegt ein Hauch friedvoller Weihe, gehoben durch die alt- ehrwürdigen Räume des ‚Steinernen Baues‘ mit ihrem milden Dämmerlicht der Butzen- scheibenfenster.“<sup>36</sup>)

Schon am 30. September 1917 hat der Buchener Heimatdichter Jac. Mayer anläß- lich einer Tagung des Hauptausschusses des Odenwaldclubes ein Grußgedicht an die Museumsbesucher gerichtet. Hiervon eine Kostprobe von drei Versen:<sup>37</sup>)

Un wie unsh die Heemet an's Herz is gewacksche,  
Des merkt Ihr am beschte in de Sammling do hinn:

Vun de Bettlaade bis zu de Schubkarrek- sche,

Is z'samme getrage mit treuliem Sinn!

Do fehlt Euich ke Duuch un ke Klääd un ke Dasche,

Ke Strouhnaapf, ke Schüssel, ke Deller vun Zinn,

Ke Haube mit brädi Bändermasche,

Ke Leinegebilds in de Truhe dinn.

Do fehlt Euich ke Diesch un ke Schtuhl un ke Bänkle,

Ke Löffel, ke Gabel, ke Krug un ke Glasch,

Ke Spinnrad, ke Uhr, ke Schrank und ke Schränkle,

Ke Zuber, ke Zääne, ke Stütze, ke Flaasch!

Der Schriftsteller Hans Gäfgen, Wiesba- den, schrieb bei seinen Erinnerungen an Karl Trunzer:<sup>38</sup>) „Sein Lebenswerk ist das Hei- matmuseum Buchen, vielleicht das schönste Heimatmuseum in deutschen Landen, gewiß

aber das, das den Geist und die Seele seines Schöpfers am Vollendetsten zum Ausdruck bringt.“ Auch heute noch kann man sich der ausgesprochenen Wertschätzung über das Bezirks-Museum Buchen nur anschließen. Dies- es so trefflich ausgestattete Museum gibt nicht nur einen Einblick in das Kulturschaf- en dieses Bereiches, es weckt die Liebe zu seiner Landschaft und seinem Volkstum.

### Die Lebendigkeit der Volkskunst

Es ist nicht möglich, die reiche Fülle der Gegenstände, Handwerksgeräte, Möbel- stücke der einzelnen Museen auch nur an- nähernd aufzuzählen und zu beschreiben.

Das bäuerliche und bürgerliche Leben und die früheren Lebensgewohnheiten treten hier in ihrer Einfachheit und Schlichtheit, aber auch in ihrer Eindringlichkeit vor Augen.

Durch ihre zweckmäßige Formsicherheit überzeugen diese Gegenstände. Sie sind aus dem Volke geboren und aus dem handwerk- lichen Können genährt. Diese von uns als kleine oder große Kunstwerke bezeichneten Stücke sind in die Gruppe der Volkskunst einzureihen. Die Volkskunst ist ein Teil der Volkskunde und darf nicht nur erlesenste, ausgewählte, ästhetisch besonders anziehende Einzelstücke aufzeigen, sondern sie muß typisch Bedingtes einer Gruppe wieder- spiegeln.

Dies schließt nicht aus, daß das eine oder andere z. B. Möbelstück auch reichhaltiger ausgearbeitet sein konnte.

So finden wir bei den einstigen Oden- wälder Möbmalern oder den Gestaltern der Bauernkeramik im Odenwald oder Bau- land u. a. eine reiche Fülle anmutiger Orna- mente.

Die oft so persönlich ansprechende Be- arbeitung von Holz, Ton, Leinen und ähn- lichen Materialien ist das Prickelnde, was uns ein Heimatmuseum anzubieten hat, das Ge- schaute wirkt eindringlich und überzeugend. So offenbaren uns solche Ausstellungsstücke, vereint und geschlossen dargeboten, ein le-



„Buchener Stube“ im Museum mit Sammlungen zur Stadtgeschichte

bedingtes Bilderbuch heimatlicher Kultur und Geschichte.

Schon auf die Einladung zur Teilnahme an der Volkskunstausstellung 1910 wurde das Wort Volkskunst wie folgt definiert und verstanden:

1. Vom Volke selbst hergestellte Dinge mit künstlerischen Werten (Kunst des Volkes, Heimatkunst, eigentliche Volkskunst)
2. Für das Volk in seinem Sinne hergestellte Kunstgegenstände (Kunst für das Volk, volkstümliche Kunst).

Man strebte an, daß die geplante Ausstellung beide Gruppen erfassen sollte, legte aber den Hauptwert auf die erstgenannte Gruppe<sup>39)</sup>. Dieser Begriff der Volkskunst dürfte bis in die heutige Zeit mit wenig Ausnahmen die Richtung und Gestaltung der einzelnen Museen bestimmt haben.

#### Ausblick

Unser unvergeßlicher Volkskundler Dr. Max Walter (gest. 28. Juni 1971) hatte bereits 1929 bei der Eröffnung des Bezirksmuseums Buchen einen richtungweisenden Beitrag über die Aufgaben eines Heimatmuseums gegeben<sup>40)</sup>.

Über vier Jahrzehnte sind vergangen, und wie recht hat er behalten. „Nicht die ‚Kunst‘ darf in einem Heimatmuseum das große Wort führen, das Heimatmuseum soll vom Volke künden, dessen Lebensäußerung es aufbewahren will.“

Peter Assion, Freiburg-Walldürn, gibt eine grundlegende Anregung durch seinen Warturmbeitrag „Alte bäuerliche Geräte im Bezirksmuseum Buchen“<sup>41)</sup>. Ferner weist er in einem Festschriftbeitrag für den Volkskundler Heiner Heimberger „Bäuerliches Tagewerk vor der Mechanisierung“<sup>42)</sup> darauf

hin. Peter Assion bringt auch Max Walter in Erinnerung und nennt die landwirtschaftliche Strukturveränderung, deren Endphase bis jetzt nicht zu erkennen ist, als museale Aufgabe der Gegenwart.

Einschneidend sind die Veränderungen in der bäuerlichen Arbeit, den Wohnverhältnissen und Lebensgewohnheiten geworden. Bald fallen die letzten bäuerlichen Kleinsthäuser, in denen oft zwei Familien hausten und die Kinderzahl hierbei nicht unerheblich war. Genauso war es mit den Ökonomiegebäuden, wobei es vorkam, daß eine Scheuer von zwei bis drei kleineren Bauern genutzt wurde.

Keineswegs darf die dörfliche und kleinstädtische Entwicklung in der Nachkriegszeit vergessen werden, die den Gemeinden ein völlig verändertes Gesicht gab. Ich weise in meiner Ortsgeschichte<sup>43)</sup> und in einem Beitrag in der Badischen Heimat 1971<sup>44)</sup> genau wie Peter Assion darauf hin. Wir müssen erkennen: die Arbeit eines Heimatmuseums ist vom Wandel der Zeit, von der Veränderung der Umwelt stark beeinflusst. So dürften die Aufgaben für ein Heimatmuseum immer vielfältig bleiben und für deren Lösung, muß es verstanden werden, die breite Öffentlichkeit immer wieder zu interessieren.

### Die Mittel sind bescheiden

Die großen Museen in der Bundesrepublik, die über sehr gut ausgestattete kulturwissenschaftliche und technische Sammlungen verfügen, befinden sich schon seit Jahren in einer Krise. Sie stehen vor der großen Aufgabe, Museumsmodelle für die Zukunft zu entwickeln. Doch es fehlt an Sammlungsräumen, an wissenschaftlichen Mitarbeitern, die aus der museumsdidaktischen Perspektive Sammlungen neu ordnen. Die notwendigen finanziellen Mittel, um die Bestände zu ergänzen, sind beschränkt. Wie viel schwerer haben es die kleinen Museen, die in diesem Beitrag im fränkischen Raum angesprochen worden sind.

Wohl erhalten diese kleinen Institutionen, die in der Regel in historischen, dem Denkmalspfleger unterstellten Gebäuden untergebracht sind, für die Erhaltung der Gebäude einen Staatszuschuß. Allerdings müssen die überforderten Gemeinden beträchtliche Zuschüsse für die Museumskleinarbeit leisten.

Für Ergänzung der Einrichtung, Erwerb ergänzenden Materials fehlen oft die Mittel. Trotz opferbereiter Gönner, ist die Zahl der Museumsfreunde auf einen kleinen, sich einer solchen Sache verpflichtend fühlenden Kreis von Bürgern im Regelfalle beschränkt.

Die Verwaltung und die Museumsleitungen arbeiten meist ehrenamtlich. Es wäre hier eine Notwendigkeit, daß die hierfür in Betracht kommenden staatlichen Stellen diese Interessengemeinschaften tatkräftiger unterstützen würden. Dazugehörig wäre die beratende Tätigkeit durch einen wissenschaftlich vorgebildeten Fachmann, der auch seine Tätigkeit in zu gründenden Arbeitsgemeinschaften ausüben dürfte. Weiterhin müßte für diese kleinen Museen ein hauptamtlicher Kustos bestellt sein, für den mit einem Zuschuß zu rechnen wäre.

Die Arbeit in diesen Heimatmuseen gehört so aktiviert, daß diese Stätten in den heimatkundlichen Unterricht mit einbezogen werden. Z. B. müßten für bestimmte Museumsgegenstände Dias-Serien erarbeitet werden, die eine überzeugende Aussage geben.

Das Heimatmuseum sollte zu einer Forschungsstätte erhoben werden, das intensive Untersuchungsarbeiten, wissenschaftlich fundiert, für ein regional begrenztes Gebiet ermöglichen könnte.

Diese Forschungsstätte muß Zeugnis vergebenden Arbeitslebens der ländlich-bäuerlichen, handwerklichen und der städtisch bürgerlichen Arbeitswelt sammeln. So würde mit der Zeit ein kulturhistorisches Museum

entstehen, das auch für die Erwachsenenbildung anregend und für die Wissenschaft unentbehrlich würde.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Bruno Walter, Die kleineren Heimatmuseen im badischen Frankenland, in: Badische Heimat 20. Jg. 1933, S. 134—141 (Jahresband: Das badische Frankenland).

<sup>2)</sup> Freundliche Mitteilung des Stadtarchivs Wertheim a. M. vom 23. 3. 1971. Ursprünglich bestand nur die museale Sammlung der Kilianskapelle begründet als städtische „Altertumshalle“. Nach Restaurierung dieser Kapelle 1904 erfuhr diese Sammlung maßgebliche Förderung durch den gegründeten „Historischen Verein“ (damals „Alt Wertheim“) unter Führung von Otto Langguth und Pfarrer Georg Kappes.

Dieser Verein erwarb 1915 auch das Haus zu den „Vier Gekrönten“ um weitere Sammlungen aufzustellen. Die letztgenannte Sammlung ist infolge äußerster und beengter Raumverhältnisse nur für wissenschaftliche Forschung in Einzelbesichtigung zugänglich. Der historische Verein betreut auch heute noch diese kostbaren Schätze der Vergangenheit.

<sup>3)</sup> Freundliche Zuschrift der Stadtverwaltung Boxberg vom 14. 4. 1971. Das Heimatmuseum soll zu Beginn ds. Jahrhunderts unter einem Pfarrer Simon entstanden sein. Die Museumsräume dienen z. Zt. kurzfristig als Schulräume. Im Jahre 1972 wird das seitherige Rathaus für Museumszwecke vollständig zur Verfügung gestellt.

<sup>4)</sup> In Hardheim bemühte sich um die Jahrhundertwende Altbürgermeister Adolf Eirich, alte und wertvolle Gegenstände zusammen zu tragen. Er sammelte nur in Hardheim. Diese Begrenzung wirkte einer fremden Beimischung entgegen. Bürgermeister Seeber führte diese Sammlung weiter und sorgte 1922 für eine Neuaufstellung im westlich gelegenen Turmzimmer des Hardheimer Schlosses. Nachkriegswirren haben die alten Museumsbestände beträchtlich dezimiert.

<sup>5)</sup> Die Mosbacher städtische Sammlung wurde von dem Bürgermeister I. Renz (1901—1924), auch als Heimatforscher bekannt, gegründet. Bereits mit Beginn seiner Amtszeit begann dieser „Mosbacher Fayence“ zu sammeln. Er verstand es, später die Sammlung des Zeichenlehrers Gutmann, Karlsruhe zu erwerben. Diese Sammlung ist zu einer Kostbarkeit des Heimatmuseums Mosbach geworden.

<sup>6)</sup> Auch in Walldürn hatte man bereits kurz vor der Jahrhundertwende den Grundstock für eine Sammlung gelegt. Altbürgermeister Wilhelm Hildenbrand sammelte alte Bücher und Funde vom Römerkastell und verwahrte diese in einem Schrank im Rathaus. Rektor Hans Eckstein begann 1912 mit seiner Museumsarbeit. Auch hier

spielte das Ende des Zweiten Weltkrieges verheerend in den Museumsbeständen. Bürgermeister Dr. Trautmann beauftragte Ober-Studienrat Dr. Rudolf Schick mit der Neuerrichtung des Museums. Unterstützt wurde dieser von Dr. Peter Assion, der in den Walldürner Museumschriften Heft 2/1965 „Das städtische Heimatmuseum Walldürn“ den Katalog der Bestände des Heimatmuseums zusammengestellt hat. Allerdings haben sich die Bestände in der Zwischenzeit beträchtlich vermehrt.

<sup>7)</sup> Adelsheim hatte 1925 eine kleine bescheidene heimatgeschichtliche Sammlung. Nun will man neuerdings wieder Raum für ein neues Beginnen schaffen.

<sup>8)</sup> 1922 war in Tauberbischofsheim der Bezirksverein für Heimatpflege gegründet worden. Gymnasialdirektor Lengle war Vereinsführer, ab 1924 Direktor Rach. Später förderte Stadtpfarrer Erich Weick das Museum. Nach seinem Tode 1946 schloß auch die Museumstätigkeit ein. Erst 1964 wurde der Verein „Tauberfränkische Heimatfreunde“ ins Leben gerufen. Unter dem ersten Vorsitzenden, Oberamtsrichter Dr. Christin, begann eine neue Blüte in der Tätigkeit des Vereins, der das nun heute bestehende Museum aufbaute. 1970 konnte im alten kurmainzischen Schloß das „Landschaftsmuseum“ eröffnet werden. Dieses umfaßt Vorgeschichte im Taubergrund, kirchliche Kunst, bürgerliche und bäuerliche Kultur. Museumseigentümer ist die Stadt Tauberbischofsheim.

<sup>9)</sup> Wohlgeordnet und durchdacht ist die heimatkundliche Sammlung der Stadt Neudenu. Josephine Wehrauchs Lebenswerk, vorbildlich gestaltet und um 1933 begonnen. Siehe Peter Assion, Die volkskundlichen Sammlungen der Stadt Neudenu, Josephine Wehrauch zum 80. Geburtstag, in: Badische Heimat, Ekkhart Jahrbuch für das Badnerland 1971, S. 184—193.

<sup>10)</sup> Hans Schweizer, Das Bezirksmuseum Buchen, Ein Bilderbuch fränkischer Kultur und Geschichte, in: Badische Heimat — Mein Heimatland 32. Jg. 1952, S. 64—67.

<sup>11)</sup> Am 3. Juli 1965 konnte das Heimatmuseum Lauda der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Stadtarchivar und Ehrenbürger Karl Schreck war der Begründer.

<sup>12)</sup> Initiator des Sennfelder Heimatmuseums war Ratsschreiber Wetterauer. Handwerkszeug und Gerätschaften, die längst aus dem Alltagsleben verschwunden sind, bilden den Grundstock der Sammlung. Sie wurde im Juli 1971 eröffnet.

<sup>13)</sup> Das badische Landesmuseum im Karlsruher Schloß (Kurzer Führer), Karlsruhe 1968, S. 17

<sup>14)</sup> Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe Akten 237/25 816

<sup>15)</sup> Vergleiche Karl Trunzer, Das Bezirksmuseum Buchen, in: Der Wartturm 1. Jg. Nr. 7, April 1926

<sup>16)</sup> Protokollbuch des Vereins „Bezirksmuseum Buchen“ Satzungen.

<sup>17)</sup> Siehe Emil Baader, Das neugeordnete Buchener Bezirksmuseum, in: Der Wartturm 4. Jg. Nr. 10 Juli 1929

<sup>18)</sup> Die Schriftenreihe des Bezirksmuseums Buchen ab 1920—1939

1. Heft: *Die Steinkreuze des östlichen Odenwaldes* von Max Walter, Ernsttal 1920
2. Heft: *Besiedlungsgeschichte Buchens und seiner Umgebung, Buchens Flur- und Familiennamen* von Pater Ambrosius Götzelmann O.F.M., Miltenberg 1921
3. Heft: *Das Land zwischen Neckar und Main und seine Stellung in der deutschen Geschichte* von Dr. R. Krebs, Amorbach 1921
4. Heft: *Aus dem Odenwald* von Carl Christ, Ziegelhausen b. Heidelberg. Mit einem Beitrag über Karl Christ als Heimatforscher von Geh. Hofrat Prof. Dr. J. Wille, Heidelberg 1921
5. Heft: *Geschichte des ehemaligen Klosters Seligenthal* (mit einer Abbildung des Klosters und seiner Umgebung um 1570) von Gustav Rommel, Karlsruhe 1922
6. Heft: *Odenwälder Handwerke um 1800* von Max Walter, Ernsttal 1923
7. Heft: *Der Johannistag* von Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg 1924
8. Heft: *Der Bauernkrieg in Franken 1525* von Oberarchivrat Dr. Rich. Krebs, Amorbach 1925
9. Heft: *Das Land zwischen Neckar und Main in der alemannischen und fränkischen Zeit* von Prof. Dr. Karl Schumacher, Direktor des römisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz 1926
10. Heft: *Geschichte des ehemaligen Klosters Billigheim in Baden* von Gustav Rommel, Karlsruhe 1927
11. Heft: *Adelsheim im Wandel der Zeiten* von Bürgermeister Dr. Weiß, Eberbach 1927
12. Heft: *Biographie über den Odenwälder Komponisten Joseph Martin Kraus* von Karl Friedr. Schreiber, Bad Soden 1928
13. Heft: *Konrad Koch Wimpina von Buchen* von Prof. Dr. Peter P. Albert, 1931
14. Heft: *Biedermaiers Reise durch Baden zwischen Neckar und Main* Verfasser Christian Ludwig Fecht (1787—1858) mit einer Einleitung von Prof. Dr. Albert, neu herausgegeben 1933
15. Heft: *Die Edelherren von Düren* von Prof. Dr. Peter P. Albert, 1936
16. Heft: *Ritter Albrecht „Pilgrim“ von Buchheim* von Prof. Dr. Peter, P. Albert, 1937
17. Heft: *Die Orgeln der Abtei Amorbach* von Dr. Ernst Fritz Schmid, 1938

18. Heft: *Die „9 Städte“ des Mainzer Oberstifts* von Dr. Norbert Höbelheinrich, Wiesloch

Erst 1972 anlässlich des Besseljubiläums wurde die Veröffentlichungsreihe wieder fortgesetzt. Es erschien als 19. Heft: Gottfried Bessel (1672—1749), Festschrift zum 300. Geburtstag, gehalten von Gymnasialprofessor Helmut Brosch, Buchen.

<sup>19)</sup> Pfarrer Franz Josef Gutmann geb. 10. 2. 1884 in Untermünstertal war neben anderen Vikarstellen ab 27. Juni 1911 bis 12. August 1919 in Walldürn tätig und dann Pfarrer von Waldhausen bis 30. Juli 1933. Er starb als Pfarrer von Freiburg-St. Georgen am 13. Oktober 1948 (vergl. Amtsblätter der Erzdiözese Freiburg). Der Name der Heimatbeilage „Der Wartturm“ wurde nach einem über der Stadt auf einem Berg stehendem alten Turm so benannt.

<sup>20)</sup> Robert Hensle, Eine Würdigung der Persönlichkeit Emil Baaders, in Fränkische Nachrichten, 12. Mai 1967, S. 8.

<sup>21)</sup> Siehe Peter P. Albert, Die Bibliothek des Bezirks-Museums Buchen, in: „Der Wartturm“ 1. Jg. Nr. 7 April 1926 S. 30—31

<sup>22)</sup> Eugen Fehrle, Die erzieherische Bedeutung der Heimatmuseen, in: „Der Wartturm“ 1. Jg. Nr. 7 April 1926

<sup>23)</sup> Karl Trunzer war am 11. 4. 1856 in Neckarburken geboren. Er absolvierte das Lehrerseminar Ettlingen und war als Junglehrer in Schollbrunn, Eberbach und Aglasterhausen tätig. Während seiner Hauptlehrertätigkeit in Höpfingen waren seine Verdienste um die Pflege des deutschen Volksliedes bemerkenswert. Er gründete den Odenwald-Sängergau.

Seine weitere Wirkungsstätte als Hauptlehrer war Limbach. Mit Entschlossenheit und Tatkraft setzte er sich für die Erbauung der Kleinbahn Mosbach—Mudau ein. Seit 1898 wirkte er in Buchen i. O. Sein Lebenswerk wurde die Gründung des dortigen Bezirksmuseums. Er starb dort hochverehrt und allseits geschätzt. Zu seinem Tode kondulierten der Staatspräsident, der Kultusminister, Landräte und Bürgermeister, Univ.-Professoren, Archivräte, Volkskundler und Heimatforscher, Maler und Bildhauer, kulturelle Verbände, Freunde der fränkischen Heimat u. a.

<sup>24)</sup> Den „Steinernen Bau“ ließ Kurfürst Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz 1493 errichten. Kurze Zeit wohnte der Kurfürst in Buchen. Es ist anzunehmen, daß Streitigkeiten mit Kurpfalz dazu geführt haben können, seinen Besitzungen von Mainz aus näher zu sein. Über dem Eingangsportaal finden wir noch heute das schmutzige Hennebergsche Wappen. Hierbei sehen wir Turm und Hahn wechselnd im Wappenfelde, eine Renaissancearbeit in Sandstein gemeißelt.

Im Landesmuseum Karlsruhe erinnert ein Steinrelief an die Regierungszeit des Kurfürsten

und den kurmainzischen Besitz im heutigen Landkreis Buchen. Ein roter Sandstein, er stammt aus Walldürn, trägt die Jahreszahl 1492. In einem Flachrelief haben wir eine Darstellung des hl. Martin. Auf der linken Seite des Reliefs wird das Hennebergsche Wappen, rechts hiervon das Mainzer Wappen, ein Rad mit 5 Speichen, gezeigt.

<sup>25)</sup> Josef Wittemann führte u. a. aus: „Dieses Buchener Bezirksmuseum ist anerkannter Maßen eines der best eingerichteten, der am reichsten versorgten und am zweckmäßigsten ausgestatteten aller derartige Institute unserer badischen Heimat... Denn es handelt sich dabei um ein Institut, das in ganz besonderem Maße für die lokale, historische und kulturelle Erklärung und Erforschung jener Gegend von Bedeutung und das ganz besonders geeignet ist, für die Erweckung und Belebung der Heimatliebe fördernd zu wirken...“ Josef Wittemann wurde später Badischer Staatspräsident und war Ehrenbürger von Buchen.

Vergl. Josef Wittemann, Die Zukunft des Bezirksmuseums Buchen, in: Der Wartturm 1. Jg. Nr. 7 April 1926 S. 29/30

<sup>26)</sup> Konrad Koch, genannt Wimpina, war einst einer der führenden Köpfe der Gegenreformation. Die Inschrift in lateinisch vermittelt uns ins Deutsche übersetzt, etwas von der Wertschätzung und Verehrung und dem Geistesadel dieses Sohnes der Stadt Buchen.

Grabmahl des hochberühmten und hervorragenden Doktors Conrad Wimpina aus Buchen

Was greifst Du mit ungehobelten Versen den Mann an, der sich auf jede Kunst versteht, den edlen und ansehnlichen, das Vorbild der Universität Leipzig, Stern und Zierde der Stadt, den artigen Redner und gewiegten Methodiker, den hervorragenden Charakter, dessen Ruhm bis zu den Sternen reicht, den, der aus gleichem Holz war wie die Weisen von Athen und Memphis? Der im Homerischen Maß die Kriege der teutonischen und sächsischen Herzogs besungen hat und die glänzenden Schulen und die prächtigen Mauern Leipzig, von jenes' Genie verfaßte Gedichte liest Du. Jenen hat ein Gesandter aus Rom, selbst ein Gelehrter, den Gelehrten zum Doktor der Theologie promoviert. Ihn haben die Bürger von Frankfurt berufen, damit er dort als erster Rektor ihnen eine Universität gründe.

Übergehen wir, welche weiteren denkwürdigen Taten er hinterlassen hat, mit denen er seinen Namen ewig gemacht hat.

Du jedoch schwätzeest davon, er sei nur ein Halbwisser, ein finsterner und unfreundlicher Geselle, bissig und neidisch, Du Lügner, dessen weiser Führung Du Dich ruhig unterwerfen könntest und der Dir ein reiner Lehrer sein kann.

Großer Redner Conrad, an Geist übertriffst Du die Alten, von Deinen Lippen fließt Musenklang, und Deine Worte schmecken süßer als Honig vom Berge Hyble in Sizilien, eine goldene

Ader der Beredsamkeit ist Dir verliehen. Daher erhebt hauptsächlich trauriger Neid sein Haupt, daher verunglimpft Dich, den Gelehrten, die neidische Meute. Aber nur an das Große macht sich die Mißgunst, das Niedrige sucht kein Biß heim, und allein Thersites wird von ihnen verschont.

Doch, verehrter Lehrer, Du darfst nicht traurig sein. Gerade durch den Neid steigt Dein reiner Glanz zu den Sternen, und nach Deinem Hinscheiden wird Dein Ruhm über die Erde hin erstrahlen, und durch Dein Genie wirst Du weiterleben, auch wenn Dein Erdenleben vollendet ist.

Conrad genannt Wimpina, aus Buchen stammend, der hier der erste Schulleiter war, zieht im Jahre 1531 nach Christi Geburt in das himmlische Reich.

<sup>27)</sup> Ludwig Schwerin geb. 10. 7. 1897 in Buchen, Sohn eines jüdischen Lehrers, ist heute einer der bedeutendsten zeitgenössischen Maler Israels.

<sup>28)</sup> Diese sehr drastische Form des Abwehrzaubers ist durch einen steinernen Jüngling verkörpert, der einst den Belagerern der Stadt das blanke Hinterteil zeigte „den Hintern blekken“. Dieser symbolisierende zu Stein gewordene Gruß erinnert an das Zitat des Götz von Berlichingen.

<sup>29)</sup> Diese Odenwaldmaler gehörten alle der vor dem Ersten Weltkrieg gegründeten Malerkolonie Hollerbach, dem Worpswede des Odenwaldes, unter ihrem Repräsentanten Arthur Grimm an. Arthur Grimm, dem großen Odenwaldmaler, wurde 1910 der Rheinpreis und 1932 der badische Staatspreis zuerkannt. Zu dieser Gruppe gehörte Franz Wallischek, Wilhelm Guntermann, Ferdinand Dörr und Ernst Schäfer. Sie waren alle in den deutschen Kunstausstellungen keine Unbekannten mehr.

<sup>30)</sup> Das älteste Wappen im Bezirksmuseum Buchen, in: Fränkische Nachrichten vom 16. Juni 1971

Die Übersetzung, der kreisförmig um das Wappen angeordneten, lateinischen Inschrift lautet: „Seine Eminenz, der hochwürdige Fürst und Herr, Herr Johann Philipp, Erzbischof von Mainz, des Heiligen Römischen Reiches durch Deutschland Erzkanzler und Kurfürst, Bischof von Würzburg, Herzog von Franken.“

<sup>31)</sup> Vergl. Max Walter, Geschirr-Inschriften aus dem Bezirksmuseum in: Der Wartturm 1. Jg. Nr. 7 April 1926 S. 31

<sup>32)</sup> Noch heute erinnert eine Gedenktafel am Trunzer-Haus an Joseph Martin Kraus. Sie trägt folgende Inschrift: 1756—1793 Josef Martin Kraus, Komponist und Königl. Schwed. Hofkapellmeister zu Stockholm. Verlebte hier seine Jugendjahre 1761—1776. Kraus war ein bedeutender deutscher Tondichter — ein Zeitgenosse Mozarts — fast gleichaltrig. Martin Kraus erlebte und feierte seine großen Erfolge und die ihm gebührende Anerkennung als Komponist und Kapellmeister am königlichen Hofe in Schweden.

<sup>33)</sup> Siehe, Die Stadtbefestigung und historische Gebäude in Buchen, in: Der Wartturm, 5. Jg. Nr. 3 März 1970

... 5. „Der Steinerne Bau“ war früher Amtshaus und Fürstenwohnung

6. Die Wohnung des Amtskellers (1500 bis 1800) befand sich im Trunzer-Haus

7. Stall- und Wirtschaftsgebäude der Amtskellerei befanden sich im ehemaligen Belzschens Anwesen um 1717

8. Die Scheuer für die Amtskellerei (Zehntscheuer) ist 1627 ebenfalls im Belzschens Anwesen und später in der Farrenscheune ...

Bei einer Erweiterung des Bezirksmuseums wäre es angebracht auf diese vorgenannten Gebäude zurückzugreifen.

<sup>34)</sup> Das Buchener Notgeld wurde nicht mehr gedruckt. Doch bezeugen diese vielen Entwürfe nicht nur künstlerisches Gestaltungsvermögen, hinzu sind sie noch unübertrefflich an Originalität. Karl Tschamber, Musiker, Zeichner, Maler, Heimatforscher und langjähriger Mitarbeiter in der Verwaltung des Bezirksmuseums fand folgende originelle Verse:

Hosch Du vor lauder Not und Ploch

Ka Ruh vor dene Vreker (Schimpfwort für Kaputtmacher)

Geh nur da Weg gradaus und denk

Akrad als wie die Blecker. (Zitat des Götzen)

<sup>35)</sup> Es ging um eine Wette von 300 Gulden, heute würde man die Bezeichnung „um einen Weltrekord“ wählen, im „Abhauen von Bärten“. Zu dieser Zeit rühmte sich ein Engländer 70 Bärte vorbereitet in einer Stunde weg zu rasieren.

Der Buchener Wundarzt und Chirurg Josef Baumann forderte diesen in einem Wettstreit in

Buchen heraus. Er selbst brachte es auf 94 Bärte in einer Stunde, säuberlichst und ohne Blutvergießen zu entfernen. Er wurde vom Großherzog mit einer Medaille geehrt. Diese hervorragende handwerkliche Fertigkeit der Barbierkunst aus dieser Zeit, lebt in diesem Bilde fort.

<sup>36)</sup> Aus einer Besuchereinladung des Bezirksmuseums.

<sup>37)</sup> Vergl. Jac. Mayer, Gruß an die Museumsbesucher, in: Der Wartturm 1. Jg. Nr. 7 April 1926 S. 32

<sup>38)</sup> Siehe Hans Gäfgen, Erinnerungen an Karl Trunzer, in: Der Wartturm, 3. Jg. Nr. 2 November 1927 S. 8

<sup>39)</sup> Robert Hensle, 1910 schlug die Geburtsstunde des Heimatmuseums Buchen, in: Fränkische Nachrichten v. 26. Febr. 1971

<sup>40)</sup> Max Walter, Das Bezirksmuseum Buchen und sein Aufgabenkreis, in: Der Wartturm 4. Jg. Nr. 10 Juli 1929 S. 45—46. Desgl. Badische Heimat, Mein Heimatland 17. Jg. 1930 Heft 1 S. 19 ff.

<sup>41)</sup> Peter Assion, Alte bäuerliche Geräte im Bezirksmuseum Buchen, in: Der Wartturm, 6. Jg. Nr. 6 Juni 1971

<sup>42)</sup> Peter Assion, Bäuerliches Tagwerk vor der Mechanisierung, Fränkische Beiträge zur Sozialgeschichte, Gerätekunde und landwirtschaftlichen Fachsprache, in: Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten, Festschrift für Heiner Heimberger, Stuttgart 1971, S. 53 ff.

<sup>43)</sup> Robert Hensle, Erfeld eine Gemeinde des Baulandes, Ortsgeschichte, Gemeindeverwaltung Erfeld 1970

<sup>44)</sup> Robert Hensle, Der Umschichtungsprozeß in den ländlichen Gemeinden des Baulandes, Badische Heimat 51. Jg. Heft 3 1971

## Rosen

*Lindes laues Sommerahnen  
in mein grübelnd Sinnen sprühte;  
süß wie rote Rosenblüte  
war das duftende Ermahnen,*

*daß nach düsterm, dunklem Wehen  
Monde kommen, lebensfrohe.  
Faßt auch mich die lichte Lohe,  
muß ich nach den Rosen sehen.*

H. E. Busse

# Die Madonna an der Engelsmühle zu Philippsburg

Josef M. Fieser, Philippsburg

Unmittelbar an der Straßengabel Wiesental—Huttenheim liegt etwa 1 km östlich von Philippsburg die „Engelsmühle“, ein idyllischer Platz mit alten Kastanien, lang hingezogen das alte Mühlengebäude und das unmittelbar sich anschließende Wohnhaus. Ein von zwei Pfeilern flankiertes Tor mit schönen Pinienzapfen im Stile des 18. Jahrhunderts führt in den viereckigen Hof mit breiter Doppelscheune und den üblichen Nebengebäuden. Aber das geschäftige Treiben der früheren Zeiten ist erloschen. Seit den 60er Jahren drehen sich mit dem Rückgang der Landwirtschaft keine Mühlräder mehr und die Philippsburger haben den versiegenden Salbach oberhalb der Mühle umgeleitet und das Bachbett zugeschüttet.

Die Engelsmühle ist gottlob noch erhalten und mit ihr die zwei schönen Skulpturen, die die Außenfassade seit altersher zieren. Das „Schutzengelrelief“, von dem die Mühle ihren Namen hat, stammt von 1776 und zeigt den knieenden Müller in Kniebundhosen, Kniestrümpfen und Pantoffeln, die Haare in barocker Art im Nacken geknotet. Wir gehen nicht fehl, in der Gestalt den Erneuerer der Mühle aus dem Jahre 1776, nämlich den damaligen Oberschultzeiß Anton Cordel aus dem benachbarten Huttenheim zu vermuten. Dieser Anton Cordel stammte aus Pfalz bei Trier und hatte die Mühle, die Speyerer Besitz war, in jenen Jahren für 7166 Gulden erworben und umgebaut.

Weit bedeutender als das „Schutzengelrelief“ ist die in einer weiteren Nische der Außenfront aufgestellte Madonna, eine Nachbildung der berühmten „Patrona Spirensis“, jenes Gnadenbildes, das seit Jahrhunderten im hohen Dom zu Speyer verehrt wurde. Diese Figur hatte ursprünglich ihren Platz auf dem Hochaltar im Stiftschor.

Wie durch ein Wunder blieb sie bei dem furchtbaren Dombrand 1689 verschont, um bei einem erneuten Eindringen französischer Soldaten 1794 endgültig zerstört zu werden. Zum Glück hatte der Hofbildhauer Joachim Günther 1777 eine Kopie der ursprünglichen Marienfigur geschaffen. Weitere Nachbildungen standen auch in den Gebieten rechts des Rheines, die bis zur Säkularisation zum Bistum und Hochstift Speyer gehört hatten. Diesem Kreis der Nachbildungen ist auch die Philippsburger „Madonna an der Engelsmühle“ zuzurechnen.

Obwohl eine Schöpfung des Barocks, zeigt die Figur an der Engelsmühle noch manche Anlehnungen an ihr berühmtes Vorbild aus dem Dom zu Speyer. Gotische Merkmale verrät die Skulptur noch in ihrer ganzen Haltung, besonders aber in der Anwendung der typischen Röhrenfalten. Eine breite, reichverzierte Borde folgt dem Saum des mantelartigen Überwurfes. Die linke Hand hält stützend den kräftigen Knaben, der seinen Kopf von der Mutter ab dem Beschauer zuwendet. In der rechten Hand hält Maria ein Szepter. Sie steht auf der Mondsichel. Darunter befindet sich ein separat gearbeiteter Sockel mit der Inschrift: SANCTA DEI GENITRIX SPIRA MOLSI PROTECTRIX = Heilige Gottesgebärerin von Speyer, Beschützerin der Mühle. Aus dem Chronogramm der Schrift läßt sich die Jahreszahl der Stiftung 1728 entziffern. Die Statue ist aus grauem Sandstein gefertigt, ebenfalls grau gefaßt und 1,57 Meter hoch.

Eine besondere Bedeutung kommt der Philippsburger Madonna nicht nur deshalb zu, weil sie wahrscheinlich die einzig erhaltene Nachbildung des Speyerer Gnadenbildes rechts des Rheines ist, sondern weil nach ihr in den 30er Jahren Prof. August Weckbauer, München, das über drei Meter hohe



Das Schutzengelrelief an der Engelsmühle Foto: Tirolf, Verkehrsamt Philippsburg

Abbild schuf, das heute im Königschor des Domes zu Speyer zu sehen ist. Die jetzige Nachbildung stellt übrigens ein Geschenk des damaligen Nuntius in Deutschland, Paccelli, des späteren Papstes Pius XII. dar.

Seit über 200 Jahren schmückte dieses Standbild die Westfassade der Engelsmühle und gütigen Blickes schaute Maria auf die vielen Kleinbauern der Umgebung aus Wiesental, Oberhausen, Rheinhausen, Rheins-

heim und Huttenheim, die nach Philippsburg kamen, um hier ihr Getreide mahlen zu lassen.

Nur wenige wußten etwas von der Ähnlichkeit dieser Madonna mit dem alten Speyerer Gnadenbild. Selbst die Kunsthistoriker schienen sie vergessen zu haben, bis man sich anlässlich des 900jährigen Domjubiläums 1930 an die barocke Nachbildung erinnerte und sie zur Ausstellung nach

*Madonna an der Engelsmühle*

Foto: Tirolf, Philippsburg



Speyer holte. Befreit vom Staub der Straße und der Mühle, mit einem neuen Farbanstrich versehen, prangte sie im Treppenhaus des Obergeschosses allen Besuchern des Museums entgegen, um so auf ihre Weise Zeugnis zu geben von der Verbundenheit der Bevölkerung des Bruhrains mit ihrer einstigen Bischofsstadt. (Der Vorschlag zur Ausstellung stammte übrigens von dem bekannten Bruchsaler Dekan und Heimatforscher Dr. Wetterer!)

Viele Gefahren hat die Madonna an der Engelsmühle im Laufe der Zeiten bestehen müssen, wenn wir daran erinnern, wie oft die Lande rechts und links des Rheines im Verlaufe der unseligen Auseinandersetzungen zwischen Franzosen und Deutschen ver-

wüetet und gebrandschatzt wurden. Das gilt auch für die letzten Tage des Zweiten Weltkrieges! Daß die Figur bis auf unwesentliche Beschädigungen, die zum Teil auch den Witterungseinflüssen zuzuschreiben sind, erhalten blieb, kommt einem Wunder gleich. Mit Dankbarkeit wurde daher das Bemühen des Landesdenkmalamtes Karlsruhe registriert, im Laufe der beiden letzten Jahre eine gründliche Restaurierung vorgenommen zu haben. Unter der sachkundigen Leitung von Hans Huth (LDA-Karlsruhe) wurden die notwendigen Maßnahmen getroffen. Der Sockel wurde von Bildhauer O. Rumpf, Lachen-Speyerdorf, kopiert; die Madonna von Restaurator O. Schulz aus Herxheim überholt.

## *Herbstmond*

*Du schwimmst stromab, es kann dich niemand halten.  
Kein Ruf vom Ufer warnt dich streng genug.  
Entronnen fühlst du dich den Taggewalten.  
Dein Freiheitsmaß ist jetzt des Reihers Flug,  
Der über dir im Blau den Stromweg schwimmt.  
Nur da der Fluß die große Biegung nimmt,  
Macht er es kurz und überquert die Zunge  
Des feuchten Landes mit dem Erlenhain,  
Und gleitet nieder, breit im Flügelschwunge.  
Du schwimmst stromab — er taucht ins Buschwerk ein.  
Du ahnst es nicht, wie schnell die Stunde rinnt,  
Und bist erschreckt, daß schon die Nacht beginnt,  
Den kühlen Nebel vor das Licht zu weben  
Am Ufer hin. Der Sehnsuchtsvogel spürt  
Die Zeit, viel tiefer als du und weiß zu leben  
Durch Tag und Stunde, reiner als du und führt  
Zu Ende, sicherer als du, worauf er sann.  
Ans warme Ufer! — Ach, der Herbst fängt an . . .*

*Hermann Eris Busse*

# Der Weiße Bettelbub

## Eine Räubergeschichte aus dem Kinzigtal

Hermann Fautz, Überlingen

Vor zweihundert Jahren fand in Schiltach ein aufsehenerregender Prozeß statt. In dessen Mittelpunkt stand der Räuberbandenführer Martin Wachter, der „Weiße Bettelbub“ genannt.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hörte man da und dort von Räuberbanden, die insbesondere in waldreichen Gegenden, in denen sie viele Verstecke fanden, ihr Unwesen trieben. So war das obere Kinzigtal mit seinen ausgedehnten Waldungen, seinen vielen Tälern und Bergen das Arbeitsgebiet des Weißen Bettelbuben und seiner Kumpanen geworden. Hier gab es Schlupfwinkel aller Art, und hier konnte die Bande nach einer verübten Untat leicht in ein fremdes Herrschaftsgebiet hinüberwechseln, denn nahe und verschlungen zogen hier die Grenzen von Fürstenberg, Vorderösterreich und Württemberg über Berg und Tal.

Die Klagen der Bauern auf den einsamen Höfen, insbesondere im Hornberger Oberamt und dem dazugehörenden Schiltacher Lehengericht, über Einbrüche, Diebstähle, Nötigungen und sonstige Gewalttaten, die sie von herumstreifenden Gaunern zu erdulden hatten, wurden der Behörde in Hornberg immer häufiger im Jahre 1773 vorgebracht und dort um Schutz und Hilfe gebeten. Als dann ruchbar wurde, daß der langgesuchte und öffentlich ausgeschriebene Räuber Martin Wachter, der „Weiße Bettelbub“, mit seiner Bande im oberen Kinzigtal sich eingenistet hatte, wurde vom Oberamt Hornberg eine allgemeine Razzia auf den 20. Dezember 1773 festgesetzt.

In aller Stille wurden in den einzelnen Orten die Vorbereitungen für diese Fahnungen getroffen, damit die Schelme davon keine Lunte rochen. Der Obmann für die Schiltacher und Lehengerichter Streifen war

der Schiltacher Bürger Legeler. Er teilte die vielen Männer, die sich bei ihm gemeldet hatten, in einzelne Trupps ein, denen ein geländekundiger Führer beigegeben wurde. Jeder Abteilung wurde ein bestimmtes Gebiet zugewiesen und dafür gesorgt, daß in Vorder- und Hinterlehengericht jeder Winkel durchsucht wurde. Für die Vagabunden kam dieser Schlag überraschend. Sie hatten sich in dieser abgeschiedenen Bergwelt zu sicher gefühlt. Das Ergebnis der Streifen brachte in allen Fällen großen Erfolg.

In dem hinteren Lehengericht konnte eine ganze Schar von Bettlern und Dieben ergriffen werden. Es waren Männer und Frauen, zumeist in den besten Jahren, auch Jugendliche waren darunter. Das Oberamtsgefängnis in Hornberg, wohin man sie brachte, konnte sie kaum alle aufnehmen.

Den besten Fang machte man in Vorderlehengericht. Dort war man dem Weißen Bettelbuben und zweien seiner Gefährten auf die Spur gekommen. Sie hielten sich im Eulersbachtal, einem linksseitigen Waldtal der oberen Kinzig auf. Als sie merkten, daß man sie suchte, flohen sie das Tal aufwärts den Höllgräben zu, den steilen schluchtenreichen Tobeln des hintersten Eulersbachtals, um von dort aus die waldigen Höhen zu erreichen, wo ihre Schlupfwinkel lagen, von denen einer der Hohlelisen am Kahlenberg war. Doch dafür war es zu spät. Ein wohlgezielter Schuß aus einer Jagdflinte traf den Weißen Bettelbuben und machte ihn flucht- und kampfunfähig. Er mußte sich ergeben. Noch flohen seine beiden Kumpane. Aber sie kamen nicht weit. In der Nähe des hochragenden „Wasserfelsens“ unterhalb der „Geißkrippe“ wurden sie gestellt und gefangengenommen.



*Das Eulersbachtal. Seine Quellgründe sind die Höllgräben. Links der lange Rücken des Kahlenberges (839,0 m), in der Mitte der Mooskapf (842,5 m), rechts der Rücken des Moosenkapfes (871,9 m), davor die Höfe auf dem Liefersberg (739,9 m), unter dem der Höllgraben entlang läuft. Aufn. i. J. 1930, H. Fautz*

Gefesselt lud man sie auf einen herbeigeholten Wagen, band sie dort fest und brachte sie am 20. Dezember 1773 nach Schiltach. Unter strenger Bewachung wurden sie zunächst in der Wachstube im Rathaus gefangengesetzt. Ihre Gefangennahme löste überall große Freude und Beruhigung aus. Auch das Oberamt in Hornberg war froh über den gelungenen Fang. Als bald kam der Oberamtmann von Hornberg selbst nach Schiltach, um hier die ersten Verhöre vorzunehmen.

Martin Wachter, der „Weiße Bettelbub“, soll von Neustadt im Schwarzwald stammen. Er hatte das größte Sündenregister. Ihm wurden viele Einbrüche, Diebstähle, Raubüberfälle und andere Gewalttaten nachgewiesen. Sein Kollege Josef Reinhard, der „Schwarze Katzenspepp“ auch „Schnider-

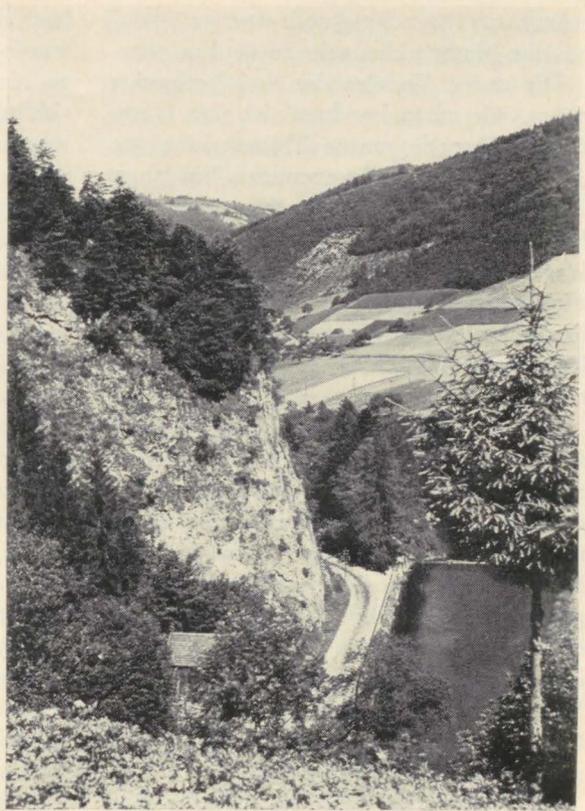
sepp“ genannt, war ein gefürchteter Eindringling und Ausbrecher, in seiner Art womöglich noch brutaler als Wachter. Der Dritte im Bunde war der erst 18 Jahre alte Josef Hollenmayer, sozusagen ein Anlernling bei seinen Meistern.

In Schiltach war man entschlossen, den drei Verbrechern am Ort vieler Schandtaten den Prozeß zu machen. Amtmann Späth von Schiltach, der Bürgermeister der Stadt, richtete deshalb an das Oberamt Hornberg ein Gesuch mit der Bitte, man möge der Stadt dieses Ausnahmerecht geben. Dazu war das Oberamt gerne bereit, war doch das dortige Gefängnis voll belegt. Die alten Gefängnisse auf dem Schloß Schiltach waren unbrauchbar, seit man im Jahre 1760 alles Holzwerk samt Inneneinrichtung öffentlich versteigert hatte und das Schloß zur Ruine

### *Der Hohensteinfelsen*

*Über seinen Ansatz am Galgenwald führt die alte Kinzigtalstraße (auf dem Bild nicht sichtbar). An seinem Fuße (die jetzige B 239, im Jahre 1864 durch Verlegung des Kinzigbettes gebaut. Im Vordergrund ein kleines Stück des Äußeren Baumgartens, in dessen oberem Teil der Schinderbühl liegt.*

Aufn.: H. Fautz



wurde. Man war zur sicheren Verwahrung der Verbrecher in Schiltach nicht eingerichtet. Hierfür standen lediglich die Wächterstube auf dem oberen Tor und die Wachstube im Rathaus zur Verfügung. Um ein Ausbrechen der Gefangenen aus diesen behelfsmäßigen Gefängnissen zu verhindern, sandte das Oberamt Hornberg einen eisernen Hosenträger mit vier Schlössern, ein eisernes Halsband und einen eisernen Leibring mit Ketten und Schlössern sofort nach Schiltach. Diese wurden den Gefangenen angelegt und mit den Ketten wurden sie an die in das Mauerwerk eingelassenen Ringe angeschlossen.

Der verwundete Weiße Bettelbub, er war in der Wachstube im Rathaus untergebracht, erhielt eine gute Pflege, um ihn für das kommende Gericht am Leben zu erhalten.

Als sein Zustand sich verschlimmerte, übernahm der Schiltacher Wundarzt die ärztliche Betreuung. Er zog in Krisenzeiten noch einen auswärtigen Kollegen bei. Unter ihrer Behandlung heilten die eiternden Wunden, und bald war der Verwundete wieder hergestellt. Jetzt wurde auch er in schwere Ketten gelegt. Er trug ein Handschloß, saß in dem eisernen Hosenträger, hatte eine Halskette, eine Fußkette und war so mit drei Ketten an die Wandringe gefesselt.

In der Wächterstube auf dem oberen Tor hielt man die beiden anderen Verbrecher, ebenfalls mit Ringen und Ketten gefesselt, gefangen. Bald wurden sie dort überrascht, als sie aus dem Stroh ihres Lagers Seile flochten, mit deren Hilfe sie bei Gelegenheit sich von der nicht sehr hochgelegenen Torstube abseilen wollten. Jetzt wurde ihre Fes-

selung und Bewachung noch strenger, so daß an eine Flucht nicht mehr zu denken war.

Die ersten Verhöre der drei Verbrecher nahm, wie schon berichtet, der von Hornberg herübergekommene Oberamtmann vor. Jeder wurde einzeln vernommen. Ein langes Sündenregister kam da zusammen. Es enthielt so ziemlich alle Straftaten, die man in jenen Zeiten begehen konnte. Diebstähle, Einbrüche, Raubüberfälle, Nötigungen u. a. hatten sie vielfach begangen. Aber einen Mord oder Totschlag konnte man ihnen nicht nachweisen.

Die Haft dauerte zehn Monate lang. In dieser Zeit wurde der Weiße Bettelbub 36mal verhört. Das Ergebnis war immer dasselbe. Er hatte offenbar nichts Neues mehr zu gestehen. Verstockter war der Josef Reinhard. Er wurde über 20mal verhört, gab nur widerwillig Auskunft und wurde öfters mit dem Stock verprügelt, um von ihm eine Antwort zu erhalten. Der junge Hollenmayer hatte noch nicht viel auf dem Kerbholz, war aber offenbar ein gelehriger Schüler seiner Meister.

Durch die lange Haft bei schmaler Kost und die vielen Verhöre waren die drei Schelme müde geworden. Man konnte ihnen nun den Prozeß machen. Am 20. Oktober 1774 trat das Gericht in Schiltach zur Urteilsfindung zusammen. Für den Weißen Bettelbuben und den Katzensepp lautete das Urteil: Hinrichtung durch den Strang. Dem jungen Hollenmayer billigte man ein milderes Urteil zu. Er mußte der Hinrichtung seiner beiden Lehrmeister beiwohnen. Hernach wurde er an den Schandpfahl gebunden und erhielt von dem Henker eine gehörige Tracht Prügel, dann wurde er über die nahe vorderösterreichische Grenze abgeschoben. Was aus ihm wurde, ist nicht bekannt.

Als Hinrichtungstag wurde der 27. Oktober 1774 festgesetzt. Die nötigen Vorbereitungen wurden getroffen. Vor der Stadt, unterhalb des Galgenwaldes am Schinderbühl, an der Landstraße, die von Wolfach

über den Hohenstein nach Schiltach führt, wurde durch einen Schiltacher Zimmermann ein neuer Galgen erstellt. Je näher der Hinrichtungstag rückte, um so stärker wurde die spannungsgeladene Aufregung unter den Bewohnern der Stadt und der weiteren Umgebung. Das gruselige Schauspiel wollten sich viele ansehen.

In den letzten drei Tagen wurde die bisherige karge Kost, sie bestand in der Hauptsache aus einer Suppe, Wasser und Brot, durch ein normales Essen mit Wein, das eine Gaststätte lieferte, ersetzt. Es war die Henkersmahlzeit.

Der 27. Oktober 1774 war angebrochen. Die zehnmonatige Haft war zu Ende. Schiltach hatte seinen langersehnten großen Tag. Alles war auf den Beinen. Die drei Verbrecher wurden gefesselt auf den Schinderkarren gebunden. Begleitet von einer sehr großen Menschenmenge aus nah und fern, ging der Zug durch das Städtchen, das Vorstädtle hinaus zum Hochgericht am Hohenstein. Ein geradezu feierliches Zeremoniell der weltlichen und geistlichen Behörden leitete die Hinrichtung ein. Die eine begründete nochmals das verhängte Urteil durch die Aufzählung der wesentlichsten Untaten, die andere sprach ihnen Trostworte als Geleit in das Jenseits zu. Dann waltete der aus Tübingen herbeigeholte Scharfrichter seines Amtes. Die beiden Verbrecher wurden vom Schinderkarren aus hingerichtet. Ihre Leichname ließ man unter Bewachung noch drei Tage lang am Galgen hängen. Sie wurden dann außerhalb des Friedhofes in ungeweihter Erde an der Mauer begraben.

Das Schauspiel war vorbei. Schiltach hatte die Sensation genossen. Sie hatte alles in allem viel Geld gekostet. Zwischen der Stadtverwaltung Schiltach und dem Oberamt Hornberg entstand ein Streit darüber, wer die Zeche zu bezahlen hatte. Man stellte sich gegenseitige Rechnungen auf. Schließlich blieb alles an der Stadt Schiltach hän-

gen, deren Verwaltung gebeten hatte, man möge den Verbrechern in Schiltach den Prozeß machen, was auch geschah.

Es war die letzte Hinrichtung, die in Schiltach stattfand. Der Volksmund hatte wieder neuen Stoff, aus dem er viele abergläubische Erzählungen bildete, die sich bis heute erhalten haben. Danach stand der Weiße Bettelbub mit dem Teufel im Bündnis und auf du und du. Dieser hatte ihm die Fähigkeit gegeben, jedes Schloß sofort öffnen zu können. Er brauchte es bloß anzublase und schon war es offen. So konnte er die vielen Einbrüche fast mühe- und gefahrlos machen. Deshalb mußten die Schlösser an seinen Fesseln so angebracht werden, daß er sie mit seinem Mund und Atem nicht erreichen konnte, sonst hätte er sich leicht befreien können.

Um sich unsichtbar machen zu können, habe ihm der Teufel empfohlen, die Herzen von drei noch ungeborenen Kindern zu

verspeisen. In zwei Fällen habe er diesen grausigen Doppelmord schon begangen. Die Gefangennahme und Hinrichtung habe einen dritten Mord verhindert und so die Bevölkerung vor den weiteren Untaten dieses dann nicht zu fassenden Unholds bewahrt.

Hätte der Weiße Bettelbub vor seiner Hinrichtung nochmals den Erdboden berühren können, dann hätte ihn des Teufels Kunst doch noch der irdischen Gerechtigkeit entziehen können. Statt seiner wäre dann in dem Henkerseil ein Strohwisch gehangen. Das wußte der schlaue Verbrecher. Deshalb wünschte er als letzte Gnade, von dem etwa 50 Meter hohen Hohensteinfelsen hinabspringen zu dürfen, um, wie er vorgab, sich selbst zu richten. Hätte man ihm dies gestattet, so wäre er bei der Berührung des Erdbodens frei geworden, der Teufel hätte ihn entführt. Deshalb wurden die beiden Schelme vom Schinderkarren aus hingerichtet.

---

## Erntezeit

*Birg nun sorglich deines Lebens Ernte.  
Tür und Tor stehn offen und bereit.  
Ernte wird das Nabe und Entfernte,  
Ernte einer reichen Schaffenszeit.*

*Sieh den Birnbaum in des Nachbars Garten.  
Golden treibt die Frucht im nahen Wind.  
Deine Ernte ist von andern Arten.  
Deine Kraft lebt noch im Enkelkind.*

*Was des Sommers Sonne sorglich reifte,  
Golden schmücket es nun des Herbstes Hand.  
Wo dein Leben schon die Zukunft streifte,  
Blüht der Enkel frohes Kinderland.*

Hans Bahrs

## *Der Baum*

*So fest möcht ich wohl stehen  
wie du am Hang,  
so frei ins Weite sehen,  
wär mir noch bang?*

*Wär mir noch bang dies Leben  
in dunkler Schmach,  
aus tiefem Tal zu streben  
dem Lichte nach?*

*Dem Lichte nach und ohne  
zu fragen, ragt  
gewaltig deine Krone  
so unverzagt.*

*So unverzagt auch immer  
wir suchten viel,  
wir fanden dennoch nimmer  
das ferne Ziel.*

*Das ferne Ziel uns zeige,  
das uns gebricht,  
im Filigran der Zweige  
dein schön Gesicht.*

*Dein schön Gesicht von Säften  
ins Licht gedrängt,  
doch von des Grundes Kräften  
im Maß beschränkt.*

*Im Maß beschränkt zu bleiben  
dein Bild uns mahnt,  
hinauf, hinab wir treiben,  
der Mensch nur ahnt.*

*Hubert Baum*

Aus dem soeben im Verlag Karl Schillinger,  
Freiburg, erschienenen Gedichtband „Der Ton“  
von Hubert Baum.

# Freiburg, Vorderösterreich und die Donauschwaben

Josef Schramm, Freiburg

In der Stadt Freiburg im Breisgau leben derzeit etwa 20 Familien, in der näheren Umgebung der Stadt weitere 50 Familien donauschwäbischer Abstammung. Unter dem Begriff „Donauschwaben“ versteht man einen deutschen Neustamm, der sich in den Ländern an der mittleren Donau (vor allem im Banat, der Batschka und der Schwäbischen Türkei) seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert gebildet hat. Diese Gebiete fielen durch die Friedensschlüsse von 1699 (Karlowitz) und 1718 (Passarowitz) an die habsburgische Krone. Obzwar sie vor 1526 zu Ungarn gehörten, gelang es den ungarischen Adeligen nicht, ihre Rechtsansprüche nachzuweisen, und so wurde das Banat zu einer kaiserlichen Provinz erklärt, der größte Teil der Batschka als kaiserliches Kamerale der Hofkammer in Wien unterstellt. Auf Vorschlag des Prinzen Eugen wurde Claudius Florimund Mercy der erste Gouverneur des kaiserlichen Banats. Es ist sicher kein Zufall, daß nach diesen beiden Männern Straßen in Freiburg benannt wurden. Durch die unmittelbare Zugehörigkeit des Banats und der kameralen Batschka an das Haus Habsburg erhielten diese Gebiete den gleichen politischen Status wie die habsburgische Stadt Freiburg. Es ist anzunehmen, daß sich von den aus Vorderösterreich stammenden Soldaten, die in den Türkenkriegen in Südosteuropa eingesetzt waren, einige als Handwerker oder Lehrer in Temeswar, Semlin, Peterwardein, Essegg und anderen Städten niedergelassen haben. Auf jeden Fall muß die Kunde davon in den Schwarzwald gedrungen sein, denn 1737 wandten sich 26 Hauensteiner Familien mit der Eingabe an die vorderösterreichische Regierung zu Freiburg, sie wollten in das Temeswarer Banat auswandern, weil sie „in der Ermangelung der Mittel mit Weib und vielen

Kindern in der Grafschaft Hauenstein ohne den leidigen Bettelsack an den Rücken zu hängen“ sich nicht mehr ernähren könnten<sup>1</sup>).

Neben diesen freiwilligen Auswanderern gab es auch unfreiwillige „Schübe“ der hotzenwäldischen „Salpeterer“ in das Banat. In mehreren „Schwabenzügen“ zogen viele Menschen aus Südwestdeutschland donauabwärts, um dort Sumpf- und Sandflächen für die Landwirtschaft zu erschließen. Der Türkenkrieg von 1738/39, begleitet von einer Pestepidemie, war ein schwerer Schlag für die ersten deutschen Siedler, und so kam es zu einem Stillstand in der Auswanderung. Erst um 1760 kommt es zu größeren neuen Ansiedlungen südwestdeutscher Menschen an der mittleren Donau. In der Zeit von 1763 bis 1770 fanden unter Maria Theresia regelrechte Anwerbungen von Siedlern für das Banat und die Batschka statt, was dann 1782—1788 zu einem Höhepunkt unter Josef II. führen sollte. Später erfolgten nur noch Einzelauswanderungen, aber die Kindervermehrung war so stark, daß es 1945 etwa 1,8 Millionen Donauschwaben gab. Heute leben in Südosteuropa nur noch knapp 400 000, die anderen wurden vertrieben, verschleppt, getötet oder sind in den Zivilslagern verhungert.

Um das Schicksal und die Erforschung der aus Südwestdeutschland stammenden Donauschwaben haben sich von Freiburg aus noch vor dem Zweiten Weltkrieg Prof. Dr. Friedrich Metz und Prof. Dr. Johannes Künzig große Verdienste erworben. In ihren Arbeiten wurden sie von vielen Freiburger Studenten und Bürgern unterstützt, hier seien vor allem Dr. Franz Josef Kaiser, Richard Gäng, Dr. Rudolf Keller, Dr. Erwin Böhm genannt.

In der vorliegenden wissenschaftlichen Literatur ist von Freiburger Bürgern als

# Zirkular

von der Kaiserl. Königl. Regierung und  
Kammer in Vorderösterreich.

---

**S**ermög Hofkanzleydekrets vom 16<sup>ten</sup> Hornung dieses Jahrs ist allergnädigst verordnet worden, daß im Falle einer Uebersiedlung aus einer deutschen Provinz nach Hungarn die Entlassungen directè von der Landesstelle, oder dem Generalkommando an die hungarischen Civil- und Militärbehörden, oder an die Bittwerber, ohne Intervention der Hofstelle selbst intimiret werden können.

Freiburg den 9<sup>ten</sup> März 1786.

Johann Adam Freyherr von Posch.

Marquard von Gleichenstein.

Auswanderern nichts bekannt. Man weiß wohl, daß sich die vorderösterreichische Regierung für die Besiedlung der habsburgischen Länder an der mittleren Donau einsetzte, daß sie aber zugleich verhindern wollte, eigene Untertanen abwandern zu lassen. „Ungarnwanderer“ mußten ein „Abfahrtsgeld“ bezahlen, und zwar 10 0/0, 5 0/0 oder auch garnichts von ihrem Vermögen, je nachdem wie gerade die Anordnungen von Wien nach Freiburg kamen. Ein Schreiben der vorderösterreichischen Regierung an den Rat der Stadt Freiburg vom 15. Oktober 1784 wurde 3 Tage später beantwortet: Jedermann, der allenfalls noch vorhat, nach dem Königreich Hungarn zu wandern, soll daran gehindert werden, nachdem die Auswanderung der hierländischen Unter-

tanen nach dem Königreich Hungarn gänzlich aufgehoben ist. Zugleich wurden die Zünfte, die Pfarreien und die Ämter (Talvogtei usw.) von dieser Anordnung verständig<sup>2)</sup>. Am 15. November 1787 ging ein Handschreiben der vorderösterreichischen Regierung an den Rat der Stadt Freiburg, „... daß nur jene Untertanen, die sich in Ungarn verehelichen wollen, womit den Ledigen, /im Original unterstrichen/ nicht aber ganzen Familien dahin zu übersiedeln, und sich ansässig zu machen, erlaubt werden könne“. Bereits am nächsten Tag antwortet die Stadt an die Regierung: ein solches sei sogleich öffentlich und allgemein bekanntgemacht worden. Abschriften gingen nicht nur an die Ämter und Zünfte, sondern auch an die „Anschlagörter“<sup>3)</sup>. Diese große Eile wird kaum grundlos gewesen sein. Am 25. April 1788 handelt der Rat der Stadt Freiburg nach dieser Richtlinie. Lorenz Stotter, Schneidergeselle aus Herdern, richtete ein „Abzugsgesuch“, das folgend beantwortet wurde: „... hat legal nachzuweisen, daß er zu St. Andres im temeswarer banat in Ungarn sich v o r t e i l h a f t / dieses Wort wurde dem ersten Entwurf zugefügt / vereheligen, bürgerlich niederlassen und ein Schneiderprofession treiben könne“<sup>4)</sup>.

Vorher sind aus Freiburg sicher auch Bürgerfamilien nach Ungarn gewandert, wie man aus dem Konzept des Schreibens der Stadt vom 12. Oktober 1782 erfährt. Der Freiburger Bürger und zünftige Rothgerbermeister Joseph Eichhorn bittet bei seinem vorhabenden Abzug von hier nach Hungarn, daß das Abfahrtsgeld von etwa 400 oder 500 Gulden nachgelassen werden möge, um seine Reise desto leichter für sich und auch um einen neuen Anfang seines Gewerbes machen zu können. Die Stadtverwaltung fand heraus, daß es sich nicht um 400—500 fl handelt, sondern um 146 Gulden und 4 Kreuzer. Und jetzt zeigte sich die Stadtverwaltung gegenüber dem künftigen Donauschwaben sehr großzügig. Sie gewährte

ihm und seinem Ehefrau den „Abzug ganz frei um so geneigter verabfolgen zu lassen, als mehrer wir diesen jungen Würtschafter, der sich allzeit so wie es einem ehrlichen Bürgern wohl ansteht aufgeführt hat, gönnen und wünschen, daß er seine Absicht vollkommen erreichen, somit in dem Königreich Ungarn ein besonderes Glück finden möchte“<sup>5</sup>).

Ende des 18. Jhds. gestattet die Stadt mehreren Bürgern den Abzug nach Wien. Vielleicht fanden sich unter ihnen Weiterwanderer nach Ungarn und in das Banat. Als schon Freiburg längst badisch war, kamen aus Ungarn und aus dem Banat Schreiben an die Stadt wegen Erbschaftsregelung. So wandten sich z. B. die Stettinaischen Kinder zu Arad in Ungarn (Banat) an die Stadt Freiburg und forderten ihr Erbe an<sup>6</sup>).

Jetzt war die rechtliche Lage verschieden. Solange Freiburg zu Österreich gehörte, war

das Banat Inland, dagegen das Markgräflerland Ausland. Darum wurde ein Fortzug von Freiburg in das Banat als „Übersiedlung“ bezeichnet<sup>7</sup>), ein Fortzug aus dem Markgräflerland ein „Auswandern“. Im gedruckten Zirkular der vorderösterreichischen Regierung vom 9. 3. 1786 wird ausdrücklich von einer „Übersiedlung nach Ungarn“ gesprochen.

Jene Freiburger, die während der Zeit Maria Theresias und Josefs II. in das kaiserliche Banat oder in das königliche Ungarn wanderten, blieben also im Inland.

Der donauschwäbische Heimatforscher Friedrich Lotz hat eine ganze Reihe von Einwanderern aus Freiburg und dem Breisgau in den zwei batschkaer Gemeinden Apatin und Hodschag festgestellt, in anderen Gemeinden des donauschwäbischen Siedlungsgebietes könnte man eine noch größere Zahl von Einwanderern aus dem Breisgau feststellen.

Liste der Familien, die aus dem Breisgau nach Apatin und Hodschag zwischen 1759 und 1786 zugezogen sind:

Herkunftsort:	Familien:
Freiburg i. Br.:	AMS (Georg, Anton, Mathias), MEYER (Michael, „aufgewachsen in Günthersthal“, heiratete auf der Durchreise in Ulm am 22. 3. 1760 Anna Maria Krämer „von Jechtingen am Kaiserstuhl“) MÜLLERFEHRLI (Josef „aus Littenwiller bei Freiburg“) KNEBL (Johann, Josef „aus Littenweiler Kreis Freiburg“) BILLI (Andreas), NUBER (Anton, -Schneider)
Münstertal:	HIMMELBACH (Lorenz), HOLZER (Anna Maria)
Bremgarten:	ZEHR
Kirchhofen:	WEIMANN (Anton)
Bickensohl:	ELKER (N.), FLEISER (Friedrich, Franz)
Au bei Freiburg:	GLOCKNER (Georg)
Oberbergen:	GERHARD (Josef, -Fischer), MAYER (Maria) SCHIBLE/SCHIEBLE (Fidelis, -Fischer) MERKHOFER (Andreas)
Jechtingen:	KRÄMER, NADLER (Georg, -Fischer), RUSCH (Adam, -Fischer), SCHIBLE (Jakob), SCHIEBER (Jakob, -Fischer)
Sasbach a. Rh.:	RINGLER (Josef)
Wyhl:	APPERT (Kosmas „mit 5 Personen aus Vihl in Preußen am Kaiserstuhl bei Freiburg“)

Forchheim/Br.:	FUTTERER (Michael, -Bauer; Josef, -Schuster; Johann, -Bauer; Jakob, -Weber; Andreas, -Jäger)
Riegel:	MAYER (Josef), RESSLI (Josef, Mathias)
Oberhausen bei	
Kenzingen:	PROPST (Franz), REMLI, (Anna), ENGLER (Magdalena)
Herbolzheim:	REITER (Reuther, Michael) AMANN (Ammann, Johann) PLUSCHT (Anton)
Bombach:	LAGENBACH (Josef)
Kenzingen:	GERSTNER (Michael)
Ober-Prechtal:	CLAUSMANN
Prechtal:	MAYER (Mathias, -Kürschner)
Elzach:	HERR (Sebastian, -Lehrer)
Kollnau:	HELFER (Georg)
Waldkirch:	SCHILKER (Xaver)
Kirchzarten:	WILLIG (Franz)
Dietenbach:	WALDVOGEL
Oberndorf:	PUMP (Johann Christoph)
„Breisgau“ ohne nähere Ortsangabe:	HUCK/HUG (1786), BECHERER (Josef), KAPP (Andreas), MAYER (Jakob, -Maurer; Jakob, -Weber), HETTICH (Jakob, -Nagelschmied), BANDERER/PANDERER (Peter, -Bauer), FALLER (Georg; Mathias, -Schneider) FEHREBACH/FERNBACH (Josef, war auf der Durchreise in Ulm am 26. 10. 1770, seine Nachkommen gehörten zu den höchsten Wür- denträgern der Batschka als Komitatsobergespane, Abgeordnete im Reichstag usw.) FLAMM (Josef „mit 9 Personen aus dem Breisgau“) DEIBL (Philipp) DUFFNER (Josef, Georg) KETTERER (Johann) KIENZLER (Michael) SCHULTHEISS (Georg, -Wagner)

Verschiedene donauschwäbische Familien hatten zu den Verwandten im Breisgau und Schwarzwald noch bis zum Ersten Weltkrieg engere Beziehungen. Krieg und neue Grenzbeziehungen durch Loslösung des donauschwäbischen Siedlungsgebiets aus Österreich hatten zur Folge, daß nur noch wenige Familien in Briefwechsel blieben (so etwa die Familien Kausch, Hienerwadel . . .)

Die Familienbande und die Familientraditionen hatten zur Folge, daß jene Donau-

schwaben, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Freiburg kamen, hier schnell zu Hause waren, dank der nahen Verwandtschaft von Mundart, Lebensweise und Brauchtum. Der Zusammenhalt der donauschwäbischen Sippen war noch 1950 so groß, daß durch freiwillige und unentgeltliche Arbeit nach Feierabend mehr als 100 Häuser in der Stadt Freiburg erbaut wurden, im Landkreis Freiburg rund 50 Häuser. Mit einem inzwischen zurückgezahlten staatlichen Darlehen von

1,8 Mio. DM sind durch Sippenhilfe in der Stadt und im Landkreis Freiburg von den Donauschwaben 325 Wohnungen und etwa 300 Einzelzimmer zum Vermieten erstellt worden. Das heißt, daß die Donauschwaben mit einem Darlehen von rund 1000 Mark ein Zimmer gebaut, Wohnraum beschafft und das Darlehen zurückgezahlt haben.

Die Auswanderer aus Freiburg und Umgebung, die sich im Banat und in der Batschka niederließen, waren zu 70 % Handwerker und zu 30 % Bauern. Bei den Rückwanderern sah im Augenblick der Ankunft in Freiburg und Umgebung die Berufsgliederung wie folgt aus:

<i>Berufsgruppe</i>	<i>selbständig</i>	<i>nicht selbständig</i>	<i>zusammen</i>
Land- und Forstwirtschaft	37	2	39
Handwerk	45	18	63
Industrie	2	5	7
Handel und Verkehr	6	7	13
Öffentlicher Dienst	—	11	11
Freie Berufe, Rentner, Studenten	8	9	17
			150

Nach beruflichen Umschulungen änderte sich diese Berufsgliederung, so daß wir heute folgendes Bild haben:

<i>Berufsgruppe</i>	<i>selbständig</i>	<i>nicht selbständig</i>	<i>zusammen</i>
Land- und Forstwirtschaft	2	12	14
Handwerk	3	56	59
Industrie	1	27	28
Handel, Kredit, Verkehr	2	21	23
Öffentlicher Dienst	—	9	9
Freie Berufe, Rentner, Studenten	5	12	17
			150

Eine Veränderung trat insbesondere bei der Berufsgruppe „Land- und Forstwirtschaft“ ein. Die ehemals selbständigen Bauern wurden entweder Arbeiter in Weinbau- und Gärtnereibetrieben, oder sie gingen als Arbeiter und Angestellte in die Industrie, in die Kaufhäuser, Banken, Verkehrsbetriebe.

Von den in Freiburg und Umgebung geborenen Kindern der Donauschwaben der Altersklassen 10—20 Jahre besuchen rund 60 % eine Oberschule. Die wirtschaftliche und soziale Eingliederung der Donauschwa-

ben im Freiburger Raum kann durchaus als gut bezeichnet werden. Es bleibt jedoch auf dem kulturellen Sektor ein Nachholbedarf. Die reichen Leistungen der Donauschwaben kennt die Öffentlichkeit kaum, vielleicht von Lenau, Liszt und Semmelweis abgesehen. In den 200 Jahren ihres Lebens und Wirkens an der mittleren Donau haben die Menschen aus dem Hotzenwald, vom Kaiserstuhl, aus dem Breisgau, aus der Ortenau usw. aus einer „Wüste ein blühend Eden“ gemacht, wie der Dichter Adam Müller-Guttenbrunn

sagte. Ihre Leistungen auf dem Gebiet der Forschung sind den Fachleuten bekannt, aber ihre reichen Leistungen auf den Gebieten der Kunst blieben vielfach unbekannt. Es müßte möglich sein, diese Werte in den geistigen Besitz der Südwestdeutschen einzubauen, zu einem Bestandteil dieses Guts zu machen. Donaueschwingisches Geistesgut ist doch zu einem erheblichen Teil von Menschen aus Süddeutschland geschaffen worden, die auch aus Vorderösterreich, sogar aus Freiburg kamen.

---

*Anmerkungen*

<sup>1)</sup> Maenner, E., Badener in Südosteuropa, 1953, S. 7.

<sup>2)</sup> Stadtarchiv Freiburg. Ab- und Wegzug. Fasz. 2, 18. Okt. 1784.

<sup>3)</sup> Ebd. Fasz. 7, 25. April 1788, exp. 28. April 1788.

<sup>4)</sup> Ebd. Fasz. 2, 16. Nov. 1787.

<sup>5)</sup> Ebd. Fasz. 8, 2. bzw. 12. Okt. 1782.

<sup>6)</sup> Ebd. Fasz. 7, vom 12. März 1824.

<sup>7)</sup> Ebd. Fasz. 1, vom 25. Brachmonat 1785, in Nachtrag zum Patent vom 20ten Christmonats 1782 verordnete Josef der Zweite, daß Entlassungs- oder Manumissionsgeld nicht mehr

einzuheben ist, sei denn ein Untertan geht gänzlich aus den Erbländern weg.

*Literaturhinweise*

Metz, Fr.: Das Oberrheinland als Ein- und Auswanderungsgebiet. In: Verh. u. wiss. Abh. des 22. Dt. Geographentags zu Karlsruhe, 1928.

Metz, Fr.: Baden und die Türkenkriege. In: Mein Heimatland, 1933.

Künzig, J.: Saderlach. Ein Alemannendorf im rumänischen Banat und seine Urheimat. Karlsruhe, 1937.

Künzig, J. u. Retzlaff, H.: Deutsche Bauern im Banat. Berlin, 1939.

Krusper, P.: Die Ansiedlung von Handwerkern in den ungarischen Kolonistendörfern. In: Bad. Beob. 19. 10. 1933.

Baier, H.: Die Auswanderung nach Ungarn in den Jahren 1769—1771. In: Bad. Beob., 19. 11. 1933.

Häßler, J.: Badische Landsleute ziehen nach dem Südosten. In: Volk u. Heimat, 1938, H. 4.

Maenner, E.: Almannen an der unteren Donau. In: Volk u. Heimat, 1938, H. 2—3.

Maenner, E.: Badener in Südosteuropa. Weinheim, 1935.

Maenner, E.: Alemannen im Banat. In: Neuland, 3. 7. 1954.

Liebhard, F.: Das Schicksal der hauensteinischen Kämpfer gegen Leibeigenschaft und Fürstenwillkür. In: Neuer Weg (Bukarest), 1954, Nr. 1536 u. 1537.

---

## *Es weiß die Quelle nicht*

*Es weiß die Quelle nicht,  
Woher sie kommt.  
So gehen wir dahin,  
Wie es uns frommt.*

*Was wir im Tiefsten tun,  
Wir wissens nicht:  
Sei es des Herzens Wunsch,  
Des Alltags Pflicht.*

*Es wächst die Liebe still  
In uns hinein.  
Laß sie der rauhen Welt  
Kein Irrlicht sein.*

*Hans Bahrs*

# Hugenotten in Baden-Durlach

Wolfgang H. Collum, Eggenstein

## Vorwort

*„Unser Ausgangspunkt ist der vom einzigen bleibenden und für uns möglichen Zentrum: vom dulddenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird.“*

Jacob Burckhardt

Die Zuwanderung französischer Glaubensflüchtlinge in die frühere Markgrafschaft Baden-Durlach wurde bisher behandelt in den Chroniken der betreffenden Dörfer, in Festschriften und Zeitungsberichten. Man beschränkte sich dabei zu meist auf ortsgeschichtliche, geographische und wirtschaftliche Ereignisse und Verhältnisse in den ehemaligen Hugenottenkolonien, und vergaß offensichtlich, daß das Wichtigste in einer Gemeinde die Bewohner sind, welche als die Gestalter der Heimat und als Gründer aller menschlichen Werke Vorrang haben.

Allein der verdienstvolle Hermann Jacob schenkte den Einwanderern größere Aufmerksamkeit, als er die im Archiv liegenden Listen der „Réfugiés“ zusammenstellte und veröffentlichte (Paris 1934), ohne jedoch als wichtigste Quellen die Kirchenbücher zu benutzen. Sonst wird über die Herkunft, Abstammung und Entwicklung der hugenottischen Familien nur wenig mitgeteilt, nicht zuletzt deshalb, weil die Verfasser in erster Linie Heimatforscher sind und an der Genealogie nur begrenztes Interesse haben. In einem Zeitalter aber, in dem Umwelt alles, Vererbung nichts bedeutet, muß dringender als je zuvor auf die Gültigkeit entscheidender lebensgesetzlicher Ursachen und Wirkungen hingewiesen werden. Die Überzeugung von einer „durans originis vis“ (Tacitus), d. h. einer „fortdauernden Macht der Abstammung“, wird bestätigt, wenn man sich die Leistungen

der Hugenotten und ihrer Nachkommen vergegenwärtigt.

In der vorliegenden Abhandlung soll aus diesem Grund auf jene fremdländischen Zuwanderer überwiegend französischer Herkunft, die seit dem Jahr 1699 in die Markgrafschaft kamen, und deren Familiennamen zum Teil noch heute im badischen Raum erscheinen, ausführlicher eingegangen werden. Ich habe diese Arbeit auch für notwendig gehalten, weil in bezug auf die Genealogie der Hugenotten in Baden viele irrtümliche Vorstellungen kursieren, die ich in einigen Fällen durch meine Aufsätze sowie durch briefliche Mitteilungen bereits berichtigen konnte.

Viele Jahre hindurch habe ich besonders alles erreichbare familiengeschichtliche Material gesammelt. Ich bemühte mich, die Ergebnisse in präziser, überschaubarer Form vorzulegen. Die Zustimmung, die ich während der Arbeit von vielen Seiten erhielt, vor allem von Nachkommen einst in Baden lebender Hugenotten, haben mich in der Absicht bestärkt, diese Studie zu veröffentlichen. Am Rande sei noch vermerkt, daß sich in meiner Ahnentafel die Namen Colomb und Bleumortier befinden und ich mich als Nachkomme von Hugenotten mit ihrer Geschichte verbunden fühle.

W.H.C.

## Tat und Vermächtnis

Die Wunden des Dreißigjährigen Krieges waren noch nicht verheilt, als ein neuer, furchtbarer und langandauernder Krieg über die Markgrafschaft Baden-Durlach hereinbrach, der die Bevölkerung erneut stark dezimierte, Dörfer zerstörte und Fluren verwüstete. Der Landesfürst, Markgraf Friedrich VII., hatte während dieses Pfälzischen Erbfolgekrieges (1688—1697) im Baseler Exil ohnmächtig ausharren und



*Markgraf Friedrich Magnus*

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

zusehen müssen, wie sein Land zugrunde gerichtet wurde. Als er zurückkehrte, fand er einen Trümmerhaufen vor: weit über die Hälfte seiner Untertanen waren verschwunden, 51 Dörfer waren zerstört und seine Schlösser vernichtet.

Sein starker Wille war deshalb darauf ausgerichtet, die Dörfer wieder mit neuem Leben zu erfüllen und aufzubauen, das durch Kriegswirren verödete Land wieder zu kultivieren. Er begünstigte die Zuwanderung neuer Siedler, welche, von der Fürstengunst gelockt, aus benachbarten, volkreicheren Ländern in die Markgrafschaft strömten. Allmählich füllten sich wieder die Ortschaften, und es begann eine Pionierarbeit, die vielleicht nicht weniger bedeutend war, als jene nach dem Zweiten Weltkrieg. Familiennamen, die vor dem Dreißigjährigen Krieg und den französischen Kriegen heimisch waren, gab es nur noch wenige; neue Namen, fremde Laute erklangen in Stadt und Land. Aus den Kolonisatoren verschiedener Stämme erwuchs in Baden-Durlach, besonders in der Hardt und im Pfinzgau, eine neue Bevölkerung, so daß der bekannte Geograph Friedrich Ratzel treffend feststellen konnte: „Baden ist ein Acker, auf den allerlei Samen geweht ist.“

Neben den zahlreich zugezogenen Schweizern aus den Kantonen Bern und Zürich, stellten die französischen Glaubensflüchtlinge das stärkste Kontingent der fremdländischen Zuwanderer. Der Landesfürst hatte den Bitten und Empfehlungsschreiben mehrerer hoher Persönlichkeiten, unter ihnen, als die bedeutendste, der englische König Wilhelm III., entsprochen und die Zustimmung gegeben, die Réfugiés aufzunehmen. Er wies ihnen Land zu, erteilte ihnen völlige Glaubensfreiheit und gab ihnen Rechte, die ihnen die Kolonisation erleichtern sollte.

Die geflüchteten und auswandernden Protestanten (Hugenotten), die während

dieser Epoche nach Baden kamen, bestanden aus folgenden Gruppen: Südfranzosen (Okzitanier) aus verschiedenen Provinzen, Franzosen aus der Picardie und Frz.-Flandern, Wallonen aus dem französisch-belgisches Grenzgebiet, und Welschschweizer aus der Suisse romande. Abgesehen von den „französischen“ Schweizern aus den evangelischen Kantonen Bern und Genf, hatten alle anderen wegen ihres reformierten Glaubens die angestammte Heimat verlassen müssen.

In ihrer neuen Heimat, im Land Baden-Durlach, arbeiteten sämtliche französisch-sprechende Siedler, ob Franzosen, Wallonen, oder Welschschweizer gemeinsam, sie gründeten für sich und ihre Nachkommen eine Existenz und brachten zusammen mit ihren deutschen Nachbarn, mit denen sie sich bald vermischten, das Land zu neuem Wohlstand. Wie vor allem in Brandenburg-Preußen, so waren auch hier die Hugenotten an dem Aufschwung beteiligt. Zunächst wurden die brachliegenden Felder wieder bebaut und die Landwirtschaft durch Anlegen von neuen Kulturen verbessert.

Der Markgraf selbst erkannte die Leistungen und den Fleiß seiner neuen Untertanen an und würdigte die Verdienste der Fremden durch tatkräftige Förderung und Hilfeleistung. An dem markgräflichen Hofe waren Hugenotten als Mitarbeiter und Deputierte nicht unbekannt. Der Hofbaumeister des Markgrafen hieß Thomas Lefebvre und war hugenottischer Abkunft. Dieser hatte mit dem Werkmeister Peter Racine aus Hüningen das Schloß Augustenburg bei Grötzingen „ganz herrlich“ fertiggestellt und umgebaut. (Die bedeutenden Baumeister der Landgrafen von Hessen-Kassel Paul du Ry und Simon-Louis du Ry waren ebenfalls Hugenotten.) Der in Welschneureut wohnende Kolonist Pierre Caubet war Hofschneider der Markgräfin Maria Augusta<sup>1)</sup>.

Heute trifft man überall, in Stadt und Land, auf französische Familiennamen, und im Raum Karlsruhe kann man an diesen Namen, die oft als Firmennamen auffallen, die hugenottische Herkunft der Familie erkennen. Viele der Nachkommen dieser französischen Flüchtlinge hatten und haben führende Stellungen in Staat und Verwaltung, in der Armee, in Wirtschaft, Handel und Industrie inne. Diese Tatsache hat ihre Ursachen in der Tüchtigkeit und Begabung der Vorfahren.

Der, dem Verfasser noch persönlich bekannte Professor Dr. H. F. K. Günther (1891—1968), der bedeutendste Rassenforscher (Gobinist) seiner Zeit, schrieb 1924 über die Hugenotten: „Durch sie verlor Frankreich wieder einen Teil seiner besten Menschen und seiner standhaftesten Geschlechter. Die wegen ihrer Überzeugung auswandernden und vertriebenen Protestanten — 50 000 Familien wanderten (1685) nach Holland, England, und Brandenburg aus — kamen mit ihrem Bluterbe vielfach dem deutschen Volkstum zugute, das durch den Dreißigjährigen Krieg geschwächt war.“

Andere Historiker, wie z. B. H. St. Chamberlain, vertreten die gleiche Ansicht, ja sie gehen noch darüber hinaus, wenn sie feststellen, daß Deutschland mit den Hugenotten die wertvollste Zuwanderung aller fremdländischen Kolonisten erhielt und Frankreich den Verlust dieses „Kernes seiner Bevölkerung“ seither nie überwunden hat. Die französische Revolution, durch die besonders viele französische Adelige nach Deutschland flüchteten, und die Napoleonischen Kriege bedingten eine weitere Gegenauselese der tüchtigsten französischen Geschlechter.

Fest steht jedenfalls, daß die meisten französischen Protestanten, die in die Markgrafschaft Baden-Durlach kamen, dem gebildeten Bürgertum und der Elite des Handwerks angehörten<sup>2)</sup>, so daß die Zu-

wanderung dieser Menschen dem Land und seinen Bewohnern nur Vorteile brachte. Hierbei sollte man auch den ethisch unübertroffenen Grund für die Auswanderung und Flucht aus der alten Heimat bedenken: den reinen, ursprünglichen, unausrottbaren, christlichen Glauben. Wegen dieses Glaubens, der sich nicht auf die Lehren der Kirche, sondern auf die Lehre Christi gründete, wurden sie verfolgt. Als Opfer des Antichristen im christlichen Gewande wurden sie die Vorkämpfer einer notwendigen Glaubens- und Gewissensfreiheit und haben der Nachwelt ein Zeichen gesetzt für ein echtes „Christentum der Gesinnung und der Tat“, wie es Goethe und andere Geistesgrößen forderten.

Die Pflege hugenottischer Tradition durch verschiedene Vereine darf sich deshalb heute nicht beschränken auf das Lebendigerhalten historischer Ereignisse, sowie auf die familien- und ortsgeschichtliche Darstellung, so wichtig diese Aufgaben auch sind. „Das waldensische Erbe wieder in Erinnerung zu rufen“ muß logischerweise an erster Stelle beinhalten, die biblischen Lehren der nach urchristlichem Vorbilde lebenden Waldenser und ihrer französisch-calvinistischen Glaubensgenossen nicht nur zu verbreiten, sondern auch aufzufordern, ihnen nachzuleben. Dies um so mehr, als heute ein nicht mehr protestierender Protestantismus sein Heil in einer totalen Anpassung an den Zeitgeist und in einer fragwürdigen Modernität sucht. Doch „die Welt kann nur durch die gefördert werden, die sich ihr entgegensetzen. Wer sich anpaßt, ist für alles tüchtige Leben verloren“ (Goethe). In einem Zeitalter des geisttötenden Materialismus und der verlorenen Menschenwürde kann das Vermächtnis der frühen Protestanten nur in dem Sinne des französischen Dichters Saint-Exupéry gedeutet werden: „Es gibt nur ein Problem, ein einziges: es gilt wieder zu entdecken, daß es ein Leben des Geistes gibt“.

## Hugenotten, Waldenser, Wallonen

Die Bedeutung der Namen „Hugenotten“, „Waldenser“ und „Wallonen“ ist im allgemeinen noch sehr unklar, so daß die Notwendigkeit besteht, hier nochmals die verschiedenen Begriffe zu erläutern.

„Hugenotten“ wurden in Frankreich die reformierten Protestanten genannt, die sich von der römisch-katholischen Kirche abgewandt hatten, an der ursprünglichen christlichen Lehre festhielten und den Papst als Stellvertreter Jesu mitsamt seinem erstarrten, verderbten Religionskult ablehnten. Sie waren Anhänger der Reformatoren Luther und Calvin. Der Name Hugenott, französisch Huguenot (abgeleitet von einer französischen Sagengestalt Hugo Capet), kam 1553 in Tours zunächst als Spottname für die französischen Reformierten auf und hatte sich seit 1560 weithin verbreitet.

Hugenotten waren also die französischen Protestanten reformierten Bekenntnisses, von denen insgesamt ca. 44 000 Personen seit 1567 (besonders aber nach der Aufhebung des Edikts von Nantes im Oktober 1685) bis ca. 1750 in den evangelischen Ländern Deutschlands ihre Wahlheimat fanden.

Der Ausdruck Hugenotten ist zugleich ein Sammelbegriff für alle reformierten Auswanderer wie z. B. Waldenser, Wallonen und Welsch-Schweizer, die in die Hugenottenbewegung einmündeten und sämtlich durch die französische Sprache und Kultur verbunden sind. Die Hugenottenkolonien in Deutschland sind sämtlich stammesmäßig Mischsiedlungen, in denen diese Gruppen, wenn auch in unterschiedlicher Stärke, vertreten sind. In Friedrichstal und in Welschneureut bei Karlsruhe wanderten also, wie überall im deutschen Refuge, keine herkunftsmäßig und landsmannschaftlich geschlossene Gruppen von Kolonisten ein. Den Beweis liefern die Einträge in den dortigen Kirchenbüchern und die Einwandererlisten.

Die Gruppen der Waldenser und Wallonen sollen, der geschichtlichen Überlieferung zufolge, eng miteinander verwandt sein und ihre Namen den gleichen Ursprung haben. Nach den Verfolgungen der „gallischen Waldenser“ durch die römische Kirche soll um 1180 ein Teil in die Picardie und in die Niederlande (Flandern) geflüchtet sein; hier sollen sie den Namen „Wallonen“ erhalten haben.

Die Wallonen bewohnten die südlichen Provinzen der ehemaligen Niederlande und leben gegenwärtig in den belgischen Provinzen Hennegau, Namur, Lüttich und in Luxemburg, ferner in Teilen der französischen Départements Nord, Aisne und Ardennes. Es ist wohl kein Zufall, daß die Reformation in den wallonischen Gebieten frühzeitig Eingang fand und sich rasch in engem Anschluß an die französische reformierte Kirche ausbreitete. Die Gründer und ersten Kolonisten von Friedrichstal wurden in der Anfangszeit vom markgräflichen Hof wiederholt als „Wallonen“ betitelt, dennoch wäre es verfehlt, Friedrichstal als Wallonengemeinde zu bezeichnen, denn präzise ausgedrückt sind mit diesen Ortsgründern jene „Pfälzer“ gemeint, die nicht nur wallonischer Herkunft sind, sondern auch französischer, flämischer, welschschweizerischer und piemontesischer Abstammung. Als der Friedrichstaler Heimatforscher Hornung anlässlich der 250-Jahrfeier 1949 seine Ortsgeschichte veröffentlichte, gab er dem Buch den Titel „Friedrichstal, Geschichte einer Hugenottengemeinde“, womit er betonen wollte, daß unter dem Oberbegriff „Hugenotten“ verschiedene reformierte Auswandererkerkreise zu verstehen sind.

Diese Kolonisten lebten zumeist schon seit ca. 1660/70 in der Pfalz oder wurden dort geboren. Eine große Anzahl hatte infolge des Pfälzischen Erbfolgekrieges ihr erstes Asyl (Refuge) verlassen und kam in nordöstlicher Richtung tiefer in deutsches

Land. Die als „Wallonen“ bezeichneten Fremden, von denen ein kleiner Teil zu den Gründern von Friedrichstal gehörte, wurden von der furchtsamen pfälzischen Regierung gezwungen, das Land zu verlassen, worauf die meisten nach Hessen und Preußen-Brandenburg weiterzogen.

Auch was den Begriff „Waldenser“ anbelangt, herrscht allgemein viel Unklarheit. Manche Einwohner der heutigen Gemeinde Neureut verstehen sich nicht als Hugenotten-Nachkommen, sondern als „echte Waldenser“ und verlegen die Heimat und Geburtsorte ihrer Vorfahren in die Waldensertäler von Piemont. Sie übersehen dabei zum einen, daß die Waldenser ein Teil der Hugenotten sind, und zum andern, daß die Geburtsorte der meisten Welschneureuter Kolonisten in verschiedenen Provinzen Frankreichs lagen und die piemontesischen und delphinatischen Hochalpentäler, als die eigentliche Heimat der zum Volksstamm der Delphinaten gehörenden Waldenser, höchstens für kurze Zeit das erste Asyl ihrer Vorfahren waren. Das heißt also: Die Welschneureuter Kolonisten waren im eigentlichen Sinn südfranzösische Calvinisten oder Hugenotten, die aus ihrer Heimat, den Provinzen Gascogne, Guyenne, Champagne, Languedoc, Provence und Dauphiné (hier die Orte Die, Voiron, Auligran, Bourdeaux u. a.) über Piemont in die Schweiz gelangten<sup>3</sup>).

Die Bewegungen der Waldenser und Albigenser waren Ausdruck eines seit frühesten Zeiten im südfranzösischen Raum aufblühenden Widerwillens gegen die römische Kirche. Anfang des 13. Jahrhunderts wurde schon in einem Kreuzzug die großartige Kultur der Albigenser in der alten historischen Provinz Languedoc vernichtet<sup>4</sup>). Die Provence im Südosten Frankreichs, das Languedoc und das Dauphiné, waren also lange vor Calvin Schauplätze von Verfolgungen, ebenso wie die Waldensertäler.

Der Waldenser Jean Leger kennzeichnet in seinem Werk: „Allgemeine Geschichte der Waldenser oder der evangelischen Kirchen in den Thälern von Piemont“ (Breslau 1750) den schon damals unsicheren Begriff „Waldenser“ wie folgt: „Vor allen andern versteht man unter dem Namen diejenigen, die einzig und allein eigentlich aus unseren Tälern hergestammt, und deswegen Talleute oder Waldenser genennet werden; da hingegen die übrigen in den anderen Gegenden diesen Namen bloß deswegen geführt, weil sie die Lehre dieser ursprünglichen Waldenser oder Talleute angenommen.“

Leger beschrieb ferner die Heimat der Waldenser und nannte die Täler von Angrogne, Lucerne, Perouse und St. Martin, „zu denen man auch noch das Tal Cluson oder Pragela rechnen kann, welche ob sie gleich unter den Königen von Frankreich stehen, dennoch diesseits der Alpen und in Piemont gelegen sind“.

Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685, das den Reformierten in Frankreich die Glaubensfreiheit zugesichert hatte, flüchteten viele über Piemont in die evangelischen Länder der Schweiz, wo sie Zuflucht fanden. Zu ihnen gehörten die meisten der Welschneureuter Kolonisten. Auch die Ausweisung von französischen Protestanten aus Piemont im Jahre 1698, die eine erneute Auswanderungswelle in die Schweiz bewirkte, hatte nicht die einheimischen Talbewohner betroffen, sondern die noch dort lebenden Franzosen, die früheren Untertanen des französischen Königs und Hugenottenfeindes Ludwig XIV. Einige von ihnen kamen ebenfalls nach Welschneureut.

Diese Vertreibung der französischen Calvinisten mit waldensischer Tradition aus Piemont im Jahr 1698 wird in ortsgeschichtlichen Abhandlungen immer wieder als Ursache für die Gründung der Kolonie Welschneureut angesehen. Nicht erwähnt werden aber die obengenannten Tatsachen.

Unerwähnt bleibt, daß das Ausweisungsedikt des Herzogs Viktor Amadeus II. von Savoyen (auf Druck des französischen Königs) vom 3. Juli 1698 bestimmte, daß alle als Franzosen geborenen Protestanten im Verlauf von zwei Monaten das Land zu räumen hätten unter Androhung der Todesstrafe. Die auf piemontesischem Boden Geborenen durften im Lande bleiben und ihrem reformierten Glauben treu bleiben. Nur wenige einheimische „Talleute“, die mit den Franzosen verwandtschaftlich verbunden waren, wanderten mit aus und kamen in die Schweiz und von dort nach Deutschland.

Die Gründer der Kolonie Welschneureuter, die als Waldenser bezeichnet werden, sind, präzise ausgedrückt, Franzosen und Hugenotten, die nach ihrem Aufenthalt in Piemont und in der Schweiz in der Markgrafschaft Baden-Durlach endlich ihr drittes und letztes Zufluchtsland gefunden hatten. Ein Vergleich der Liste der Welschneureuter Kolonisten mit anderen Waldensergemeinden ergibt überdies, daß hier die typischen waldensischen Familiennamen fehlen, dafür aber viele in ganz Frankreich vorkommende Namen heimisch sind wie z. B. Armand, Bexard, Boeuf, Bonard, Caubet, Colomb, Dubois, Durand, Gontard, Maillot, Marche, Olivet, Pansu, Renaud, Roy, Tibaut, Vidal. Auf keinen Fall hat also die genannte Gemeinde einen Sonderstatus, eher könnte dieses Anrecht der Hugenottensiedlung Friedrichstal eingeräumt werden, deren Anteil an nordfranzösischen Gründerfamilien überwiegt. Die teilweise vorherrschende Ansicht, daß die Welschneureuter von piemontesischen oder gar italienischen Vorfahren abstammen, was sich angeblich noch im Typus der Nachfahren zeigen soll, beruht auf einem Irrtum, denn maßgebend für die Stammeszugehörigkeit ist der Geburtsort in Frankreich und nicht etwa das Zufluchts- oder Durchgangsgebiet in den französisch-italienischen Hochalpen.

Sollte den einheimischen Bewohnern in der Markgrafschaft an den eingewanderten Vertriebenen außer der „welschen“ Sprache ein fremdländisches Aussehen aufgefallen sein, so war dies sicherlich das kelto-romanische Bluterbe, bzw. ein westisch-mediterraner Typus, wie er bei den Südfranzosen nicht selten anzutreffen ist. Was aber die Bewohner der Waldensertäler angeht, so möge hier das Urteil des Welschneureuter Hugenottenforschers H. Gros folgen, der bei einem Besuch der Täler die dortigen Bewohner studierte. Er stellte fest, daß die dortige Bevölkerung in der Mehrheit den heutigen Deutschen ähnlich ist. Es ist bekannt, daß unter den Norditalienern blonde und helläugige Menschen keine Seltenheit sind und die Bevölkerung im französisch-italienischen Alpenland starke germanische Blutmischungen aufweist.

Es wäre ein aussichtsloses und nutzloses Unterfangen, wollte man heute versuchen, die rassische Zugehörigkeit der in die Markgrafschaft Baden-Durlach zugewanderten Hugenotten aus den französisch-belgischen Grenzgebieten, aus den südfranzösischen Ländern und aus der Suisse romande festzulegen. Man kann annehmen, daß sich die Mehrheit der sogenannten „Welschen“, einige nordfranzösische Familien vielleicht ausgenommen, von der einheimischen Bevölkerung nicht nur in der Sprache, sondern auch im äußeren Erscheinungsbild und besonders in der Mentalität unterschied. Im Jahr 1821 schrieb der Friedrichstaler Pfarrer Ernst: „Die Züge des französischen Nationalcharakters sind bei vielen Einwohnern noch wahrzunehmen“. Auch heute noch fällt in Friedrichstal bei einigen altingesessenen Familien ein südländischer Typ auf; vor allem aber ist in der beweglichen, temperamentvollen Wesensart ein romanischer oder gallischer Einschlag unverkennbar. Unzweifelhaft charakteristische Merkmale aller Hugenotten sind jedoch: Festhalten am Glauben, Fleiß und Begabung.

Die Urteile einiger Gelehrter, Historiker und Staatsmänner bestätigen diese Eigenschaften auf das Beste.

### Ansiedlung in Baden-Durlach

Die Gründung der Hugenottenkolonien Friedrichstal und Welschneureut, der beiden einzigen durch Glaubensflüchtlinge neu geschaffenen Dörfer im Baden-Durlach'schen Lande, sowie die Zuwanderung in andere Gemeinden der Markgrafschaft wie Auerbach, Kleinsteinbach und Langensteinbach, erfolgte in den Jahren 1699—1701 unter Markgraf Friedrich VII. Magnus. Etwa 120 Familien (ca. 500 bis 600 Personen) haben sich damals niedergelassen, denen in den nächsten Jahren weitere folgten.

Am 10. Dezember 1699 wurde in der Carlsburg zu Durlach, der Residenz des Markgrafen (Karlsruhe wurde erst 1715 gegründet), zunächst „einigen Wallonen reformierter Religion, so bisher zu Billigheim und Mörlheim wohnhaft gewesen“, ein 30 Artikel umfassender Freiheitsbrief erteilt, in dem die neuen Untertanen der späteren Kolonie Friedrichstal bedeutende Rechte erhielten: das Recht auf freie Religionsausübung in französischer Sprache, die dauernde Befreiung von der Leibeigenschaft, eine zehnjährige Befreiung von Steuern auf alle angewiesene Liegenschaften, eine dreijährige Befreiung vom „Zehnten“ u. a. m. Im ganzen brachte das markgräfliche Privilegium den Kolonisten wesentliche Vorteile gegenüber der einheimischen Bevölkerung und erleichterte dadurch die Gründung des Dorfes.

Die wenigen Familien, die von der Pfalz herkommend über den Rhein zogen und als Wallonen bezeichnet wurden, erhielten in dem Dorf Spöck vorläufig Unterkunft, bis sie auf dem zugewiesenen Terrain ihre Häuser erstellt hatten. In langjähriger, mühevoller Arbeit rodeten die Siedler verwilderten, brach liegenden Boden, sowie ein Stück Waldlandes am Ostrand des Hardtwaldes.

Auf ein Empfehlungsschreiben König Wilhelms III. von England erlaubte der badische Landesherr gleichzeitig einer größeren Gruppe von Kolonisten (58 Familien), die von der Schweiz herkam, die Gründung einer weiteren Kolonie bei dem Dorf Neureut. Es waren südfranzösische Calvinisten, deren Geburtsorte in verschiedenen französischen Provinzen lagen. Den Beweis, daß die Flüchtlinge keine einheimischen Bewohner der piemontesischen und französischen Hochalpentäler waren, liefern die Einträge der Herkunfts- und Geburtsorte in Kirchenbüchern und Namenslisten und vor allem ein Zeitgenosse und Kenner der Hugenotten, der außerordentliche holländische Gesandte in der Schweiz, Peter Valkenier, der sich für die Unterbringung der Hugenotten einsetzte und auch für ihre Unterstützung durch Kollekten sorgte.

Valkenier schrieb im September 1699 aus Stuttgart einen Brief an den Markgrafen, in dem er sich für dessen Schreiben bedankt, das ihm durch Pierre Maillet und Samuel Marche, „zwey Refugierten Franzosen“, die sich bei Neureut ansiedelten, zugestellt worden war\*). Er bedankte sich ferner für die Genehmigung, daß die im benachbarten Herzogtum Württemberg etablierten Waldenser ihr Bauholz zollfrei durch das Gebiet des badischen Landes befördern durften. Er schrieb wörtlich u. a.: „Was aber die unter Euerer Hochfürstl. Durchl. gnädigsten Schutz sich zu etabliren angehende Flüchtlinge anbelanget, so habe bei examinirung ihrer Deputierten befunden, daß solche zwaren keine Waldenser, sondern aus der Schweiz kommende Französische Flüchtlinge seindt, so ihre pard an denen gesambleten Collecten haben können.“ Valkenier hat von den erwähnten Deputierten der späteren Kolonie Welschneureut Listen der aus der Schweiz ankommenden Flüchtlingsfamilien erbeten, damit auch diese in den Genuß der Geldsammlungen kommen würden.

Der Freiheitsbrief für die Friedrichstaler Hugenotten galt auch für die Neureuter Siedler, deren Niederlassung zunächst im Volksmund „das welsche Dorf bei Neureut“ genannt wurde. In einem Nachsatz zu dem Freiheitsbrief der sogenannten Wallonen wurden die Welschneureuter Kolonisten, die in dem (lateinisch geschriebenen) Brief des englischen Königs „vertriebene französische Protestanten“ genannt werden, nur kurz erwähnt: „Diese obigen Freyheiten sind auch einigen Vertriebenen Vaudois, welche auß der Schweiz angekommen, und sich zu Neureut setzen wollten, m. m. gezählet und auf selbige Leute extendiert worden, sub dato Carlsburg den 10. Dezember ao 1699“. Ein halbes Jahr später schließlich, am 6. Juli 1700, wurde das markgräfliche Privilegium auf die „weiteren Flüchtlinge und Aufgetriebenen“ in Auerbach und Langensteinbach<sup>5)</sup> ausgedehnt. Um 1701 ließen sich außerdem in Kleinsteinbach einige Waldenserfamilien nieder. Die letztgenannten Kolonien zerstreuten sich aber schon früh, als ihre Bewohner nach Preußen, Hessen sowie in andere Kolonien zogen. Die Kolonien Palmbach (La Balme) und Untermutschelbach bei Grünwettersbach, heute im Landkreis Karlsruhe, welche 1701 von aus Hessen kommenden Waldensern besiedelt wurden, ferner Gochsheim bei Bretten, gehörten bis ins 19. Jahrhundert zu Württemberg, so daß diese später (1806) badisch gewordenen Gemeinden in der vorliegenden Darstellung nicht behandelt werden.

Die nach Kleinsteinbach zugezogenen „französischen Refugianten“ mit den Namen Baral, Bonin, Brun, Cezanne, Gay, Roll, Sinquest, Talmon und Tron wurden zu den elf vorhandenen deutschen Familien im Ort angesiedelt, welche den vergangenen Krieg überlebt hatten. Sie bekamen dort teilweise leerstehende Häuser zugewiesen, ferner Äcker und Wiesen, auch erhielten sie Schätzungs- und Frongeldfreiheit. Im Jahr 1710 bebauten die 15 Kleinsteinbacher Hugenot-

tenfamilien 176 Morgen Land, während die inzwischen auf 19 Familien angewachsene deutsche Einwohnerschaft 275 Morgen Eigentum hatten. Zwar wurden durch die Zuwanderung der Hugenotten und durch deren Betriebsamkeit das Gemeindeleben in Kleinsteinbach, Auerbach und Langensteinbach, das noch Jahre zuvor durch die früheren Kriege zum Teil gänzlich erloschen war, wieder belebt. Die verwilderten Güter wurden „wieder in Bau gebracht“, doch gaben sich die Kolonisten mit den Verhältnissen nicht zufrieden. Als sich infolge der starken Auswanderungswelle nach Brandenburg-Preußen um 1718—20 viele Verwandte aus den nahen Kolonien in Baden und Württemberg zur Abwanderung entschlossen, waren sämtliche Kleinsteinbacher Hugenotten sich einig, mit ihnen weiter zu ziehen. Im Jahr 1718 erfolgten die Eingaben der Kleinsteinbacher und Auerbacher um Wegzug und Versteigerung ihrer Güter an den Markgrafen, der diesen Bitten entsprach, so daß im Juli 1719 alle 14 Kleinsteinbacher Familien (80 Personen) mit einem gemeinsamen Paß mit dem Ziel „ins Brandenburgische“ wegzogen. Die meisten Auerbacher und Langensteinbacher Kolonisten schlossen sich an, so daß damals alle genannten Kolonien nach kaum zwanzigjährigem Bestehen wieder eingingen.

Seit dieser Zeit ist in Kleinsteinbach kein hugenottischer Familienname mehr vertreten, und nur der Flurname „Welschenberg“ erinnert heute noch an die einstige Niederlassung der französischen Religionsflüchtlinge, während in der heutigen Gemeinde Karlsbad (Ortsteile Auerbach und Langensteinbach) nur noch zwei hugenottische Familiennamen aus der Einwanderungszeit anzutreffen sind: Allion und Gay.

Entsprechend dem Ausreiseziel der vorgeannten Hugenotten hat man festgehalten, daß Preußen die neue Heimat der Kolonisten wurde; heute weiß man aber, daß viele dieser „ins Brandenburgische“ abgewander-

ten Familien von der preußischen Regierung wegen Armut abgewiesen wurden und später die hessische Hugenottenkolonie Todenhausen mitbegründeten<sup>6)</sup>). Fürwahr, ein recht bewegtes und vielseitiges Leben führten die Hugenotten! Doch fanden ihre langen Wanderungen ein gutes Ende. Gottvertrauen, Energie und Entschlossenheit waren die Eigenschaften, die sie wie einst in Frankreich und Piemont die größten Schwierigkeiten überwinden ließen. —

Wie schon bemerkt, waren an der Hugenotten-Bewegung in Baden-Durlach verschiedene Zuwandererkreise beteiligt. Die Kolonisten, die überwiegend in Friedrichstal und Welschneureut etabliert waren, unterschieden sich außer den Herkunftsländern durch den jeweiligen Einwanderungsweg und durch die Auffangländer. Die einen kamen von der Pfalz, die anderen von der Schweiz, wo sie oft schon 10 bis 30 Jahre wohnhaft gewesen waren. Schon damals, bei der Einwanderung wußten die Hofräte des Markgrafen von der verschiedenen Herkunft der Kolonisten, denn ein Hofratsprotokoll vom Jahre 1699 spricht von „der Aufnahme von allerhand Nationen“.

Unterschiedlich war in den genannten Kolonien auch die Anzahl der hugenottischen Ortsgründer. Der Höchststand der Zuwandererfamilien französischer Abstammung wurde in Welschneureut im Jahr 1701 erreicht (ca. 60 Familien). Die Familien Huber, Friche (Frisch), Dunke u. a. sind deutsch-schweizerischer Herkunft und daher nicht enthalten. In Friedrichstal wurde die größte Anzahl der Familien mit französischen Namen erst um das Jahr 1713 erreicht (22). Die Namen Chérier, Hégler Chmuclé, Jacob u. a. sind nicht berücksichtigt, da es sich um deutschstämmige Familien handelt, deren Namen romanisiert wurden.

Die Zahl der Hugenotten war also in Welschneureut etwa dreimal so groß wie in Friedrichstal, doch steht die Vielzahl der

Hugenotten in dieser Kolonie in krassem Widerspruch zu der geringen Bevölkerungsentwicklung in diesem Ort. Verständlich wird dies erst, wenn man bedenkt, daß in der Zeit zwischen 1701 und 1705 die meisten Familien Welschneureut wieder verließen, um in anderen Gegenden und Kolonien, besonders in Hessen, ein besseres Unterkommen zu finden. Im Jahr 1709 waren nur noch 29 französische Familiennamen übrig, und auch diese Zahl verringerte sich in den folgenden Jahren ständig.

Dabei waren die Besitzverhältnisse in Welschneureut, verglichen mit anderen Kolonien, sehr günstig. Die Kolonisten erhielten dort 433 Morgen Ackerland zugeteilt, das, bis auf ein, dem Domänenamt gehörendes kleineres Gelände, im Besitz der Gemeinde Neureut war. In welcher Lage befand sich zu dieser Zeit der Ort Neureut? Der langandauernde französische Raubkrieg hatte besonders dieses Dorf stark heimgesucht. Als im Jahr 1698 auf fürstlichen Befehl die Gemeinden ein Verzeichnis aller daselbst liegenden Güter und der besitzenden Bürger erstellen sollten, war dies nach den Worten des amtierenden Schultheißen Meinzer in Neureut nicht möglich, „weilen in diesem Krieg die meisten Innwohner dieses Fleckens gestorben und nicht mehr als 3 Bürger noch im Flecken sein“. Die wenigen übriggebliebenen Einwohner, die froh waren, noch am Leben zu sein, fingen wegen der Abtretung des Landes an die „Welschen“ keinen Streit an, im Gegensatz zu den Spöckern, die sich mit den Friedrichstaler Hugenotten in einem ständigen Kriegszustand befanden.

Allerdings war der Boden im Tiefgestade der Rheinniederung zum großen Teil Sumpfland; Schilf, Buschwerk und Wasser bedeckten weithin das Land, und die brachliegende Erde auf dem Hochgestade war nicht sehr ertragreich und eignet sich auch heute vorwiegend für die Anlage von Sonderkulturen. In den späteren Jahren legte man in

Welschneureut schließlich eine Maulbeerbaumpflanzung an und versuchte eine Seidenraupenzucht; leider vergebens, denn dem Fleiß der Einwohner stand das für diesen Anbau ungünstige, wechselhafte Klima gegenüber. Daß der Ackerbau aufgrund der angeführten Verhältnisse in Welschneureut keine hohe Blüte erreichte, ist verständlich. Begreiflich wird auch die starke Abwanderung aus dieser Kolonie, die selbst nach Ablauf der zehn Freijahre mit ihren Abgaben und Steuern lange Zeit im Rückstand bleiben mußte, bis sich schließlich die Verhältnisse durch die im Jahr 1715 erfolgte Gründung der nahen Residenzstadt Karlsruhe und die damit verbundenen Erwerbsmöglichkeiten allmählich besserten.

Anders war es in Friedrichstal. Die dortigen Zustände haben den wenigen Familien (1701 : 15), unter denen sich erfahrene Bauern und Tabakpflanzler befanden, offensichtlich mehr entsprochen, denn hier blieb die Zahl der Hugenottenfamilien ziemlich konstant. Die französischen Familiennamen waren länger und oft über Generationen hier vertreten. Zwölf von ihnen konnten sich bis in die Neuzeit halten. Die Siedler widmeten sich naturgemäß in erster Linie der Landwirtschaft, während Handwerksberufe nur nebenbei ausgeübt wurden. Vor allem war es Tabak, der von allen Familien angepflanzt wurde und der die Gemeinde nach und nach wohlhabend und bekannt machte.

Die ersten Kolonisten hatten schon in der Rheinpfalz den in der Markgrafschaft unbekanntem Tabakbau betrieben, und legten auch in Friedrichstal die ersten Tabakkulturen des Landes an. Von hier aus wurde in späterer Zeit Tabak bis in die Schweiz, nach Spanien und sogar Amerika verkauft. Keine Gemeinde der Markgrafschaft konnte mit Friedrichstal im Tabakbau konkurrieren, weder nach Qualität, noch nach Quantität. Im Ernterekordjahr 1932 ernteten 478 Pflanzler auf einer 152 ha großen Anbau-

fläche ( $\frac{2}{3}$  der Gesamtanbaufläche) über 600 Tonnen Tabak; kein Wunder, daß man Friedrichstal als „deutsches Tabakzentrum“ bezeichnet hat.

Auch die Zigarrenfabrikation hat Friedrichstal bekannt gemacht. Sie war beim fürstlichen Hof angesehen und populär, so daß selbst einmal der badische Großherzog (Leopold) der dortigen Zigarrenfabrik Lacroix einen Besuch abstattete, wie die Chronik vermerkt. Wenn auch der Tabakanbau heute nachgelassen hat, so fallen doch noch die großen Tabaklager der Firmen Barié, Borel und Hornung auf: imposante Zeugnisse von Fleiß und Leistungskraft der Friedrichstaler Hugenotten.

Fast gleichzeitig mit der Gründung der beiden Kolonien in der unteren Hardt setzte auch die Zuwanderung von deutschen und deutsch-schweizerischen Siedlern ein. Die gut informierten markgräflichen Beamten wußten auch von diesen Kolonisten, denn eine markgräfliche Verordnung vom 26. 3. 1700 lautet: „Fortwährend schleichen sich mittellose Leute ein, die nicht die zu ihrem Unterhalt nötigen Mittel besitzen. Sie müssen abgewiesen werden“.

Zugleich treten zwischen den beiden Dörfern, als den bis dahin einzigen reformierten Gemeinden in der unteren Markgrafschaft, sowie zu anderen Kolonien wie Auerbach, Gochsheim u. a. verwandtschaftliche Beziehungen ein. So vermischten sich, wie vorher in der Pfalz und in der Schweiz, auch jetzt Wallonen, Südfranzosen (Delphinaten, Provenzalen) und keltoromanische Schweizer, so daß also auch von dieser Basis aus eine Einheitlichkeit der Volksgruppen nicht vorhanden war.

Die Vielzahl der fremdländischen Kolonisten in der Markgrafschaft Baden-Durlach lebte anfänglich bei dem fast völlig zerstörten Städtchen Mühlburg, bis bei dem unweit gelegenen Dorf Neureut die ersten Häuser erstellt waren. Von Mühlburg aus sind alle Hugenotten weggezogen, so daß

im ältesten erhaltenen Kirchenbuch dieses Ortes, das um 1720 beginnt, keine französischen Namen mehr verzeichnet sind. An dieser Stelle ist zu erwähnen, daß in den Städten der Markgrafschaft, mit Ausnahme einer für kurze Zeit in Pforzheim bestehenden kleinen Kolonie, keine Hugenotten angesiedelt wurden, vielmehr erfolgte die Niederlassung auf dem Lande und in den Dörfern: dort wo sich die Schäden der vergangenen Kriege besonders bemerkbar machten und die einheimischen Bewohner nicht mehr ausreichten, das brachliegende Land zu bestellen<sup>7)</sup>.

### Die Kolonie Friedrichstal

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ließen sich in der Rheinpfalz, besonders aber im Raum Landau und Bergzabern viele hugenottische Flüchtlinge nieder. Die Dörfer Billigheim, Mörlheim, Winden, Rohrbach, Steinweiler, Erlenbach, Offenbach, Barbelroth, Mühlhofen, Klingen, Dierbach, Hergersweiler, Kandel, Oberhausen, Impflingen u. a. nahmen die um ihres reformierten Glaubens wegen Vertriebenen auf.

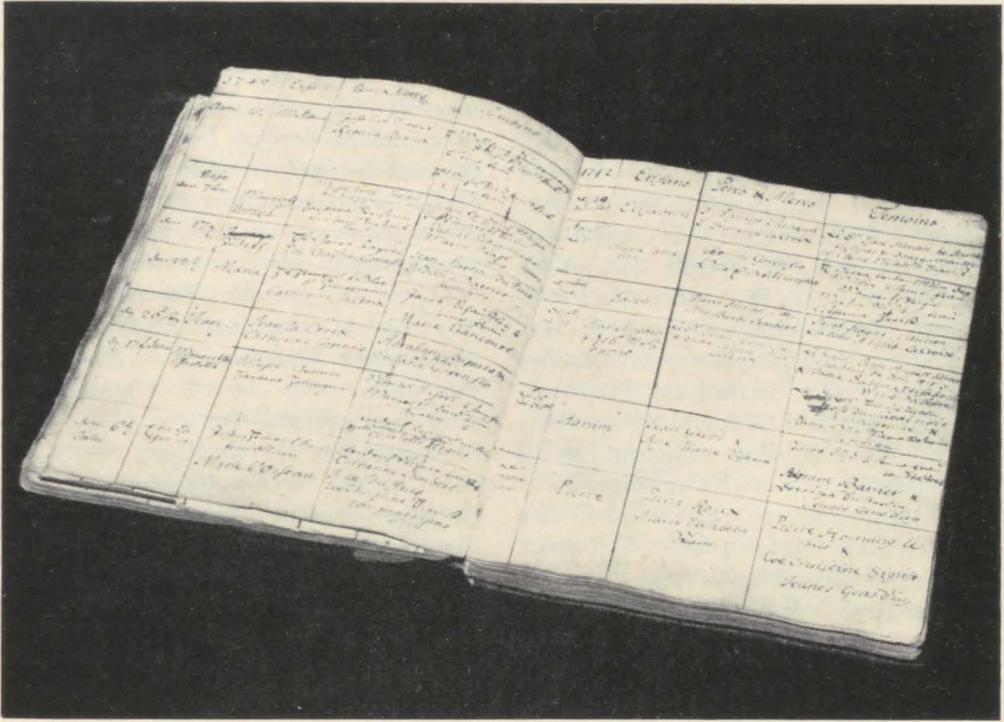
Allein die Pfalz bot keine sichere Bleibe, und die andauernden Einfälle der Franzosen unter Ludwig XIV. führten zur Verelendung nicht nur der Fremdeingemeinden, sondern auch zur Zerstörung der einst blühenden pfälzischen Dörfer. Die kurpfälzische Regierung, welche die Vertriebenen eingeladen hatte, war infolge eines Fürstenwechsels und der Furcht vor dem gewalttätigen Nachbarn schließlich bestrebt, die Fremden, die teilweise schon seit 30 Jahren dort lebten, wieder loszuwerden. So wandte sich der Großteil der Kolonisten in östlicher Richtung und zog tiefer ins deutsche Land. In den Jahren 1689—1699 verzweigten sich größere Wallonen-Kolonien von der Pfalz nach Preußen (Magdeburg, Halle usw.).

Eine Gruppe dieser „Pfälzer“ aus dem Raum Landau (Billigheim, Mörlheim, Offenbach) bemühte sich damals in dem be-

nachbarten badischen Lande unterzukommen. Markgraf Friedrich VII. erteilte ihnen am 10. 12. 1699 die Genehmigung zur Ansiedlung in seinem Land, nachdem die Verhandlungen im November desselben Jahres erfolgreich abgeschlossen waren. Im Januar 1700 erfolgte die erste Zuwanderung von Kolonisten, die zumeist von Billigheim kamen und vorerst in dem Dorfe Spöck untergebracht wurden — gegen den Willen der dortigen Bewohner, die den Fremden einen Teil ihres brachliegenden Bodens abtreten mußten — bis sie auf dem zugewiesenen Gebiet die ersten Häuser erstellt hatten. Nach Einweisung der Siedler in ihre Wohnplätze wurde der Kolonie durch markgräfliches Dekret vom 18. 7. 1700 der Name „Friedrichstal“ beigelegt.

Von den heute noch in Friedrichstal erscheinenden fremdländischen Familiennamen waren um 1700/1701 nur zwei vertreten: Gorenflo und Herlan als die Hauptstämme der dortigen Familien. Ende des Jahres 1701 waren in der neuen Siedlung 15 Familien mit insgesamt 70 Personen wohnhaft, darunter jeweils drei Familien Herlan und Tourbier und je zwei Familien Gorenflo und Simonez. Fast alle Familien hatten erwachsene Söhne und Töchter.

Seit dem Jahr 1701 verschwanden aus Friedrichstal die Namen Cochette und Jacot, ferner (1703) Tourbier, Salingre und Horne. Besonders bemerkbar machte sich der Wegzug der drei Familien Tourbier, die mit den Gorenflo, Herlan und Simonez als die tragenden Familien des neuen Dorfes gelten konnten. Nachdem sie in mühevoller Arbeit drei Häuser erstellt hatten, entschlossen sie sich, nach Preußen auszuwandern, als sie vermutlich von besseren Existenzmöglichkeiten Kunde vernahmen. Als spätere Heimat des Kolonisten Philippe Tourbier und dessen Ehefrau Rachel, geb. Herlan, wurde erst jetzt die Uckermark bekannt. Tourbier war dort als Tabakpflanzer tätig.



Altes Kirchenbuch von Friedrichstal in franz. Schrift

Foto: Gerd Weiß, Karlsruhe

Wenn hier versucht wird, der Herkunft, Entwicklung und den Schicksalen von Menschen einer längst vergangenen Zeit nachzugehen, vor allem den tragenden Familien eines Dorfes, so in der Absicht, eine Lücke in der ortsgeschichtlichen-historischen Forschung zu schließen. Angesichts der dramatischen Geschichte der Hugenotten, ihrer Flucht und Auswanderung, sowie den unbestreitbaren Leistungen in ihren Zufluchtsländern, erscheint es erstaunlich, daß orts- und zeitgeschichtliche, wirtschaftliche und geographische Verhältnisse in den Vordergrund treten, der einfache Mensch und Bürger, ohne den ein dörfliches Leben nicht denkbar ist, aber vielfach übersehen wird<sup>8</sup>).

Die Begriffe „Wallonen“ und „Waldenser“ als Bezeichnung für die Herkunft (Heimat und Geburtsorte) der Kolonisten Friedrichstals und Welschneureuts sind natürlich

völlig unzureichend, ja oftmals irreführend, denn nicht alle Friedrichstaler Hugenotten stammen etwa aus Wallonien oder Flandern, und erst recht nicht lagen die Geburtsorte der Waldenser zu Welschneureut in dem eng begrenzten piemontesischen Raum, wie man das bisher vielfach angenommen hat.

Erst in neuerer Zeit wurden, zum Teil durch umfangreiche Einzelforschungen, die Herkunftsorte und die Entwicklung mancher Familie bekannt, so auch die der Friedrichstaler Hauptstämme Gorenflo und Hurlan, deren Herkunft bislang im Dunkel der Vergangenheit verborgen lag. Wenden wir uns der Familie Gorenflo zu, die bei der Gründung des Ortes eine maßgebende Rolle gespielt hat. Der erste Schultheiß Jacques Gorenflo führte die Billigheimer Deputation bei den Verhandlungen mit den markgräflichen Beamten an; er fungierte als erster

Schulmeister der Gemeinde und gründete schließlich noch kurz vor seinem Tod gemeinsam mit seinen Söhnen das frühere Hofgut Carlsbach (bei Friedrichstal). Einem französischen Adelsgeschlecht entstammend — sein Vater Jean de Gorenflo — lebte in Abbeville in der Picardie (heute Dep. Somme) — heiratete er 1671 in Amiens eine Jeanne Caillieux. Er wohnte nach seiner Flucht in Offenbach bei Landau (dort 1686 bis 1688 nachgewiesen) und zog 1699 nach Friedrichstal. Mit ihm kam seine Familie: die Söhne Nicolas, Jacques und Pierre, sowie zwei oder drei Töchter<sup>9)</sup>. In der Heimat der Gorenflo liegt zwischen Amiens und Abbeville das Dorf Gorenflos. Nicht bekannt ist bisher, ob der Ort nach dem Adelsgeschlecht, oder umgekehrt die Familie nach dem Ort benannt wurde.

Schon dieser bedeutendste der ersten Kolonisten Friedrichstals war also kein Wallone, sondern ein Franzose aus der Picardie in Nordfrankreich! Wie manche Protestanten aus französischem Adel hat er im fremden Land den Adelstitel abgelegt, vermutlich aus Furcht vor Repressalien in dem von Frankreich besetzten pfälzischen Lande. Die Herkunft aus einer bedeutenden französischen Familie erklärt vieles im Leben des verdienstvollen Schultheißen, vorzüglich aber sein gutes Verhältnis mit dem badischen Markgrafen sowie den Mitgliedern des Hofes.

Viele der ersten Ansiedler lebten, wie schon angegeben, etwa 30 Jahre in der Pfalz, bevor sie in die Markgrafschaft zwanderten<sup>10)</sup>. So ist auch die Familie Herlan mindestens seit dem Jahr 1678 in Billigheim wohnhaft gewesen. Aus dieser Familie kam der erste Bürgermeister von Friedrichstal, Abraham Herlan, der neben dem Schultheiß Gorenflo und dem Anwalt Borel die wichtigste Position im Gemeindeleben inne hatte. Ein anderes Mitglied dieser schon damals volkreichen Familie, Isaac Herlan, der 1678 in Billigheim geboren

wurde, bekleidete später ebenfalls das Amt eines Bürgermeisters<sup>11)</sup>, sowie eines Kirchenältesten. Neuesten Forschungen zufolge kann als Herkunftsort der Familie Herlan Houplines an der Lys bei Armentières in Französisch-Flandern angesehen werden, jedenfalls war eine aus der Pfalz kommende und im Brandenburgischen angesiedelte Hugenottenfamilie Herlan dort beheimatet<sup>12)</sup>.

Wie in der Kolonie Welschneureut erfolgte auch in Friedrichstal ein reger Zuzug verschiedener Flüchtlinge, von denen aber viele nach kurzem Aufenthalt weiterzogen, zumeist in die großräumigen ostdeutschen Provinzen. Von 1704 an kamen neue Kolonisten aus der Pfalz, unter denen sich auch die Stammväter der heute noch vorhandenen Familien Barié, Demarez und Giraud befanden.

Zur gleichen Zeit gesellten sich überdies die ersten deutschstämmigen, bzw. deutschschweizerischen Siedler hinzu: Kaspar Scherer und Bernhard Lerch als die ersten Nichthugenotten. Aus Bernhard Lerch, vermutlich ein Schweizer, wurde ein Bernard Lérique und L'allouette! Kaspar Scherer, der mit Geschwistern von Hullembach im Kanton Bern einwanderte, hieß nun Caspar Chare oder auch Gaspar Chérer. Der einsetzenden Einwanderung von Deutschschweizern wurde bisher keine große Beachtung geschenkt, obwohl diese Einwanderungsgruppe neben den Hugenotten am stärksten vertreten war. Vom Jahr 1704 an wanderten ständig folgende Schweizer ein: die Scherer, Lerch, Hornung, Schönthal, Siegrist, Walter, Rieder, Hirsch, Mahler, Meyer, Sutz und (später) Gaßmann. Rechnet man noch die Welschschweizer aus der Suisse romande hinzu<sup>13)</sup>, dann kommt man auf einen beachtlichen Anteil des Schweizer Elements in der Friedrichstaler Bevölkerung, besonders während der Anfangszeit der Kolonie.

Das Herkunftsgebiet oder der Heimatort des noch heute in Eggenstein (und Karls-

ruhe) blühenden Stammes Demarez ist bisher leider unbekannt. Es besteht Grund zur Annahme, daß die Familie Demarez, die vielleicht auch dem französischen Adel angehörte (de Marais) in der Picardie, in der Nähe der Gorenflo beheimatet war. Jean Baptiste Demarez heiratete 1704 Susanne Gorenflo, eine Tochter des Schultheißen Jacques Gorenflo, und lebte später mit den Gorenflos auf dem Carlsbacher Hof. Die Familie Demarez in Eggenstein hat Generationen hindurch tüchtige Gastwirte und Metzgermeister gestellt, welche die Gasthäuser „Rose“, „Badischer Hof“, „Adler“, und (heute) „Lamm“ bewirtschafteten.

Über die Herkunft der Familie Barié haben wir keine Gewißheit. Eine Zusammengehörigkeit mit der einst in Welschneureut lebenden Familie Barié (Baraire) wurde nicht nachgewiesen, keinesfalls aber ist der Leineweber und Kirchenälteste Isaac Barere, der 1664 in Nerac in der Gascogne geboren wurde und zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Welschneureut die Witwe des Daniel Marche heiratete, der Urahn der Friedrichstaler Familie, wie das in einer Ortsgeschichte zu lesen ist.

Die Herkunft der Familie Giraud konnte trotz intensiver Bemühungen bisher ebenfalls nicht ermittelt werden. Der Stammvater Jean Henry Giraud kam mit seinem gleichnamigen Sohn von Billigheim in der Pfalz. Dagegen sind wir vom Geburtsort eines anderen Namensträgers Giraud unterrichtet, welcher ebenfalls Bürger von Friedrichstal war: Jean Pierre Giraud war gebürtig aus „Champaux“ in der Schweiz. So steht es im Kirchenbuch von Welschneureut im Jahr 1709. Ob die genannten Kolonisten zu einem Stamm gehören, ist ungewiß.

Erst etwas später zogen nach Friedrichstal die Stammväter der heutigen Familien Borel (Borell), Düppuis, Lacroix, sowie die von Welschneureut kommenden Calmez und Thibaut. Die Familie Lacroix war adeliger Herkunft und stammte aus Frz.-Flandern.

Bei Martin de la Croix ist als Geburtsland vermerkt: „natif de pais bas“. Nach den vorliegenden Dokumenten waren mindestens zwei heute noch lebende Stämme hugenotischer Herkunft von Adel: Gorenflo und Lacroix, wozu vielleicht noch die Familie Demarez kommt<sup>14</sup>).

Die Herkunftsorte der Familien Borel, Calmez und Thibaut sind noch unbekannt; bei dem Stammvater der Borel, dem Anwalt Jean Borel, wird als Heimat die Provinz Dauphiné vermutet<sup>15</sup>). Der Familienname Düppuis (eigentlich Dubois) ist in Friedrichstal erloschen, aber noch in Leopoldshafen, Eggenstein und Linkenheim vertreten. Die Familie führt ihren Stammbaum zurück auf den tüchtigen Friedrichstaler Schulmeister Abraham Dupuits, der aus „Pays de Gex“ stammte (heutiges französisches Departement Ain) und über Auerbach nach Friedrichstal kam.

In den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Hugenottenkolonien Friedrichstal und Welschneureut wurden zahlreiche verwandtschaftliche Beziehungen zu anderen Kolonien und Fremdgemeinden geknüpft. Die Verbindung zwischen den beiden zur gleichen Zeit gegründeten, nur ca. 15 km voneinander entfernten und einzigen reformierten Gemeinden in der unteren Markgrafschaft, war indes nicht so intensiv, wie man vermuten könnte.

Da Friedrichstal bis zum Jahr 1726 keine Kirche hatte, und während der ersten Jahre keinen eigenen Geistlichen, ließen sich in dieser Zeit etliche Friedrichstaler Brautpaare in der 1703 erbauten Welschneureuter Kirche trauen, auch fanden dort einige Taufen von Kindern Friedrichstaler Bürger statt. In der Kolonie Welschneureut, die bereits auf den 17. Februar 1700 durch den reformierten Kirchenrat der Stadt Basel den ersten Pfarrer (Daniel Lotier) zugewiesen bekam, welcher auch in Friedrichstal einmal monatlich Gottesdienst abhielt, sind folgende in Friedrichstal wohn-

hafte Ehepaare im Kirchenbuch verzeichnet: Abraham Herlan und Jeanne Marie Gorenflo<sup>16</sup>), Daniel Boutemont und Rebecca Herlan, Abraham Desreux und Judith Guerit, Robert Horne und Marguerite Lecaud, Jean Jacques Barrier und Jeanne Bouquet, Jacques Simonet und Jeanne Marie Gorenflo, Jean Borel und Marie Lavant (Levant), Daniel Loiseau und Jeanne Gauthier, Jean Pierre Giraud und Anne Maybacher.

Der erste Friedrichstaler Einwohner und offensichtlich der einzige, der in der Anfangszeit der Kolonie nach Welschneureut zog, war Nicolas Clour (Le Claire). Er heiratete 1713 Susanne Thibaut aus Welschneureut, zog kurz danach in den Heimatort seiner Ehefrau und wurde Begründer der heutigen Familie Clour in Neureut. Etwas später zog der in Friedrichstal geborene Jean Bonnet nach Welschneureut, als er Jeanne Marie, geb. Marcelle heiratete. Erst im Jahr 1727 zog der erste Welschneureuter nach Friedrichstal: Theodor Jeanne Philipp Thibaut, der im gleichen Jahr Jean Françoise Lacroix heiratete. Der Stammvater der Thibaut, welcher 1733 dort als Bürger angenommen wird, brachte seine Mutter Eve Thibaut, geborene Colomb (Colon) mit. 1730 heiratete in Friedrichstal der Welschneureuter Jean Isaac Calmet, Sohn des Anwalts Jean Calmez, eine Marie Jeanne Demarez und wird ebenfalls 1733 Bürger der dortigen Kolonie.

Stärker war die Bindung zwischen Friedrichstal und den pfälzischen Fremden-gemeinden, den früheren Wohnsitzen der Friedrichstaler Hugenotten. Jacques Gorenflo, ein Sohn des ersten Schultheißen, heiratete 1710 Anne Brun, die Tochter des in Dierbach/Pfalz wohnenden Abraham Brun. Jean Jacques Barrier jr., Sohn des gleichnamigen Stammvaters der Familien Barié, hatte sich aus der Pfälzer Wallonenfamilie Devine (Steinweiler und Klein-Schifferstadt) seine Frau erwählt.

In der kleinen protestantischen Kirche von Klein-Schifferstadt, die in ihrer äußeren Gestalt bis heute unverändert erhalten geblieben ist, wurde J. J. Barrier am 30. 3. 1717 mit Marie Devine, Tochter des Münchhofbeständers in Schifferstadt auf den Wiesen Antone Devine (Dewinde, Deveine, Dewein usw.) und dessen Ehefrau Anne Catherine N. getraut. Am selben Tag heiratete dort sein Landsmann Augustin Le Roy eine Françoise Devine, Tochter des Münchhofbeständers Henry Devine und der Rachel Baillard. Die Einträge dieser Eheschließungen erscheinen auch im Friedrichstaler Kirchenbuch. Beide Ehepaare waren dann in Friedrichstal wohnhaft, von wo die Familie Le Roy im Jahr 1725 mit unbekanntem Ziel weitergezogen ist.

1724 heiratete ein Vorfahr der heutigen Familien Giraud, Jean Henry Giraud jr., auch in die obengenannte Familie Devine. Seine erste Frau Judith Devine ist eine Schwester der Barié-Ehefrau, so daß die Familien Barié und Giraud schon von dieser Seite her gemeinsame Ahnen haben.

Um bei der Familie Barié zu bleiben, soll hier ein Taufeintrag eines Kindes des schon erwähnten Ehepaares in wörtlicher Abschrift folgen, aus dem auch die Pfälzer Verwandtschaft Erwähnung findet:

„Jean Philippe Barrié fils de Jean Jacques Barrié et de Marie Deveine est né 3. Janv. 1726 et à été batisé, le 13. du dit mois et an aynant pour Parain, Jean Philippe de Fifre Censieur de Merlheim et sa Femme Ant. Deveine, le Peré de la dite Deveine, Grand Père de l'Enfant 3 Beau Père de Phil. de fifre senant la place du parain —“ Bei einer weiteren Taufe eines Kindes Isaac im Jahr 1728 ist als Pate ein Isaac Rammond aus Rohrbach/Pf. verzeichnet, vielleicht ein Hinweis auf den früheren Wohnsitz der Familie Barié in der Pfalz.

Die Frau des in Morges in der Welsch-Schweiz geborenen Jean Francois Generoux, der in Welschneureut, später in pfälzischen

Fremdengemeiden und schließlich in Friedrichstal als Schulmeister wirkte, war Marie Jeanne Le Roy, Tochter des Pierre Le Roy aus Steinweiler/Pf. Auch der Friedrichstaler Schultheiß und Schulmeister Jean Terrasse, aus Estaires-en-Allieu in Flandern stammend, war in erster Ehe mit einer „Pfälzerin“, Esther Pettillion, verheiratet. Die verwandtschaftlichen Kontakte zu der Pfalz wurden noch lange weitergepflegt, bis im Jahr 1785 Johann Peter Herlan eine Marie Magdalena Petillon aus Winden heiratete; diese Ehe scheint die letzte Verbindung zwischen Friedrichstal und der Pfalz gewesen zu sein. —

Fast 100 französische (bzw. fremdländische) Familiennamen waren in Friedrichstal während der ersten Jahrzehnte zeitweise vertreten. Von ihnen waren nur ein Dutzend mehrere Generationen hindurch dort heimisch, wovon im 19. Jahrhundert erloschen sind: Demarez, Dupuits (Dubois), Roux (seit 1740 bürgerlich, aus Pinache in Württemberg stammend) und Terras. Heute leben dort nur noch folgende Stämme:

Barié, Borel, Calmez, Giraud, Gorenflo, Herlan, Lacroix und Thibaut. Das sind nicht mehr als die noch vorkommenden Schweizer Familiennamen: Gaßmann, Hornung, Mahler, Meyer, Schanz, Schönthal, Siegrist und Sutz. Auch die Stammväter dieser Familien, die sämtlich aus den Kantonen Bern und Zürich kamen, gehörten zu den ersten Siedlern des Dorfes. Obgleich sie aus wirtschaftlichen Gründen die Schweiz verließen, und nicht aus Gründen des Glaubens, verband sie mit den „welschen“ Einwohnern der gleiche gemeinsame Wille, für sich und ihre Nachkommen in der neuen Heimat eine gesicherte Existenz aufzubauen.

Obschon heute die deutschen Familiennamen die alten wallonischen und französischen Namen bei weitem überwiegen, fließt doch in vielen einheimischen Familien mit deutschen Namen französisches Blut und in den Ahnentafeln dieser Familien spiegelt sich eine Vielfalt französischer Namen, die heute längst vergessen sind.

### Liste der Kolonisten von Friedrichstal

1699—1730

G = Gründer und erste Kolonisten 1699—1705

V = Varianten des Familiennamens in den Quellen

W = in Welschneureut geheiratet und im dortigen Kirchenbuch verzeichnet

⊙ = geheiratet

Barié, Jean Jacques

G, ⊙ I Madelaine Guenau, ⊙ II 1706 Jeanne Bugé (Bouquet), W, V Barrier

Barié, Jean Jacques

G, ⊙ Schifferstadt/Pf. 1717 Marie Devine kam von Winden/Pf.

Beuvier, Rachel

G, ⊙ 1726 Abraham Desreux

Bonnet, Anne Marie

G

Bonnet, Daniel

G, ⊙ 1723 Marie Desreux

Bonnet, Jacques

geb. in der Provinz Dauphiné

Bonnet, Jean

G, Ehefrau des Jean Pierre Giraud

Bonnet, Susanne

G, geb. in der Provinz Dauphiné, ⊙ I Marie Levant, ⊙ II 1716 Anne Marie Ruthmüller, W

Borel, Jean

G, Ehefrau des Bernhard Lerch (L'Alouette)

Borel, Jeanne Marie

G, kam von Rohrbach/Pf., ⊙ 1706 Rebecca Herlan, W

Boudemont, Daniel

- Boudemont, Philipp  
Bouquet, Francois  
Bouquet, Jeanne  
Bourquain, Marie  
Brun, Abraham  
Brun, Anne  
Brun, Jean Georg  
Cailloux, Jeanne  
Calmet, Jean Isaac  
Cezanne  
Chalaire, Nicolas  
Chmuclé, Jacob  
Clement, Daniel  
Clour, Nicolas  
Cochette, Isaac  
Corbeau, Anne Barbe  
Corbeau, Jean  
Corbeau, Jean  
Cornille, Jean  
Cornille, Nicolas  
Cornille, Rachel  
Curnex, André  
Delate, David  
Delate, Marie  
Descamps, Jean  
Descamps, Marie  
Demarez, Jean Baptiste  
Demarez, Jean Baptiste  
Demarez, Marie Jeanne  
Demarez, Marie Jeanne  
Desreux, Abraham  
Desreux, Isaac  
Desreux, Marie  
Desreux, Marie  
Desreux, Noé  
Desreux, Rebecca  
Deveine, Francoise  
Deveine, Henry  
Deveine, Judith  
Deveine, Marie  
Dupuis, Abraham  
Fidler, F. Jeremie  
Foster, Marguerite  
Füßler, Jean Henri  
Gagnol, Pierre  
Gamer, Anne Barbara  
Gauthier, Jeanne  
kam von Rohrbach/Pf., Ⓞ Madeleine N.  
kam von Minfelden/Pf., Sohn des Francois B. und der Jeanne Bourdeline  
Ehefrau des Jean Jacques Barié, W, V Buge  
Ehefrau des Isaac Herlan, Tochter des Jean B. und der Judith Bram  
G, kam von Dierbach/Pf., 1720 unbekannt verzogen  
G, Ehefrau des Jacques Gorenflo jr.  
Ⓞ 1725 Susanne Simonet, Sohn des Jean Christoph Brunck, Kirchenältester in Dierbach/Pf. und der Catherine Antin, V Brunck  
G, Ehefrau des Schultheißen Jacques Gorenflo  
kam von Welschneureut, Ⓞ 1730 Marie Jeanne Desmaretz (Demarez)  
siehe Sezanne  
Ⓞ 1716 Marie Elisabeth de la Varanne, Pastor  
Ⓞ Dorothea Pfeifer, V Schmuckle  
G, geb. in Doy, Provinz Tirache, verließ 1681 Frankreich, lebte in der Pfalz  
Ⓞ 1713 Susanne Thibaut, zog nach Welschneureut  
G  
Ehefrau des Marx Jacob  
Ⓞ 1716 Marie Desreux  
Ⓞ 1719 Barbara Veimarin  
kam von Mörlheim/Pf.  
„Vallon Réfugié“, kam von Heimbach-Hagenbach/Pf.  
Tochter von Nicolas C.  
geb. in Doulincourt bei Chaumont, 2. Schultheiß von Friedrichstal  
G, geb. „Pays de la Leuve“  
G, Witwe des (Jean) Pierre Herlan, V de Lattre  
Servante de Daniel Baudemon  
G, Ⓞ I Francoise Defive, Ⓞ II 1704 Susanne Gorenflo, V Desmarais, Desmaretz, de Mars u. a.  
G, Ⓞ 1713 Marie Terrasse, V wie oben  
G, Ⓞ 1717 Jacques Herlan, Tochter von J. B. D. und Francoise Defive.  
G, Ⓞ 1730 Jean Isaac Calmet (Calmez)  
G, Ⓞ I Judith Guerit, Ⓞ II 1726 Anne Marie Bonnet, Kirchenältester, V Derrier, Dereux, W  
Ⓞ Marie Madelaine Joli  
Ehefrau des Michel Maurer  
G, Ⓞ I 1716 Jean Corbeau, Ⓞ II 1723 Jaq. Bonnet  
G, † 1704  
G, Ⓞ 1724 Jean Sigrist  
Ehefrau des Augustin Le Roy, Tochter des Henry D. in Schifferstadt/Pf., V Deveine u. a.  
Ⓞ Anne Sara Janse (?)  
Ehefrau des Jean Giraud, Tochter des Antoine D. in Steinweiler/Pf. (auch Schifferstadt)  
Ehefrau des Jean Jaques Barié, Tochter des Antoine D. in Schifferstadt/Pf.  
Ⓞ 1714 Susanne Gorenflo, verw. Demarez, Sohn des Robert D. „francois Réfugié“ in Yverdon, V Dupuits, eigentlich Dubois  
von Weingarten, Ⓞ Margarete Küpfer  
G, geb. in Schlattingen, Kanton Schaffhausen, Ehefrau des Kaspar Scherer  
G, geb. in Böblingen/Württ., Ⓞ 1728 Cath. Lacroix  
geb. Valence/Dauphiné. Ⓞ 1713 Elisabeth Sevantz aus Weingarten  
G, Ehefrau des Jacques Girardin  
G, Ehefrau des Daniel Loiseau

Gauthier Rachel	Ehefrau des Adam Pints
Generaud, Jean Francois	geb. Morges/Schweiz, Schulmeister, Sohn des Francois G. und der Marie Schwindel, Ⓞ 1723 Marie Jeanne Le Roy, V Generoux
Giraud, Jean Henry	kam von Billigheim/Pf.
Giraud, Jean Henry	geb. in Billigheim, Sohn des J. H. G., Ⓞ I 1724 Judith Devine, Ⓞ II 1731 Anne Marie Scherer
Giraud, Jean Pierre	G, geb. in „Champaux“/Schweiz, Ⓞ I Susanne Bonnet, Ⓞ II Anne Maybacher, Ⓞ III 1714 Anne Marie Savant, Witwe des David Jacot, Familie 1730 unbekannt verzogen, W
Girardin, Jaques	G, Ⓞ (I?) Anna Barbara Gamer, Ⓞ (II?) 1712 Marie Heraucourt, Schultheiß
Girardin, Jean Jaques	G, Ⓞ Anne Marguerite Tecken
Gorenflo, Jaques	G, kam von Offenbach, Ⓞ Amiens 1671 Jeanne Cailloux, 1. Schultheiß von Friedrichstal
Gorenflo, Jaques	G, Ⓞ 1710 Anne Brunck (Brun),
Gorenflo, Madelaine	G, Ehefrau des Abraham Herlan, W
Gorenflo, Marie	G, Ehefrau des Jaques Simonet, W
Gorenflo, Nicolas	G, Ⓞ Marie N. Heraucourt
Gorenflo, Pierre	G, Ⓞ Anne Catherine Pierrot
Gorenflo, Susanne	G, Ehefrau des Jean Baptiste Demarez und (II) des Abraham Dupuis auf dem Karlsbacher Hof
Graben, Daniel	geb. in Freydenstein/Württ., Ⓞ 1726 Madelaine Grosjean, Servant bei J. Lambert
Grosjean, Abraham	Ehefrau des André Soutz (Sutz), Tochter d. Abraham G. und der Anne Häsler
Grosjean, Jean Jaques	kam von der franz. Schweiz, Ⓞ 1726 Daniel Graben
Grosjean, Madelaine	G, Ehefrau des Jean Jaques Barrier sr.
Grosjean, Madelaine	G, Ehefrau des Abraham Desreux
Guenau, Madelaine	„originaire des Doulincourt proche de chaumont dans Le Bourgogne“, † 1734 36j.
Guerit, Judith	G, kam von Winden/Pf.
de la Hale, Pierre	Ⓞ Rachel Loiseau
de la Haye, Abraham	Ehefrau des Jaques Girardin u. des Nicolas Gorenflo
Hegler, Jacob	1712 Hintersasse, „aus dem Ulmischen“, Marketender u. Müller
Hengst, Joachim	G, Ⓞ 1704 Madelaine Gorenflo, kam von Billigheim/Pf., W
Heraucourt, Marie	G, Ⓞ I Marie Jeanne Le Long 1705, Ⓞ II 1718 Barbel Schönthal, Ⓞ III Marie Bourquain 1720, kam von Billigheim/Pf.
Herlan, Abraham	G, Ⓞ 1717 Marie Jeanne Demars, von Billigheim
Herlan, Isaac	G, Ehefrau des Michel Salingre
Herlan, Jaques	G, Ehefrau des Christoph Manz
Herlan, Marie	G, kam 1704 von Billigheim/Pf.
Herlan, Marie Madel.	G, Ehefrau des Philippe Tourbier
Herlan, Pierre	G, Ehefrau des Daniel Baudemont, W
Herlan, Rachel	geb. Ursbach, Kanton Bern
Herlan, Rebecca	G, Ⓞ Marguerite Lacaud, Wegzug um 1704
Hirsch, Christine	G, aus dem Kanton Bern, Ⓞ Anne Barbe Rosine Sinn
Horne, Robert	G,
Hornung, Jean Pierre	G, „francoise de Nation“
Hotelet, Claude	Ⓞ Anne Barbe Corbeau
Hotelet, Susanne	aus Le Locle/Schweiz, Ⓞ Anne Marie Savant
Jacob, Marx	G
Jacot, Daniel	Ehefrau des Daniel Schönthal, Tochter des Daniel J.
Jacot, Jaques	Ehefrau des Isaac Desreux, kam von Barbelroth/Pf.
Jacot, Marie	1723 Hintersasse
Joli, Marie Madelaine	Ehefrau des F. J. Fidler
Jouvenal, Jean	G, Ehefrau des Robert Horne
Küpffer, Marguerite	Ⓞ 1728 Jean Henri Füsler, Tochter des Paquier L. und der Marie Franc. Pincon
Lacaud, Marguerite	
Lacroix, Catherine	

- Lacroix, Jean                   ⊙ I 1738 Marie Herlan, ⊙ II, 1740 Catherine Gorenflo, Sohn des Paquier L.
- Lacroix, Jeanne Franc.       ⊙ 1727 Jean Philipp Thibaut, Tochter des Paquier L.  
Lacroix, Marie Anne       Ehefrau des Jean Terrasse, Tochter des Paquier L.  
Lacroix, Martin           „natif de pais bas“, V de la Croix  
Lacroix, Martin           ⊙ 1734 Françoise Quillet, Sohn des Paquier L.  
Lacroix, Paquier           ⊙ Marie Françoise Pincon, Kirchenältester, V de la Croix  
L'Allouette, Anne Lisa      G, Ehefrau des Jean Georg Mahler, Tochter d. Bernhard L.  
L'Allouette, Bernard       G, ⊙ Jeanne Marie Borel, V Lerch, Lérique  
Lambert, Jean               G, „Franzose“, ⊙ Françoise Masse, Anwalt  
Lambert, Rachel            G, Ehefrau des Jean Rodolf Meyer, Tochter des Jean L.  
Laurents, Marguerite      Ehefrau des Lucas Moudelen  
Lebarque                    G  
Lelong, Marie Jeanne      G, Ehefrau des Isaac Herlan, † 1717 38 j.  
Lelong, Sara                Ehefrau des Jean Jaques Soutz, V Le Long  
Lerch                        siehe L'allouette und Lérique  
Lérique                     siehe L'allouette und Lerch  
Le Roy, Augustin          ⊙ 1717 Klein-Schifferstatt/Pf., Françoise Deveine  
Le Roy, Marie Jeanne      Ehefrau d. Schulmeisters Jean François Louis Generaud, Tochter d. Pierre L. und der Marie Crepèle von Steinweiler/Pf.  
Levant, Marie              G, Ehefrau des Jean Borel  
Lichtenwalter, Jean H.     aus Freudenhofen/Brandenburg-Ansbach  
Loiseau, Daniel            ⊙ 1733 Marie Marguerite Loiseau  
Loiseau, Marie Marg.      G, aus der Picardie, ⊙ Jeanne Gauthier, W.  
Loiseau, Rachel            G, Ehefrau des Jean Henri Lichtenwalter  
Lüttich, Christian         Ehefrau des Jacob Hegler  
1723 Hintersasse  
Mahler, Jean Georg         kam von Mühlburg, ⊙ 1728 Anne Lisa L'allouette  
Maitre, Jean François     aus Mezeret/Frankreich  
Manz, Christoph          kam von Heidelberg/Pf. ⊙ 1730 Marie Madelaine Herlan  
Masse, Françoise          G, Ehefrau des Jean Lambert, V Dumas?  
Maurer, Michel            von Kochenbach, ⊙ 1711 Marie Desreux  
Maybacher, Anne          G, 2. Ehefrau des Jean Pierre Giraud  
Mersenat, Marguerite     Ehefrau des Jean Meyer, Tochter des Pierre M.  
Meyer, Anne Marie        Ehefrau des Jean Martin Ritz  
Meyer, Jean                ⊙ 1720 Marguerite Mersenat, Sohn des Jean M. vom Kanton Bern  
Meyer, Jean Rodolf        geb. in Niedt (Riedt) im Kanton Zürich, ⊙ 1728 Rachel Lambert  
Mottet, Abraham          G, „Suisse de nation“, † 1711  
Moudelen, Lucas          ⊙ Marguerite Laurents  
Pettillion, Esther         Ehefrau des Jean Terrasse, V Petilion  
Pfeifer, Dorothee         Ehefrau des Jacob Chmucle  
Pincon, Marie Franc.      Ehefrau des Paquier de la Croix  
Pints, Adam                G, Ehefrau des Pierre Gorenflo  
Pierrot, Anne Cath.       ⊙ Rachel Gauthier  
Pierrot, Madel. Elis.     G, kam von Kassel  
Quillet, Françoise         G, Ehefrau des Martin Lacroix, Tochter des Pierre Q.  
Quillet, Pierre            G, ⊙ Jeanne N.  
Raber, Niclaus             kam von Blankenbach/Hessen  
Ratz, Johannes            Ehefrau des Jean Schönthal  
Reidery, Marguerite      kam aus der Schweiz  
Rieder, Konrad            Sohn des Jean R. von Memelshofen, ⊙ 1721 Anne Marie Meyer  
Ritz, Jean Martin         von Pinache/Württ., ⊙ 1739 Elisabeth Rein  
Roux, Pierre               Ehefrau des Jean Borel  
Ruthmüller, Anne Marie  
Salingre, Michel          G, ⊙ Marie Herlan, um 1704 verzogen  
Savant, Anne Marie        Witwe des Daniel Jacot, ⊙ 1714 Jean P. Giraud  
Scherer, Anne             stammt aus dem Kanton Bern  
Scherer, Anne Marie      G, 2. Ehefrau des Jean Henry Giraud

- Scherer, Caspar G, geb. in Hullembach, Kanton Bern, Ⓞ Marg. Forster  
 Scherer, Hans G, geb. in Hullembach, Kanton Bern  
 Scherer, Rachel G, Ehefrau des Jean Ulrich Walter, Tochter d. Caspar Sch.  
 Schönthal, Daniel Ⓞ 1717 Marie Jacot, Sohn des Jean Sch.  
 Schönthal, Barbel Ⓞ 1718 Isaac Herlan, Tochter des Jean Sch.  
 Schönthal, Jean „natif de Canton de Berne“, Ⓞ Marguerite Reidery  
 Sezanne, Jaques G, V Cezanne, Sezain  
 Sezanne, Rachel kam von Winden/Pf.  
 Siegrist, Jean Sohn des Jaques S. aus dem Kanton Zürich, Ⓞ 1724 Rebecca Desreux  
 Simonet, Anthoine G, Bruder des Jaques S., V Simonez  
 Simonet, Jaques G, Ⓞ Marie Gorenflo  
 Simonet, Susanne G, Ehefrau des Jean Georg Brunck (Brun) von Dierbach/Pf.,  
 Tochter von Jaques S.  
 Sinn, Anne Barbe R. G, Ehefrau des (Jean) Pierre Hornung  
 Soutz, André Sohn des Jean Jaques S. und der Sara Lelong, kam aus der  
 Schweiz, Ⓞ 1716 Marie Madelaine Grosjean, V Sutz (heutiger  
 Name)
- Tecken, Anne Marg. G, Ehefrau des Jaques Girardin  
 Terrasse, Jean Ⓞ I Esther Pettillion, Ⓞ II 1731 Marie Anne Lacroix  
 Terrasse, Marie Mich. geb. in Estaires, Ehefrau des Jean Baptiste Desmarests  
 Thibaut, Th. Jean Ph. Ⓞ 1727 Jeanne Francoise Lacroix, kam von Welschneureut  
 Thibaut, Susanne Ehefrau des Nicolas Clour (Le Clair) aus Welschn.  
 Tourbier, Francois G, Ⓞ Marie N., um 1704 weggezogen  
 Tourbier, Philippe G, Ⓞ 1702 Rachel Herlan, um 1704 weggezogen, lebte dann in  
 Rossow/Uckermark als Tabakpflanze  
 Tourbier, Pierre G, um 1704 weggezogen  
 Tourbier, Witwe G, um 1704 weggezogen
- Vannier, Jean „natif du pais de vaud en Suisse“, † 1734  
 de la Varanne, Marie E. Ehefrau des Pfarrers Nicolas Chalaire  
 Veimar, Barbara Ehefrau des Jean Corbeau  
 Vernier, Catherine G, Ehefrau des Schultheißen André Curnex, geb. in Blammont,  
 Grafschaft Montbeliard  
 Vernier, Jean geb. in Blammont, Grafschaft Montbeliard  
 Walter, Jean Ulrich geb. in Löhningen, Kanton Schaffhausen, Ⓞ 1728 Rachel Scherer

## Die heutigen Stämme französischer Herkunft aus Friedrichstal

- Barié Stammvater: Jean Jacques Barrier  
 geb. ca. 1668, † Friedrichstal 26. 12. 1713  
 Ⓞ I Madelaine Guenau († 2. 2. 1705)  
 Ⓞ II in Welschneureut 13. 5. 1706 Jeanne Bouquet, Witwe des Jean  
 Furet,  
 Sohn:  
 Jean Jacques Barrier jr.  
 geb. ca. 1695, † Friedrichstal 8. 1. 1753  
 Landwirt, Tabakpflanze, Rathsverwandter, Gerichtsverwandter  
 (Justicier)  
 Ⓞ Schifferstadt/Pfalz (Klein-Schifferstadt) 30. 3. 1717 Marie Devine  
 (1690—1767), Tochter des Antoine Devine. Herkunft der Familie:  
 unbekannt. Ein Isaac Barere (Barié) in Welschneureut war aus  
 Nerac/Gascogne gebürtig.
- Borel Stammvater: Jean Borel  
 geb. ca. 1675, † Friedrichstal 1752,  
 Anwalt, Bürgermeister, Tabakpflanze,  
 Ⓞ I Marie Levant (ca. 1678—1715)  
 Ⓞ II 1716 Anne Marie Rudtmüller (ca. 1681—1743)  
 Ⓞ III 1744 Anna Maria Maitzer, geb. Ratz.  
 Herkunft der Familie: Dauphiné/Südfrankreich.

- Calmez  
 Stammvater: Jean Calmet  
 † Welschneureut 31. 5. 1728  
 Anwalt  
 Ⓞ I Susanne Jacob († 7. 6. 1715)  
 Ⓞ II Rachel Colomb (ca. 1668— 11. 9. 1749)  
 Sohn:  
 Jean Isaac Calmet  
 geb. Welschneureut 4. 3. 1706, † Friedrichstal 4. 3. 1796, Landwirt,  
 Tabakpflanzer  
 Ⓞ Friedrichstal 1730 Marie Jeanne Desmarets (1707—1740)  
 Herkunft der Familie: unbekannt.
- Demarez  
 Stammvater: Jean Baptist Desmarets  
 geb. ca. 1656, † Friedrichstal 5. 3. 1716  
 Ⓞ I Françoise Defive (Töchter Judith und Catherine D. geb. 1698  
 und 1699),  
 Ⓞ II 1713 Marie Terrasse  
 Sohn:  
 Jean Baptiste Desmarets  
 geb. ca. 1680, † Friedrichstal-Carlsbach 6. 4. 1714  
 Landwirt auf dem Hofgut Carlsbach bei Friedrichstal  
 Ⓞ Friedrichstal 31. 12. 1704 Susanne Gorenflo (ca. 1696—1749,  
 Ⓞ II 1714 Abraham Dupuis)  
 Enkel:  
 Adam Jacques Desmarets  
 geb. Carlsbacher Hof 18. 12. 1712, † Friedrichstal 10. 1. 1750  
 Ⓞ Friedrichstal 23. 11. 1734 Esther Girardin, Tochter des Schult-  
 heißen Jacques G. und dessen Ehefrau Marie Heraucourt.  
 Ein Enkel des Jacques Desmaret, David Demaret, zog um 1805 nach  
 Eggenstein und wurde Begründer des Eggensteiner Familienzweiges.  
 In Friedrichstal ist der Name erloschen.
- Düppuis  
 Stammvater: Robert Dupuis (Dubois)  
 „francois Réfugié“, lebte in Yverdon,  
 Sohn:  
 Abraham Dupuis  
 Schulmeister, Justicier, Bürgermeister, Kirchenältester, Landwirt,  
 Tabakpflanzer,  
 geb. Yverdon 19. 3. 1689, † Friedrichstal 10. 3. 1759  
 Ⓞ Friedrichstal 9. 10. 1714 Susanne Demarez, geb. Gorenflo  
 (1686—1749)  
 Herkunft der Familie: „Pays de Gex“  
 In Friedrichstal ist der Name im 19. Jahrhundert erloschen. Friedrich  
 D. zog im 18. Jahrhundert nach Schröck (Leopoldshafen) und  
 wurde Begründer des dortigen Zweiges D. Von dort ausgehend ist der  
 Name heute u. a. auch in Eggenstein und Linkenheim vertreten.
- Giraud  
 Stammvater: Jean Henry Giraud  
 geb. ca. 1657, † Friedrichstal 20. 4. 1737,  
 Ⓞ Salome N. († 20. 10. 1722),  
 Sohn:  
 Jean Henry Giraud jr.  
 geb. Billigheim/Pfalz 1698, † Friedrichstal 11. 11. 1776,  
 Ⓞ I 1724 Judith Devine († 6. 1. 1731), Tochter des Antoine Devine  
 aus Steinweiler/Pf. bzw. Schifferstadt/Pf.,  
 Ⓞ II 17. 4. 1731 Anne Marie Scherer (ca. 1709—1782).  
 Herkunft der Familie: unbekannt\*\*. Ein Jean Pierre G. in Friedrichs-  
 tal war gebürtig aus „Champaux“/Welschschweiz.
- Gorenflo  
 Stammvater: Jean de Gorenflo  
 lebte in Abbeville/Picardie,

Sohn:

Jacques Gorenflo

geb. ca. 1645, † Friedrichstal 8. 9. 1710

⊙ Amiens 1671 Jeanne Cailloux († Friedrichstal 16. 9. 1709)

Leiter der Deputation bei den Verhandlungen über die Gründung der Kolonie Friedrichstal, erster Schultheiß und erster Schulmeister von Friedrichstal, Landwirt, Gründer des Hofgutes Carlsbach.

Herkunft der Familie: Amiens/Picardie.

Herlan

Stammvater: Pierre Herlan

† vor 1700,

⊙ Marie Delate (de Lattre) († 6. 1. 1720)

Söhne:

a) Abraham Herlan, geb. April 1675, † Friedrichstal 1. 9. 1735  
Bürgermeister, Anwalt, ⊙ 1704 Marie Magdalena Gorenflo (ca. 1680—1746)

b) Isaac Herlan, geb. Billigheim/Pf. 6. 11. 1678, † Friedrichstal 25. 2. 1770, Bürgermeister, Kirchengemeinderat, ⊙ 1705 Marie Jeanne Lelong

c) Jacques Herlan, ⊙ 1717 Marie Jeanne Demars (Demarez)

Herkunft der Familie: Flandern, vermutlich Houplines an der Lys bei Armentières in Frz.-Flandern.

Lacroix

Stammvater: Paquier de la Croix

geb. ca. 1675, † Friedrichstal 26. 4. 1727

Landwirt, Tabakpflanzer

⊙ Marie Françoise Pincon († 11. 11. 1737)

Sohn:

Jean Lacroix,

geb. ca. 1704, † Friedrichstal 1. 3. 1756,

⊙ I Marie Herlan

⊙ II 1740 Marie Catherine Gorenflo (1717—1778).

Herkunft der Familie: Frz.-Flandern. Martin de la Croix († 22. 2. 1748) „natif de pais bas“.

Thibaut

Stammvater: Jean Pierre Thibaut

† Welschneureut 18. 2. 1707,

⊙ Eve Colomb (Colon), † Friedrichstal 24. 6. 1710,

Sohn:

Theodor Jean Philippe Thibaut

geb. Welschneureut 1708, † Friedrichstal 13. 11. 1762,

⊙ I Friedrichstal 1727 Jeanne Françoise de la Croix (ca. 1708 bis 1748),

⊙ II. Friedrichstal 1753 Catherine Gaßmann (ca. 1709—1769),

Herkunft der Familie: unbekannt. Der Stammvater wird als „francois réfugié“ erwähnt und kam 1699 von der Schweiz nach Welschneureut.

## Die Kolonie Welschneureut

In der ortsgeschichtlichen Darstellung der ehemaligen Hugenottenkolonie Welschneureut<sup>18)</sup> wurde immer großer Wert auf das Ausweisungsedikt des Herzogs von Savoyen im Jahr 1698 gelegt, während die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 eine nebensächliche Bedeutung erhielt. Die Geschichte der Waldenser bis zur „Glorreichen Rückkehr“ und der erneuten Auswanderung wird stets ausführlich geschildert, nicht aber die Flucht der französischen Protestanten aus den südlichen Provinzen in die Schweiz seit dem Jahr 1685.

Wenig oder nicht beachtet wurde der Umstand, daß die ersten Welschneureuter Kolonisten in der Mehrheit zu jenen Calvinisten Frankreichs gehörten, die 1698 längst in der Schweiz im Asyl lebten. H. Gros erkannte zwar einen Anteil von südfranzösischen Hugenotten, die jahrelang in der Schweiz lebten, als er die ersten Familien erwähnt, „darunter mehrere schon längere Zeit in der Schweiz wohnende Hugenottenfamilien“<sup>19)</sup>, im übrigen verlegt er aber unter Bezugnahme auf eine ungeschichtliche Quelle<sup>20)</sup>, die Heimat der Kolonisten in das Clusontal in den cottiischen Alpen. Dennoch spielt das Jahr 1698 eine Rolle als eine Ursache, die zur Gründung der Kolonie Welschneureut geführt hat. Als nämlich nach der Ausweisung aus Piemont durch den Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen neue Ströme von Vertriebenen in den evangelischen Kanton der bereits überfüllten Schweiz ankamen, sahen sich sämtliche fremdländischen Protestanten gezwungen, in die deutschen Lande weiterzuziehen. Nur wenige Hugenotten erhielten das Heimatrecht in der Schweiz. Die Gründe, warum Welschneureut später als Waldensergemeinde und ihre ersten Einwohner als Piemontesen bezeichnet wurden, liegen neben einer fehlerhaften Ortsgeschichtsschreibung, welche zum Teil ihren Ursprung

hat in den irrtümlichen Vorstellungen einiger markgräflicher Hofräte, die die Neureuter Kolonisten mit den im benachbarten Herzogtum Württemberg angesiedelten Flüchtlingen gleichsetzten, wogegen sich schon 1699 der Gesandte Valkenier in seinem Brief wendet; zum anderen und wohl überwiegend in der kirchlichen Arbeit. Die reformierte Kirchengemeinde Welschneureut hatte sich dem württembergischen Kreis („Synode der Reformierten“) angeschlossen, welcher waldensisches Gepräge trug, da alle württembergische Waldensergemeinden dort organisiert waren. Welschneureuter Pfarrer und Kirchenälteste besuchten die Synoden in Württemberg, und es entwickelte sich ein starkes Gefühl der Verbundenheit mit den waldensischen Glaubens- und Schicksalsgenossen.

Aus den Quellen geht hervor, daß der größte Teil der ersten Welschneureuter Familien seit 1685, nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, in der Schweiz Zuflucht gefunden hatte. Mindestens 28 Familien oder Kolonisten aus verschiedenen französischen Provinzen sind bisher nachgewiesen. Eine weitere Anzahl von Zuwanderern stammte aus der Schweiz, während nur ein Wallone in der Gründungszeit der Kolonie verzeichnet ist.

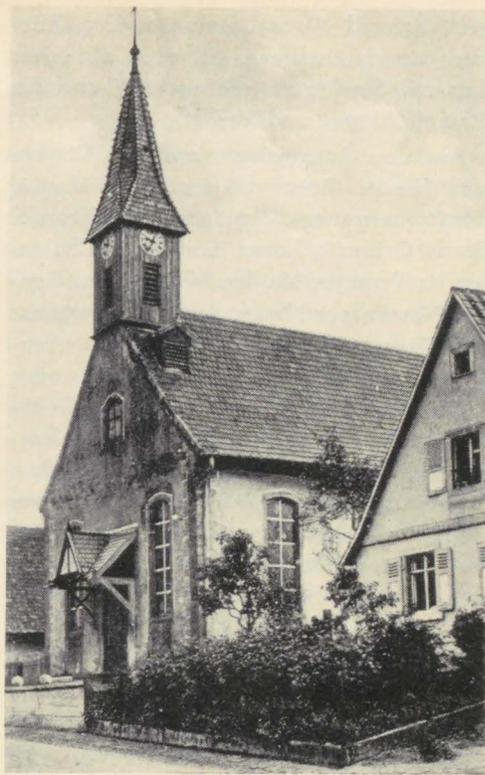
Im Zeitraum der ersten Generation von 1699 bis 1730 befanden sich unter den Bewohnern der Kolonie Welschneureut 15 bis 20 % Schweizer Auswanderer, wobei das Verhältnis zwischen Welsch- und Deutsch-Schweizern ausgewogen war. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß die Zuwanderer aus der „Suisse romande“ zu den ersten Kolonisten der Jahre 1699/1701 gehörten, während ihre alemannischen Landsleute mit einer Ausnahme erst in den folgenden Jahren ansässig wurden. Die wirtschaftliche Situation der Schweiz war damals schlecht. Durch eine erhebliche Überbevölkerung und einen Zustand der politischen Erstarrung, herrschten in dem gebirgigen Land Zeiten

der Armut und Teuerung. Viele Schweizer Bürger, besonders aus den Kantonen Bern und Zürich, entschlossen sich deshalb, als sie von der Gastfreundlichkeit der deutschen Fürsten hörten, auszuwandern. Eng verbunden mit den Glaubensflüchtlingen waren die Schweizer (kelto-romanischer Abstammung (aus der Westschweiz) durch gemeinsame Sprache, Kultur, Religion und nicht zuletzt durch das Zusammenleben in der welschen Schweiz.

Von den vielen Stämmen französischer, bzw. hugenottischer Abkunft, die einst in Welschneureut heimisch waren, bestehen heute in Neureut (wie in Friedrichstal) nur noch acht: Boeuf, Clour, Crocoll, Durand, Gros, Marsch (Marche), Müller (Meunier) und Renaud. Nur noch schwach vertreten sind die Familien Müller-Meunier, Boeuf und Renaud. Die anderen Familien sind zumeist schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der Kolonie weggezogen. Über ihren Verbleib in anderen Gemeinden und Ländern ist wenig bekannt. Bisher wissen wir von der Existenz acht weiterer Familien: Calmez, Cobet, Grogro (Crocoll), Cotty, Gontard, Kollum (Colomb), Rinno (Renaud) und Thibaut.

Doch wenden wir uns den Familien zu, die auf den ersten Namenslisten, sowie im ältesten Kirchenbuch verzeichnet sind. Eine ergiebige Quelle stellt die Liste vom Jahr 1699 dar: „Estat des Familles qui composent une Colonie sous la domination de son Altesse serenissimi Monseigneur le Margrave de Baden-Dourlach“<sup>21</sup>). Aus ihr ist die Herkunft oder der Geburtsort von etwa 20 Welschneureuter Kolonisten ersichtlich. Aus der Liste vom Jahr 1701 „Der Refugierten zu Neureuth Güter-Beschreibung und Ausmessung“, die 62 Namen enthält, ist nur teilweise das Herkunftsland ersichtlich. Bei 46 dieser Kolonisten(-Familien) ist der Vermerk „Réfugié“ beigefügt.

Die Welschneureuter Reformierten waren geboren in den südfranzösischen Provinzen



*Kirche von Welschneureut*

Dauphiné, Languedoc, Guyenne, Gascogne, Champagne und Burgund, ferner in der Schweiz und in Flandern. Viele Flüchtlinge stammten aus dem Niederdauphiné, besonders aber aus dem Diois mit dem Hauptort Die, in welchem sich eine protestantische Universität befand.

Folgende Namensträger stammten aus dem Dauphiné<sup>22</sup>) Aimard aus dem Queyras, Armand aus Auligran, Aupeuta aus Aix-en-Diois, Bonard aus Die, Dufour aus Salians, Durand aus Voiron, Faure aus Valedromme und „la Beaume Corniliane“, Gontard aus Bourdeaux, Gros aus Esprenet, Jean aus Die, Maillet aus Die, Marcelle (richtig wohl Marcellin) aus dem Queyras (vermutlich Arvieux), Marche aus Castilion bei Bourdeaux, Martin aus Marignac bei Die, Nicolas aus Die, Pansu aus St. Ger-

vais, Renaud aus unbekanntem Ort, Rouvier aus Montelimar, Simonet aus dem Queyras. Stark vertreten waren hierbei die Stämme Aimard und Maillet.

Aus dem Languedoc stammten: D'arbre aus Nimes, Boeuf, Bourgas aus Luras, Chastagnaire aus Chalancon im Vivarais, Claris, Crevesac, Loriol (Soriol) aus Chalancon im Vivarais, Maillet, Martinet aus Genges, Naudin aus Nimes, Salées aus Fortunas im Vivarais, Saugnier aus Fogeres, Sauvage. Aus der Guyenne und Gascogne kamen: Barié (Barriere) aus Nérac, Bonefont aus St. Meard de Grucon proche Sainte-Foy la Grande en Périgord, Cabos aus dem Quercy, Cassabon aus Nérac, Caubet aus Clairac, Coinaux, Contil aus Clairac, Marrot. Darunter befanden sich mehrere Namensträger Caubet.

Aus der Welschschweiz stammten die Brun (Yverdon), Clour oder Le Claire (Kanton Bern), Colomb (Prahins bei Yverdon), Droz, Genreux (Morges), Guy, Jacquemar (Chardonnet bei Vevey), Le Sene, Maillet (aus der Nähe von Romainmotier), Resin. Eindeutige Belege der schweizerischen Abstammung finden sich jedoch bei den Familien Clour, Guy und Le Sene nicht.

Aus Flandern oder Wallonien kamen die Gages (Tournay/Flandern), Laitdebeurre (von Mannheim zugezogen) und Lanblin (Lemblain). Ferner sind Herkunfts- und Geburtsorte erwähnt bei den Canpredon (St. Martin de Corconaz en Sevayne), Couchin (Brenonville/Champagne), Crocoll (Sensere/Frankreich) vielleicht Sancerre an der Loire, Curnex (Doulincourt bei Chaumont), Durand (Villiere/Champagne), Prieur (Goulion/Frankreich), Roy (Cotrei bei Lyon). — Die Schreibweisen der Ortsnamen wurden teilweise ohne Identifizierung und Lokalisierung aus den Quellen übernommen.

Einige Angaben zu den Schicksalen einzelner Kolonisten: Isaac Barere, Leineweber

und Kirchenältester aus dem südfranzösischen Städtchen Nérac, flüchtete 1689 aus Frankreich, diente sodann acht Jahre in einem Regiment des Königs von England und wohnte bis zu seiner Auswanderung nach Deutschland am 30. 8. 1699 in Yverdon. Er heiratete in Welschneureut am 5. 1. 1702 Marguerite Raisin aus Meckenheim in der Pfalz. 1706 heiratet ebenfalls in Welschneureut der Friedrichstaler Bürger, Gerichtsmann und Witwer Jean Jacques Barrier eine Jeanne Bouquet, Witwe des Jean Furet. Er ist der Begründer der Friedrichstaler Familien Barié; seine Herkunft wurde bisher nicht ermittelt.

Bernhard Crocoll, Stammvater der heutigen Familien gleichen Namens, wurde in „Sensere“/Frankreich geboren. Der Herkunftsort des Kolonisten ist vermutlich Sancerre an der Loire, südwestlich von Orleans<sup>23</sup>). Mit ihm kam Daniel Crocoll, verheiratet mit Anne Calmet. Es wurde vermutet, daß die ursprüngliche Schreibweise des Familiennamens Groscol gelautet hat. Der Name Crocoll ist heute auch in Genf zu finden.

Samuel Colomb (Colon), Stammvater der Familien Kollum-Collum, der als Landbesitzer in der Liste von 1701 erwähnt ist, war Welschschweizer und kam von Donneloye-Prahins bei Yverdon. Sein Wanderweg führte über Bischweiler im Elsaß (1696 dort nachgewiesen), einem Sammelpunkt von Hugenotten und Schweizern. 1700 heiratete er als Witwer in Knielingen und war spätestens ab diesem Zeitpunkt dort wohnhaft.

Abraham Guillot, Kirchenältester in Welschneureut, wohnte dagegen in dem Städtchen Mühlburg. Er kaufte dort den halben Marstallplatz und baute darauf ein Wohnhaus mit einer Apotheke. Dafür erhielt er 1725 einen markgräflichen Freibrief. Die ersten Kirchenältesten („anciens“) der Kolonie waren nicht nur bibelfeste, gläubige Leute, sondern auch gebildet, wie die Berufe dieser Männer beweisen. Kirchen-

älteste der ersten Zeit waren: Pierre Caubet (Hofschneider der Markgräfin, Hofbeamter), Jacques Caubet, Jean Pierre Saleés, Pierre Maillet (Schulmeister in Welschneureut und Mühlburg), Pierre Campredon, André Curnex (später Schultheiß in Friedrichstal), Jean Contil (Coutty), Isaac und Abraham Nicolas Baraire (Barié), Claude Aimard, Paul Gros, Francois Durand (Schulmeister) und Jean Calmez (Anwalt). Die letzten drei sind die Stammväter der heutigen Familien Gros, Durand und Calmez in Neureut und Friedrichstal. Nachkommen des Pierre Caubet leben mit dem Namen Cobet u. a. in Frankfurt a. M.

Jacques Durand, der 1699 nach Neureut kam, wurde in Villiere in der Champagne geboren, seine Ehefrau Louise Couchin stammte aus Brenonville in der gleichen Provinz. Die heutigen Familien Durand führen ihren Stammbaum auf den Schulmeister Francois Durand zurück, der erst später in die Kolonie zuzog. Er wurde in Voiron bei Grenoble in der Provinz Dauphiné geboren und heiratete Marguerite Maillet, Tochter des ersten Welschneureuter Schulmeisters Pierre Maillet. Von 1713 bis 1830 befand sich das Schulamt in Welschneureut in den Händen der Familie Durand. Aus dem Stamm Durand gingen bis in die Gegenwart zahlreiche ausgezeichnete Pädagogen hervor.

Der erwähnte Schulmeister Pierre Maillet, sowie Rainet Maillet und vermutlich weitere Namensträger Maillet stammten aus Die (Dauphiné), während David Maillet aus dem Languedoc kam und der eine Daniel Maillet aus der Welschschweiz gebürtig ist. Der Kirchenälteste André Curnex, später Schultheiß von Friedrichstal und „ancien“ in Pforzheim, ist um 1700 in Welschneureut wohnhaft und wurde in dem Städtchen Doulincourt bei Chaumont im heutigen Département de la Haute-Marne geboren. Mathieu Gages, der später zugezogen ist, war „natif de Tournay en Flandre“. Francois

Crevesac war gebürtig aus der alten französischen Provinz Languedoc. Hector Gontard stammte aus Bordeaux/Dauphiné, kam 1698 in die Schweiz (vermutlich Genf) und war in erster Ehe verheiratet mit Jacqueline Jacquemar aus der Schweiz. Jean Renaud, der 1706 Susanne Vidal heiratete und bald darauf die Kolonie verließ, war gebürtig aus dem Dauphiné. Vom Stammvater der heutigen Familien Renaud und Rinno, Paul Renaud, ist kein Herkunftsgebiet bekannt.

Als Geburtsort von Nicolas Roy wird Cotrei in der Gegend von Lyon in Südfrankreich genannt. Er kam im Jahr 1686 in die Schweiz, wo er bis zu seiner Auswanderung nach Deutschland lebte. Paul Gros, der Stammvater der gleichnamigen Familie, kam aus der Provinz Dauphiné, war hier Kirchenältester und zog weiter nach Offenbach. Jacques Marot, der 1702 eine andere Tochter des Schulmeisters Maillet heiratete, er war Gerichtsmann („justicier“), war aus der Gascogne gebürtig und starb 1740. Von ihm stammt ein Legat von 600 Gulden („Marodisches Legat“) für den Bau einer neuen Kirche 1751. Vergeblich beanspruchten im Jahr 1779 französische Erben aus Bordeaux das nachgelassene Vermögen des Marot<sup>24</sup>). Jean Cotty (Coutil) und Mathieu Coinaux stammten aus der Provinz Guyenne. Das Ehepaar Francois Sauvage kam aus dem Languedoc, die Ehefrau Simone Naudin (Audin) war früher in Nimes beheimatet. David Armand (vielleicht auch Francois Armand), kam aus Auligran/Dauphiné. Beide verzogen nach Dürrenz/Württemberg. Ulrich Dünklin schließlich, der Urahn der Familie Dunke (auch Dunké) war Deutsch-Schweizer und war einst in Rohrbach oder Rorbas im Kanton Zürich wohnhaft.

Soweit ein kurzer Streifzug durch einige Kolonistenfamilien. Von ca. 60 Welschneureuter Hugenotten (Männer und Frauen) konnten die Geburtsorte oder das Herkunftsland ermittelt werden<sup>25</sup>). Bei sieben

Kolonisten wird das Herkunftsland wegen fehlenden oder nicht lokalisierten und identifizierten Ortsbezeichnungen nicht angegeben. Die restlichen 53 Kolonisten verteilen sich auf folgende Länder und Provinzen, wie in der Tabelle unten links dargestellt. Bei weiteren zehn Kolonisten kann die Herkunft vermutet werden<sup>26</sup>). Mit Einbeziehung dieser zehn weiteren Hugenotten ergibt sich von 63 Welschneureuter Einwohnern folgendes Bild auf der Tabelle rechts:

Herkunftsland	von 53 Kolonisten	von 63 Kolonisten
Dauphiné	22	22
Languedoc	10	14
Guyenne	7	9
Welschschweiz	5	8
Gascogne	2	3
Champagne	2	2
Sonstige	5	5

Auch eine Aufklärung der bisher unbekannteren ursprünglichen Heimatorte weiterer Hugenotten<sup>27</sup>) würde das Stärkever-

hältnis kaum verschieben, wonach als Gründer und Kolonisten der Hugenottengemeinde Welschneureut in erster Linie Bewohner der Provinzen Dauphiné, Languedoc und Guyenne anzusehen sind.

Die vorliegenden Darlegungen zeigen, daß sich unter den ersten Kolonisten und Ortsgründern, jener (in ortsgeschichtlichen Abhandlungen erwähnten) sogenannten „kleinen Schar piemontesischer Waldenser“, die aus der Schweiz nach Neureut kam, keine Auswanderer befanden, die in den angeblichen Heimatdörfern des Clusontales in Piemont, in Prigelato, Roccapiatta und Parostino geboren wurden. Die fremdländischen Protestanten der Kolonie Welschneureut waren also keine gebürtigen Piemontesen oder Italiener, wie das behauptet wurde. Sie verleugneten auch selbst nicht ihre französische Abstammung und nannten sich immer „bürgerliche Einwohner der französischen Colonie“, „französische Colonisten“ und „französische Flüchtlinge“, wie aus den alten Dokumenten heute noch ersichtlich ist<sup>28</sup>).

### Liste der Kolonisten von Welschneureut<sup>29</sup>)

1699—1730

- G = Gründer und erste Kolonisten 1699—1701  
 K = in Knielingen getraut und wohnhaft  
 M = in Mühlburg getraut oder wohnhaft  
 R = als Réfugié bezeichnet  
 S = als Schweizer bezeichnet  
 V = Varianten des Familiennamens in den Quellen  
 Ⓞ = verheiratet

Aillaud, Marguerite  
 Aimard  
 Aimard, André  
 Aimard, Claude  
 Aimard, Francois  
 Aimard, Jean  
 Aimard, Marie  
 Aimard, Susanne  
 Alberge, Catherine  
 Alberge, Marthe

von Auerbach, Ehefrau des Jean Louis Durand  
 V Aymar, Haimard, Heunard  
 G  
 G, geb. Quieras  
 G  
 G, R  
 G, R, Ehefrau des Hector Gontard, M  
 G, R, zog nach Hildburghausen, V Arberge  
 G, von Offenbach, Ehefrau des Paul Gros und (II) Jean Coutty (Contil)

D'Arbre, Jeanne	Ehefrau des Mathieu Coinaux, Witwe des Louis Goulet aus Nimes/Languedoc
Armand, David	G, R, geb. Auligran/Dauphiné, zog nach Dürrmenz ☉ Jeanne Raymond
Armand, Francois	G, R, geb. Auligran/Dauphiné (?), ☉ Marie Tardif zog nach Dürrmenz
Aupeuta, Antoine	G, geb. Aix-en-Diois, zog nach Neu-Isenburg, V Hanpaita, Empeytas, Empaytaz usw.
Balane, Jeanne	G, Ehefrau des Jean Coutty, V Blane
Bally, Anna Elisabeth	G, Witwe
Barié	V Barere, Baraire, Barriere usw.
Barié, Abraham Nicolas	geb. Nerac/Gascogne (?), ☉ Jeanne Marie Marcelle, Leineweber, Bürgermeister, Kirchenältester
Barié, Isaac	G, R, geb. Nerac/Gascogne, ☉ 1702 Marguerite Raisin (Resin), Witwe des Daniel Marche, Leineweber, Kirchenältester
Barnier, Marie	G, Ehefrau des Pierre Brun
Batailler	siehe Bourdailler
Bectel, Henry	aus Zürich, ☉ 1722 Anne Dieterich aus Brientz im Kanton Bern, eigentlich Bechtel?
Bectel, Jean Conrad	aus Zürich, ☉ 1724 Anne Catherine Scheiterberg aus Morat/Schweiz
Bellet, David	☉ Anne Marie Loubri
Bertalot, Jean	☉ Marie Griot
Bexard, Antoine	☉ 1708 Claudine Pecou, zog nach Hanau, V Besar
Blanc, Judith	G, Ehefrau des Claude Aymar
Blauner, Sophie	aus Bern/Schweiz, Ehefrau des Louis Perret
Blene, Louys	
Boeuf, Jacques	G, ☉ I Marguerite Martinet, ☉ II Jeanne Martinet (geb. Genges/Languedoc), V Beau, Bos
Boimieu, Moijse	G, R, V Baumiant, Bomiant
Bonard, Danbiel	G, geb. Die/Dauphiné
Bonefont, Lionard	G, geb. St. Meard-de-Gurcon proche Sainte-Foy la Grande en Périgord, ☉ Judy Douvot, V Bonnefont, Benefont
Bonhomme, Jean	G, ☉ 1700 als Witwer Marie, Witwe d. J. Cheut (?), M
Borle, Jaques Franc.	S, ☉ 1706 Barbe R. aus dem Kanton Zürich
Bourdailler, Marie	G, Ehefrau des Jean Martin
Bourdailler, Pierre	G, geb. Pons de Velle en Bresse, ☉ Jeanne Marie Baraire, V Bourdaillez, Bataliard, Batailler
Bourgas, Isaac	G, R, geb. Luras en Vivarets
Boutron, Philippe	☉ Anne Christine Veher (?)
Bouyer, Francois	G, ☉ Marie Juliane N.
Bouyer, Pierre	V Boyer
Brun, Pierre	G, S, ☉ Marie Barnier
Brun, Vinceant	G, natif de la Motte Bailliage d'Yverdon en Suisse
Cabos, Marie	G, R, geb. Quercy, zog nach Gochsheim, V Cabot
Calmez, Jean	☉ I Susanne Jacob, ☉ II Rachel Colomb, Anwalt
Canpredon, Pierre	G, R, fils de Jean C. de Millierine Paroisse de St. Martin de Coronaz en Sevayne, ☉ 1703 Marie Moula von Knittlingen
Cassabon, Isaac	G, R., geb. Neyrac en la Base Guiene, ☉ I Susanne Fortane, ☉ II Marguerite Vieux, V Casabon
Caubet, Jacques	G, R. geb. Clairac (?), ancien, zog nach Schwabach und Erlangen, V Cauvet
Caubet, Jean	G, natif de Clairac en Guiene
Caubet, Pierre	G, R, geb. Clairac, ☉ I Basel Anne Tenvol aus Pont de Velle en Bresse, ☉ II Simone Naudin, ancien, Hofschneider d. Markgräfin Maria Augusta
Caubet, Susanne	G, R, Ehefrau des Michel Riviere
Chaillet, Jeanne	G, Ehefrau des Pierre Pansu
Chandion, Jean	G, R, V Changion
Chandion, Marguerite	G, Ehefrau des Renet Maillet u. d. J. Pierson
Chastagnaire, Paul	G, R, geb. Chalancon en Vivarets, V Castagneret, Castagnairez, Bürgermeister

- Claris, Susanne  
Clour, Nicolas
- Coinaux, Mathieu
- Colomb, Eve  
Colomb, Rachel  
Colomb, Samuel
- Colon  
Constantin, Jaques  
Contil  
Contil, Jean
- Contil, Marie  
Cotta, Louise  
Coucha, Jeanne Mar.  
Couchin, Louise  
Crevesac, Francois
- Crocoll  
Crocoll, Bernard  
Crocoll, Daniel  
Crocoll, Francois L.  
Curnex, André
- Definaud, Isaac  
Dieterich, Anne  
Droz, Abraham  
Droz, Jonas Imbert  
Dubois, Abraham  
Dubois, André  
Dubois, Jean Phil.  
Dufour, Bertrand  
Dufour, Judith  
Dünklin, Ulrich
- Dupré, Barbe  
Durand, Francois
- Durand, Jean Louis  
Durand, Jacques  
Du Sere, Isabeau
- Faure, Jeanne  
Faure, Susanne  
Fero, Marie  
Folie, Jacques  
Fortane, Susanne  
Fraix, Jacob Henry  
Friche, Caspar  
Furet, Anne  
Furet, Marguerite
- Gages, Mathieu  
Gallandre, Barthelmy  
Gallutchi, Carls H.  
Galois, Simon
- Genereux, Francois
- Geseau, Anne Marie  
Gontard, Antoine
- de Languedoc, Witwe des D'Ecouvray (?)  
aus dem Kanton Bern, kam von Friedrichstal, Ⓞ dort 1713 Susanne Thibaut, V Le Claire  
Natif de Puis en Bahse Guienne Provinze de France, Ⓞ 1706 Jeanne D'arbre, V Gouynau usw.  
G, Ehefrau des Jean Pierre Thibaut, zog nach Friedrichstal  
G, Ehefrau des Francois Crevesac und (II) des Jean Calmez  
G, S, geb. Prahins bei Yverdon, Ⓞ 1700 als Witwer Anna Barbara Kiefer, K  
siehe Colomb  
kam von Untermutschelbach, Ⓞ Marie Balce  
V Cotty, Coutty, Coutil  
G, R, geb. Clairac, Ⓞ I Jeanne Balane (Blane), Ⓞ II Marthe Alberge, Ⓞ III Jeanne Marcelle (Marcellin)  
Ehefrau des Jean Caubet  
de Stouckard, Ⓞ 1727 C. H. Gallutchi  
Ehefrau des Jean Pierre Racine  
G, geb. Brenonville/Champagne, Ehefrau des J. Durand  
G, R, geb. Languedoc, Ⓞ Rachel Colomb, kam von Auerbach, V Crebesac, Creusea  
V Crocro, Corco, Grogro  
G, natif de Sensere/France  
G, Ⓞ Anne Calmet  
G, Ⓞ 1715 Augustine Marguerite Pansu  
G, geb. Doulincourt, zog nach Friedrichstal
- G  
aus Brientz/Schweiz, Ehefrau des Henry Bectel  
G, S, V Dros, Tros  
G, S, Ⓞ 1701 Francoise Roy, M  
Ⓞ Anne Catherine Pecre  
Ⓞ Marie Fero  
Ⓞ 1719 Philippine Stotz  
G, geb. Salians/Dauphiné, Ⓞ Susanne Mangion  
G, Ehefrau des Lionard Bonefont, V Douvot  
kam aus Rohrbach oder Rorbas im Kanton Zürich, heutiger Name Dunke  
Ehefrau des Simon Galois  
R, geb. Voiron/Dauphiné, Ⓞ Marguerite Maillet, Schulmeister, Kirchenältester  
Ⓞ 1725 Marguerite Aillaud  
G, R, geb. Villiere/Champagne, Ⓞ Louise Couchin  
G, Ehefrau des Rene Maillet
- G, R, geb. Valedromme/Dauphiné  
G, R, geb. la Beaume Corniliane/Dauphiné  
Ehefrau des André Dubois  
G, R  
G, Ehefrau des Isaac Cassabon  
Ⓞ 1723 Usterin N.  
G, S, V Frisch, Frische  
Ehefrau des Jean Stotz  
Ehefrau des Estienne Seret
- Natif de Tournay en flandre, Ⓞ 1712 Rosine Offenderft, V Gage aus Dürrmenz  
aus Italien, Ⓞ 1727 Louise Cotta  
Ⓞ I 1711 Barbe Dupré, Ⓞ II 1712 Anne Marie Loubri, Witwe des David Bellet, V Galoues usw.  
G, geb. Morges, V Generoux, Generont, Schulmeister, auch in Friedrichstal  
von Friedrichstal, Ehefrau des Michel Rouvier  
V Gontat

- Gontard, Hector  
 Graillon, Marie  
 Granger, Francois  
 Griot, Marie  
 Gros, Marie Madel.  
 Gros, Paul  
 Guillot, Abraham  
 Guy, Pierre
- Huber, Jonas
- Jacquemar, Jacqueline
- Jean, Estienne  
 Jean, Judith
- La Font, Jean  
 Laitdebeurre, Daniel  
 Lanblin, Charles  
 Laprounansale, Jane  
 Larigaldie de, Ant.  
 Le Maire, Louis  
 Le Sene, Francois L.  
 Le Sene, Louise  
 Le Sene, Paul  
 Lautier, Daniel  
 L'Orange, Pierre J.  
 Loriol, David  
 Loubri, Anne Marie  
 Loup, Isabeau
- Maillet, Daniel  
 Maillet, Charles  
 Maillet, David  
 Maillet, Francois  
 Maillet, Marguerite  
 Maillet, Pierre
- Maillet, Rainet
- Mangion, Susanne  
 Marcelle, Jeanne Marie
- Marche, Samuel
- Marion, Anne  
 Marmilot, Jeanne  
 Marot, Jaques
- Martin, Jean  
 Martinet, Jeanne  
 Martinet, Marguerite  
 de Mayri, Barbe  
 Meunier, David
- Meunier, Frederic  
 Meunier, Jean  
 Michelin, Claude  
 Montet, Marguerite  
 de Montpelliard, Jean  
 Moula, Marie
- G, geb. Bourdeaux/Dauphiné, Ⓞ vor 1700 Jacqueline Jacquemar  
 Ⓞ 1730 Barthelmi Philippe von Wurmberg
- Ehefrau des Jean Bertalot  
 G, Ehefrau des Jaques Guillaume Thierry  
 G, R, du lieu d'Esprenet en Dophiné, zog nach Offenbach a. M.  
 M, V Guillon, Apotheker  
 G, S, Ⓞ 1702 Elisabeth Prieur, V Gy, Guis
- G, S
- G, von Chardonnet bei Vevey im Waadtland, Ehefrau des Hector Gontard  
 G, R, geb. Die/Dauphiné  
 Ehefrau des Paul Renaud
- G, R, V Lafont  
 von Mannheim, Ⓞ Susanne Lanblin, V Laitbeurre, Lait de Beurre  
 G, Wallone, Ⓞ Marie Perdrix, V Lamblin, Lambling, Lemblain  
 G, R  
 G  
 Ⓞ 1706 Louise Le Sene  
 G, S, Ⓞ 1715 Marguerite Olive, V de Sene  
 G, Ehefrau des Louis Le Maire  
 G, Ⓞ 1715 Louise Olive  
 G, erster Pfarrer von Welschneureut 1700—1712  
 von Langensteinbach, Ⓞ 1705 Elis. Tibaut  
 G, R, geb. Chalancon en Vivarets, zog nach Pforzheim, V Soriol  
 Witwe des David Bellet, Ⓞ 1712 Simon Galois  
 aus Zürich, Ehefrau des Jean Ulrich
- G, R, Ⓞ vor 1700 Isabeau Broc  
 G, S, geb. „Dagi“ bei Romainmotier, K  
 G, R, geb. Languedoc
- Ehefrau des Francois Rouquille  
 G, R, geb. Die/Dauphiné, Ⓞ Jeanne Marmilot, ref. Schulmeister  
 in Mühlburg und Welschneureut, M  
 G, R, geb. Die/Dauphiné, Ⓞ I Isabeau Du Sere, Ⓞ II 1704  
 Marguerite Chandion  
 G, Ehefrau des Bertrand Dufour, V Magnian  
 G, geb. Queyras/Dauphiné, Ehefrau des Abraham N. Baraire,  
 Jean Cotty und Jean Bonnet, vermutlich geb. in Arvieux, V Maurelle,  
 eigentl. Marcellin  
 G, R, geb. Castilion proche de Bourdeaux/Dauphiné, Ⓞ Anne  
 Marion, V Marsche, heute Marsch  
 G, Ehefrau des Samuel Marche, aus dem Kanton Bern  
 G, R, Ehefrau des Pierre Maillet  
 G, R, natif en Gascogne, Ⓞ 1702 Madelaine Maillet, Gerichtsmann,  
 V Maraut, Marod, Maros  
 G, R, geb. Marignac bei Die/Dauphiné, Ⓞ Dorotée Bataillar, M  
 G, natif de Genges en Languedoc, Ehefrau des Jacques Boeuf  
 1. Ehefrau des Jacques Boeuf  
 Ehefrau des Jean Pierre Voiron, V Mayri  
 kam von Neuhengstett, Ⓞ 1745 Lucrece Badevin, Witwe des B.  
 Galandre, V Munier, heute Müller  
 Ⓞ 1711 Anne Marie N.  
 Ⓞ Anne Weil  
 Ⓞ 1707 Marguerite Olivier, zog nach Pforzheim
- Ⓞ 1723 Anne Maria Lachmaier  
 von Knittlingen, Ⓞ 1703 Pierre Canpredon

- Naudin, Simone  
 Nicolas, Pierre  
 Olivier, Antoine  
 Olivier, Louise  
 Olivier, Marguerite  
 Paget, Pierre  
 Pansu, A. Marguerite  
 Pansu, Jacques  
 Pansu, Pierre  
 Paulm, Pierre  
 Pecou, Claude  
 Pecou, Claudine  
 Pecre, Catherine  
 Perret, Louis  
 Pierson, Jean  
 Philippe, Barthelmi  
 Pommeras, Goichi  
 Pommeras, Marie  
 Prieur, Elisabeth  
 Prieur, Jean Francois  
 Racine, Jean Pierre  
 Raymond, Jeanne  
 Resin, Anne Marguerite  
 Resin, Jean Jacques  
 Renaud, Jean  
 Renaud, Paul  
 Rigardiere, Jacques  
 Rouquille, Francois  
 Rouvier, Michel  
 Roy, Francoise  
 Roy, Nicolas  
 Salees, Francois  
 Salees, Jean Pierre  
 Saugnier, Jean  
 Saugnier, Jean Pierre  
 Sauvage, Francois  
 Schanz, Albrecht  
 Schanz, Benedict  
 Scheiterberg, Anne  
 Seret, Estienne  
 Simonet, Madelaine  
 Soriol  
 Stotz, Jean  
 Stotz, Philippine  
 Tardif, Marie  
 Thierry, Jacques G.  
 Tibaut, Elisabeth  
 Tibaut, Jean Pierre  
 Tibaut, Susanne  
 Tonnelier, Henry  
 Ulrich, Jean  
 Vidal, Susanne  
 Vieux, Marguerite  
 Vilco, Anne  
 Voiron Jean Pierre
- aus Nimes, Ehefrau des Pierre Caubet und (II) des Francois Sauvage,  
 V Audin  
 G, R, geb. Die/Dauphiné, zog nach Hildburghausen  
 G, R, V Olive  
 G, Ehefrau des Paul Le Sene  
 G, Ehefrau des Claude Michelin und des Francois Louis Le Sene  
 Ⓞ Anne Calmet, Strumpfweber  
 G, Ehefrau des Francois Louis Crocoll  
 G, R, geb. St. Gervais/Dauphiné, Ⓞ J. Chaillet  
 G  
 G, V Piccou  
 G, Ehefrau des Antoine Bexard  
 Ehefrau des Abraham Dubois  
 aus Bern/Schweiz, Ⓞ 1722 Sophie Blauner  
 Ⓞ 1710 Marguerite Chandion, Witwe des Rene Maillet  
 von Wurmberg, Ⓞ 1730 Marie Graillon, M  
 G, R, V Pommerat, Poumeras  
 G, R, Ehefrau des Estienne Jean, M  
 G, S, Ehefrau des Pierre Guy, V Brieur, Brieux  
 G, geb. Goulion/Frankreich  
 Ⓞ 1712 Jeanne Marie Coucha  
 G, Ehefrau des David Armand  
 von Meckenheim/Pf., Ehefrau des Isaac Barié  
 G, S, V Rehin  
 natif de Dauphiné, Ⓞ 1706 Susanne Vidal  
 Ⓞ I Judith Jean, Ⓞ II 1733 Madel. Borle,  
 Ⓞ III 1735 Susanne Tibaut  
 G, R  
 Bürgermeister  
 G, R, geb. Montelimar/Dauphiné, Ⓞ 1702 Susanne Cauvet (Cau-  
 bet), Ⓞ II 1730 Anne Marie Geseau, V Riviere  
 G, Ehefrau des Jonas Imbert Droz, M  
 G, R, geb. Cotrei bei Lyon  
 G, R, natif de Fortunas en Vivarets  
 G, Kirchenältester  
 G, R, M, geb. Fogeres en Languedoc, Schulmeister, V Saigne,  
 Sangnier, Sagne  
 G, R  
 aus dem Languedoc, Ⓞ 1721 Simone Naudin (Audin)  
 von Niedrichsdorf im Kanton Bern  
 von Niedrichsdorf im Kanton Bern  
 de Morat en Suisse, Ehefrau des Jean C. Bectel  
 Ⓞ 1703 Marguerite Furet, V Ceret  
 G, geb. Quieras/Dauphiné, M, V Simonde  
 siehe Loriol  
 Ⓞ 1713 Anne Furet  
 Ehefrau des Jean Philippe Dubois  
 G, Ehefrau des Francois Armand  
 Ⓞ 1723 Marie Madelaine Gros, V Thierry  
 G, Ehefrau des Pierre Jean L'Orange  
 G, „francois réfugié“, Ⓞ Eve Colomb  
 G, Ehefrau des Nicolas Clour, Tochter des J. P. T.  
 Valet de Cave des S. A. S.  
 aus Zürich, Ⓞ 1730 Isabeau Loup  
 Ehefrau des Jean Renaud  
 Ehefrau des Isaac Cassbon  
 Witwe des Jean Prevo aus Hanau  
 Ⓞ Barbe Meyri

## Die heutigen Stämme französischer Herkunft aus Welschneureut

- Boeuf Stammvater: Jacques Boeuf  
geb. ca. 1660, † Welschneureut 27. 4. 1732  
⊙ I Marguerite Martinet  
⊙ II Jeanne Martinet, geb. Genges/Languedoc  
geb. ca. 1665, † Welschneureut 31. 3. 1702  
Herkunft der Familie: unbekannt, vermutlich Languedoc  
Varianten des Familiennamens: Beau, Bos.
- Clour Stammvater: Clorius Clour  
lebte im Kanton Bern/Schweiz  
Sohn:  
Nicolas Clour  
geb. ca. 1670, † Welschneureut 28. 12. 1724  
⊙ Friedrichstal 27. 6. 1713 Susanne Thibaut  
Herkunft der Familie: unbekannt, vielleicht Welschschweiz  
Variante des Familiennamens: Le Claire
- Crocoll Stammvater: Bernard Crocro  
geb. Sensere ca. 1660  
Sohn:  
Francois Louis Crocoll  
geb. ca. 1684, † Welschneureut 14. 4. 1751  
Schuhmacher, Bürgermeister, Gemeinderat  
⊙ Welschneureut 15. 3. 1715 Augustine Marguerite Pansu (ca. 1687—1775), Tochter des Pierre Pansu und der Jeanne Chaillet  
Herkunft der Familie: „Sensere“/Frankreich (angeblich Sancerre a. d. Loire).  
Varianten des Familiennamens: Crocro, Corco, Grogro (Groscol?)
- Durand Stammvater: Francois Durand  
Schulmeister, Kirchenältester  
⊙ Marguerite Maillet, Tochter des Schulmeisters Pierre Maillet  
Herkunft der Familie: Voiron/Dauphiné
- Gros Stammvater: Paul Gros  
geb. ca. 1670, † vor 1716  
Kirchenältester  
⊙ Marthe Alberge,  
Sohn:  
Jean Pierre Gros  
geb. Offenbach a. M. 15. 1. 1709, † Welschneureut 14. 4. 1772  
⊙ Welschneureut 9. 10. 1736 Anne Schantz,  
Herkunft der Familie: Esprenet/Dauphiné
- Kollum  
Collum Stammvater: Samuel Colomb (Colon)  
geb. Prahins/Welschschweiz 1659, † Knielingen 14. 10. 1729  
Landwirt in Knielingen, Besitzer von Land (1 Portion) in Welschneureut  
⊙ I Jacqueline N. (ca. 1660—1697)  
⊙ II Knielingen 1700 Anna Barbara Kiefer (1660—1730)  
Sohn:  
Johann Jacob Colon  
geb. Knielingen 5. 2. 1702, † ebd. 20. 9. 1748,  
Landwirt, Bürgermeister, Raths- und Gerichtsverwandter in Knielingen,  
⊙ Knielingen 25. 11. 1721 Anna Maria Knobloch (1702—1748)  
Herkunft der Familie: Prahins bei Yverdon/Welschschweiz  
In Knielingen erlosch der Name 1833 mit dem Landwirt, Anwalt, Schultheiß und Deputierten Johann Jacob Colon (1750—1833).  
1749 bzw. 1754 zogen Namensträger C. nach Eggenstein, von wo aus sich die Familie ausbreitete.

Marsch

Stammvater: Samuel Marche  
geb. 1656, † Welschneureut 10. 6. 1713,  
Schumacher, Deputierter, Anwalt, Kirchenältester  
⊙ Anne Marion aus „Molon“ bei Yverdon/Schweiz  
Herkunft der Familie: „Castilion proche de Bourdeaux“/Dauphiné.  
Der Stammvater lebte seit 1687 in der Schweiz, wanderte nach  
Deutschland aus am 30. 8. 1699.

Müller  
(Meunier)

Stammvater: Etienne Meunier  
„natif de Piemont“  
⊙ Marie Salmon von Neuhengstett/Württ.  
Sohn:  
David Meunier  
geb. Neuhengstett 29. 3. 1725, † Welschneureut 13. 10. 1802  
Strumpfweber, Kirchenältester  
⊙ Welschneureut 11. 5. 1745 Lucrece Badevin, Witwe des Barthelmy  
Galandre († 2. 8. 1768)  
Herkunft der Familie: Piemont.  
Variante des Familiennamens Munier. Der Name wurde in Müller  
eingedeutscht.

Renaud

Stammvater: Paul Renaud  
geb. ca. 1690, † Welschneureut 3. 12. 1760  
Leineweber, Bürgermeister  
⊙ I ca. 1715 Judith Jean († 30. 3. 1733)  
⊙ II 29. 10. 1733 Madelaine Borle, Witwe des Jean Louis Durand  
(ca. 1709—1734)  
⊙ III 21. 6. 1735 Susanne Marguerite Tibaut († 23. 3. 1757)  
Herkunft der Familie: unbekannt. Ein Jean Renaud aus der Provinz  
Dauphiné heiratete in Welschneureut am 5. 10. 1705 Susanne Vidal.

## Die Nachkommen der Hugenotten im Raum Karlsruhe

Als sich vor Jahren in der Gewerbeschule Karlsruhe der Schulrat Durand und, unter dessen Schülern, die Namensträger Barié und Collum begegneten, war dieses Zusammentreffen nicht rein zufällig, sondern kennzeichnend für die zahlreichen französischen Familiennamen im Raum Karlsruhe und noch mehr für das Vorhandensein badischer Familien mit hugenottischen Vorfahren.

Der Gewerbeschulrat Durand, ein hervorragender Pädagoge, Sohn eines Handwerksmeisters aus Welschneureut, hatte in seiner Ahnentafel fast ausschließlich französische Familiennamen. Seine Familie, beginnend mit dem Schulmeister Francois Durand, der aus Voiron in der Dauphiné stammte, stellte fünf Generationen hindurch Schulmeister und Lehrer in Welschneureut. Heute sind die Durand, welche vorwiegend als Pädagogen, Beamte und Kaufleute wirkten, mit etlichen Familien in Neureut und Karlsruhe vertreten.

In der Schule wies Durand, in Kenntnis seiner Familiengeschichte und der hugenottischen Einwanderung in Baden-Durlach, stets auf seine französische Abstammung, und besonders auf die seines begabten Schülers Barié hin, der in seiner äußeren Erscheinung und Wesensart als typischer Vertreter eines Südfranzosen gelten konnte.

Zu den heute volkreichsten Stämmen hugenottischer Herkunft zählen die in Friedrichstal und von dort in einige badische Städte und Dörfer zugezogenen Barié, von denen viele als Beamte, einige als Ärzte und Juristen und einige als Handwerksmeister hervortraten.

Aus der jüngsten Zeit sind zu erwähnen vier Gebrüder Barié: Dr. jur. Günther Barié, Direktor der Mercedes-Automobilwerke in Mannheim, Dr. med. Helmut Barié in Bad Kissingen, Ernst Barié, Regierungs-Baudirektor in Heidelberg und Dr. Werner

Barié, früher Privatdozent an der Universität in Heidelberg. In Lörrach amtiert der Pfarrer Dr. Helmuth Barié, Sohn des aus Friedrichstal stammenden Buchdruckereibesitzers Willi Barié in Sinsheim/Baden.

Auch aus den Familien Barié ist ein Pädagoge zu nennen: Konrektor Friedrich Barié (seine Mutter war eine geborene Calmez), der, wie eine Zeitung berichtet hat, mit viel Erfolg die Jugend in Plankstadt bei Schwetzingen unterrichtet hat und als Kirchenchorleiter und Organist viele Jahre der evangelischen Kirchengemeinde diente.

Erst jetzt wurde der Verfasser mit einem in der benachbarten Pfalz verbliebenen Zweig des Stammes Barié bekannt: der aus Höningen stammende Kaufmann Heinrich Barie hatte drei Söhne: Rolf Barie, Amtsgerichtsrat (gefallen im 2. Weltkrieg), Heinz Barie, heute Steuerrat in Ludwigshafen und Paul Barie, heute Studiendirektor in Landau. In Staat, Verwaltung und Industrie wirken heute die Namensträger Barié an verantwortlicher Stelle. Fleiß und Begabung sind die charakteristischen Merkmale dieser Hugenotten-Nachkommen. Auch aus dem heute mit vier Familien vertretenen Stamm Boeuf aus Neureut sei ein Rektor genannt, der in Karlsruhe tätig war, und dessen Sohn heute als Grenzbeamter an der Schweizer Grenze lebt. Bekannt ist auch der Gartenbaubetrieb Boeuf in Neureut.

Ein bewährter Pädagoge in einem Karlsruher Gymnasium ist heute Studiendirektor Heinrich Gros jr., der einer angesehenen Welschneureuter Hugenottenfamilie entstammt. Sein dem Verfasser noch persönlich bekannter Vater, der Reichsbahn-Inspektor Heinrich Gros, hatte sich mit viel Liebe und Idealismus der Hugenottenforschung in seinem Heimatort angenommen. Leider hatte er sein in einem langen Leben erworbenes Wissen nicht schriftlich niedergelegt.

Von Bedeutung sind auch die Betriebe aus der Familie Gros in Neureut: der moderne

Ledro-Markt, gegründet von dem Kaufmann Rolf Gros und das Kies- und Sandwerk Heinrich Gros. In Neureut (und Karlsruhe) sind die Gros heute zumeist als Kaufleute tätig, einige arbeiten als Handwerksmeister und als Beamte.

Der Name Crocoll ist in Neureut und Karlsruhe noch zahlreich vertreten. Aus diesem Stamme hugenottischer Herkunft sind die meisten Namensträger als Handwerker, einige als Kaufleute tätig. Der Landesforstmeister Adolf Crocoll in Karlsruhe vertritt den Beamtenstand. Ein von Welschneureut ausgehender Zweig der Familie kam sehr früh in die Pfalz (Rockenhausen) und trägt den Namen Grogro. Bekannt ist ein Dekan Grogro aus Zweibrücken, der vor etlichen Jahren den einstigen Wohnsitz seiner Vorfahren im Badischen besuchte.

Nur noch wenige Familien Marsch (Marche) aus Neureut gibt es heute noch. In Rastatt lebt der Oberlehrer i. R. Karl Marsch; dessen Sohn wohnt in Neureut, ebenfalls die Enkel Hans Peter Marsch, Polizeibeamter und Wolfgang Marsch, Kaufmann. In Berghausen bei Karlsruhe ist der aus Neureut stammende Betriebswirt Albert Marsch zu Hause, während der Kaufmann Eugen Marsch in Neureut geblieben ist, wie auch Ludwig Marsch, der wie der in Castillon bei Bourdeaux (Dauphiné) geborene Stammvater Samuel Marche den Schuhmacherberuf ausübt.

Von den Renaud in Neureut werden noch zwei Familien erfaßt: Karl Renaud, Schreiner, dessen Sohn Walter Renaud, Bautechniker in Neureut und Arthur Renaud. Der Gärtner Emil Renaud ist im Zweiten Weltkrieg gefallen. Von einem im 18. Jahrhundert von Welschneureut nach Polen ausgewanderten Renaud bestehen heute noch Nachkommen, welche zum Teil als Volksdeutsche vertrieben wurden. Davon sind derzeit bekannt eine Familie Rinno in Emsdetten und ein Dr. Helmut Rinno in Lorschbach. Die wenigen Namensträger Clour in

Neureut sind zumeist dem Handwerkerstand zugehörig. Ein Richard Clour, der einzige hoffnungsvolle Sohn des Ratsschreibers Heinrich Clour in Neureut, ist leider im letzten Krieg im Felde geblieben.

Der Stamm Kollum (Collum), heute aus 20 Familien bestehend, stellt z. Z. vorwiegend Handwerksmeister, Beamte und Kaufleute. In Eggenstein gründeten Namensträger Kollum u. a. das frühere Gasthaus „Zum Deutschen Kaiser“, einen Gartenbaubetrieb und eine Betonsteinfabrik. Gründer der Fabrik war Heinrich Kollum (1880—1960), dessen Mutter, eine geborene Gorenflo, der bekannten Friedrichstaler Hugenottenfamilie entstammte. Heute leitet den Betrieb dessen Enkel Klaus Kollum, Betonwerkmeister und Fabrikant in Eggenstein. Berühmt ist der 1914 in Leipzig geborene und in Dresden und Berlin wirkende Dirigent, Komponist und Organist Professor Herbert Collum, dessen Großvater in Eggenstein geboren wurde.

An dieser Stelle sei erwähnt, daß sich unter den Trägern der mit einem Ehrensold verbundenen höchsten badischen Tapferkeitsauszeichnung in der Karl-Friedrich-Ordensgemeinschaft für Baden zwei Nachkommen von Hugenotten befinden: Ludwig Kollum (1881—1966), Städtischer Beamter und (ehrenhalber) Leutnant der Landwehr, ein Enkel der Elisabeth Bleumortier aus der einst bedeutenden französischen Familie (de) Bleumortier, und Friedrich Dümas in Karlsruhe-Durlach. Beide standen jahrelang in Frankreich im Felde.

Der Stamm Dümas oder Dumas, im 19. Jahrhundert in Karlsruhe-Durlach zugezogen, besteht heute aus vier Familien. Der obengenannte Friedrich Dümas hat drei Söhne: Otto Dumas, Architekt; Alfred Dumas, der ein Modengeschäft in Karlsruhe-Durlach führt (Dumas-Moden) und Gerhard Dümas, Optiker und Geschäftsinhaber in Durlach.

In dem bis 1803 kurpfälzischen Dorf Weingarten im Landkreis Karlsruhe, das während der Einwanderungszeit der Hugenotten einige Hugenottengeschlechter beherbergte, blüht heute noch der Stamm Robin, der auf den Küfermeister Pierre Robin zurückgeht. Seit Generationen ist in dieser Familie der Beruf des Metzgermeisters Tradition. Der Metzgermeister Friedrich Robin, Sohn eines Metzgers Louis Robin, hat zwei Söhne: den Metzgermeister Walter Robin und den Elektromeister Günther Robin. Ein von Weingarten stammender Metzgermeister Robin lebt in Friedrichstal.

Eine ähnliche Tradition hat die Eggensteiner Familie Demarez aufzuweisen, denn alle männlichen Angehörigen dieser Linie, beginnend mit dem in Friedrichstal geborenen David Demaret (1776—1844), welcher in Eggenstein als Metzger und Gastwirt „Zur Rose“ tätig war, haben die Berufe des Metzgermeisters und Gastwirts zusammen ausgeübt. Die Gaststätten „Rose“, „Badischer Hof“, „Adler“ waren im Besitz der Familie. Der in Friedrichstal erst in jüngster Zeit erloschene Name (ursprünglich vielleicht de Marais) wird in Eggenstein heute von zwei Familien getragen. Heute ist das „Lamm“ im Besitz der Demarez und gilt wie früher die „Rose“ als bestrenommiertes Gasthaus. — Die Nachkommen des Friedrichstaler Schulmeisters, Bürgermeisters, Gerichtsmannes, Kirchenältesten, Landwirts und Tabakpflanzers Abraham Dupuis, eines Franzosen von hoher Bildung, leben heute vorwiegend in Leopoldshafen, Eggenstein und Linkenheim. Sie sind zumeist als Handwerker und in technischen Berufen tätig.

Besondere Bedeutung hat die Familie Borell (Borel) erlangt. Sie stellte viele Persönlichkeiten, welche sich in der Gemeinde- und Forstverwaltung, als tapfere Soldaten und Offiziere, sowie als tüchtige Handwerksmeister auszeichneten. Stammvater der Familie ist Jean Borel (1675—1752), Anwalt, Bürgermeister und Tabakpflanzler in Fried-

richstal. Namentlich genannt seien folgende Angehörige dieses Stammes: der Bürgermeister und Akzisor Albert Borell, welcher als Feldwebel im Dt.-Frz. Krieg 1870/71 wegen Tapferkeit ausgezeichnet wurde. Er war Mitbegründer und langjähriger Vorstand des Militärvereins im Ort<sup>30</sup>). Zwei Söhne von ihm, Wilhelm Albert Borell und Max Borell, waren jahrzehntelang Bürgermeister ihrer Heimatgemeinde Friedrichstal und haben sich während dieser Zeit große Verdienste erworben.

Ernst Borell, Oberleutnant und Kompanieführer beim Leib-Gren.-Rgt. 109, gefallen 1915 in Frankreich. Hauptmann Max Borell, gefallen 1943 als Fluglehrer beim Absturz seines Flugzeuges in Cognac/Frankreich. Johann Borell, Großhzgl. Hofjäger in Hagsfeld. Dessen Sohn Ludwig Borell war Hauptlehrer und Dirigent des Gesangvereins in Gochsheim (1882—1886). (In Friedrichstal war ein Wilhelm Ludwig Borell Vorstand des Gesangvereins „Liederkranz“.) Ein Enkel des Johann Borell war Professor Dr. Hermann Borell († Löffingen, Schwarzwald). Ein Rektor i. R. Karl Borell aus Friedrichstal lebt in Söllingen bei Karlsruhe. Bekannt ist die Firma Borell & Co., Roh-tabake, in Friedrichstal. Heute sind die B. überwiegend als Handwerksmeister tätig.

Die Stämme Calmez und Thibaut aus Friedrichstal bestehen heute aus jeweils zwei Familien. Ein Namensträger Thibaut lebt in Graben im Landkreis Karlsruhe. Der Name Thibaut ist wie manch anderer Friedrichstaler Familienname der Vergangenheit und Gegenwart heute noch in der benachbarten Rheinpfalz, einem für die Hugenottenforschung besonders ergiebigen Land, heimisch. Bekannt ist das Musikhaus Thibaut in Karlsruhe und Landau. Die Friedrichstaler Giraud, in zahlreichen Familien vertreten, sind derzeit überwiegend als Handwerksmeister und Kaufleute tätig. Von Friedrichstal ausgehend gibt es in Blankenloch und Karlsruhe einige Familien Giraud.

Der Stamm Gorenflo in Friedrichstal ist wie früher noch sehr volkreich. Die Familien, die den Namen des Mitbegründers des Dorfes und hervorragenden ersten Schultheißen tragen, wohnen zumeist in Friedrichstal und Karlsruhe. Nur einige Namensträger sollen namentlich genannt werden: der Pfarrer i. R. Gerd Gorenflo, der Pfarrer Eugen Gorenflo (in Kreuzlingen/Schweiz), der Kirchen-Amtmann Günther Gorenflo, der Ingenieur Dr. Dieter Gorenflo, der Arzt Dr. Walter Gorenfos (der seinen Namen abändern ließ), der Oberstudienrat Gottfried Gorenfos in Emmendingen, der Bundesbahn-Amtmann Bertold Gorenflo, der Bundesbahn-Amtmann Karl Gorenflo und der Ingenieur Gustav Gorenflo, der verdienstvolle Genealoge.

Nicht mehr so zahlreich vertreten ist der frühere Hauptstamm Herlan in Friedrichstal, aus dem einige Handwerksmeister und Ingenieure hervorgingen. In der nahen Stadt Karlsruhe ist der Name heute stärker vertreten als in dem Herkunftsort Friedrichstal. Aus den Karlsruher Familien Herlan sind bedeutende Persönlichkeiten in Staat, Verwaltung und Industrie in Erscheinung getreten. Vor allem sind folgende Betriebe zu nennen: die Maschinenfabrik Herlan & Co., das Modegeschäft Herlan, der Gartenbaubetrieb Heinrich Herlan und der Textilimport Erich Herlan. Namentlich bekannt sind der Bundesanwalt Wilhelm Herlan und der Arzt Dr. rer. nat. Albert Herlan.

Eine überragende Bedeutung hatte auch früher die vermutlich zum gleichen Stamm gehörende Hugenottenfamilie Herlan in Preußen (Schwedt). Dem Verfasser liegt eine Mitteilung vor, wonach ein Herlan (zu Harlan/Harlang umgewandelt) die erste Tabakfabrik in Preußen gegründet habe und die Familie zu großem Reichtum aufgestiegen sei. In Büchern über Schwedt, die nach dem 2. Weltkrieg erschienen, werden die Herlan oder Harlan als „Kapitalisten“ hingestellt.

Eine ähnliche Bedeutung wie die Friedrichstaler Herlan haben auch die aus dem gleichen Orte kommenden Familien Lacroix, die heute in Friedrichstal und Karlsruhe leben. Die zu diesem Stamm, ursprünglich wohl französischer Adel, gehörenden Namensträger haben durch Fleiß, Unternehmungsgeist und Geschick etliche Betriebe gegründet, an erster Stelle sei die weit bekannte Friedrichstaler Zigarrenfabrik Lacroix, ein Familienunternehmen mit alter Tradition, genannt. In Friedrichstal und Karlsruhe gibt es heute einige Handwerksbetriebe, die den Namen Lacroix tragen. —

Auf Schritt und Tritt begegnet man heute im Raum Karlsruhe französischen Familiennamen<sup>31)</sup>. Bei staatlichen Behörden und auf Firmenschildern stößt man auf die Namen von Hugenotten-Nachkommen. Kaum jemand, der diese Namen liest oder ausspricht, denkt an das außergewöhnliche Schicksal der Vorfahren dieser Namensträger, jener besten Söhne Frankreichs, die in Deutschland ihre neue Heimat fanden.

Auch wenn bei diesem, mit Absicht kurz gefaßten Bericht über die Nachkommen der nach Baden-Durlach eingewanderten Glaubensflüchtlinge bei einigen Familien nur die bedeutendsten Persönlichkeiten Erwähnung fanden, so kann doch als Resümee festgestellt werden: die Zuwanderung der Hugenotten nach Baden-Durlach hat sich auf das Land bis auf die heutige Zeit nur vorteilhaft ausgewirkt, denn die Leistungen der fremdländischen Kolonisten, wie auch ihrer Nachkommen sind von auffallender Bedeutung und von erstaunlicher Konstanz.

### Anhang I

Verzeichnis der Hugenotten in Auerbach, Kleinsteinbach, Langensteinbach und Pforzheim<sup>32)</sup>

#### *Auerbach*

1709	1719
Adriam, Pierre	Adrian, Pierre
Ailliaud, Jean	Ailleau, Jean
Baudouin, Pierre	Badovin, Witwe

Bonnet, Jean  
 Borel, Estienne  
 Boudemon, Jean  
 Clauel, Francois  
 Clements, Alexandre  
 Clements, Daniel  
 Ducros, Jean  
 Fort, Marc  
 Fourny, Antoine  
 Gay, Jean  
 Gay, Jean  
 Gay, Pierre  
 Guerin, Daniel  
 Martin, David  
 Mayallon, Paul  
 Pez, André  
 Puy, David  
 Rivier, Alexandre  
 Vial, Jean  
 Vincon, Michel

Bonnet, Jean  
 Cavel, Francois  
 Clement, Alexandre  
 Dusson, Lazare  
 Fort, Witwe  
 Fourny, Antoine  
 Gachet, Jaques  
 Gay, Jean  
 Gay, Witwe  
 Gueriment, Francois  
 Gueriment, Pierre  
 Guerin, Daniel  
 Laurens, Noé  
 Martin, Jaques  
 Mayasson, Paul  
 Pez, André  
 Puy, David  
 Rainau, Jean  
 Rivier, Alexandre  
 Vial, Witwe (Sial)  
 Vincon, Michel

*Kleinsteinbach*

1709  
 Barat, Jean  
 Beaumin, Jean  
 Brun, Estienne  
 Brun, Estienne  
 Brun, Jean  
 Gai, Pierre  
 Roul, Estienne  
 Sezane, Michel  
 Sezane, Michel  
 Sinqest, Jean  
 Talmon, Estienne  
 Talmon, Jean  
 Tron, Jaques  
 Tron, Jean

1719  
 Baral, Jean  
 Bonin, Jean  
 Bonin, Pierre  
 Brun, Estienne  
 Brun, Estienne  
 Cezane, Michel  
 Cinquet, Jean  
 Roll, Estienne  
 Roll, Jean  
 Talmont, Jean  
 Troun, Catharina  
 Wwe.  
 Troun, Jaques  
 Troun, Pierre  
 Troun, Thomas

*Langensteinbach*

1709  
 Agnaud, Barthelemy  
 Agnaud, Pierre  
 Carles, Jean  
 Gachet, Estienne  
 Guirement, Pierre  
 Orange, Claude  
 Orange, Pierre  
 Palin, Pierre  
 Rivier, Jean

1719  
 Ailleau, Jean  
 Adrian, Pierre  
 Dusson, Lazare  
 Gachet, Jaques  
 Gueriment, Francois  
 Gueriment, Moysse  
 Gueriment, Pierre  
 Laurens, Jeremie  
 Laynau, Bartholemy  
 Laynau, Jean Erben  
 Laynau, Pierre  
 Lorange, Pierre  
 Mayasson, Paul  
 Pallin, Pierre

*Pforzheim*

1709

Aischer, Alexandre	Lacoste, Hyeronimus
Barnier, Pierre	Loriol, David
Cavayer, Pierre	Michelin, Claude
Curnex, André	Rousson, Pierre
Jean, Paul	Tholousan, Jean

**Anhang II**

**Der Brief des englischen Königs Wilhelm III. an den Markgrafen von Baden-Durlach vom 15. 11. 1698, aus dem Lateinischen übersetzt.**

Wilhelm III., von Gottes Gnaden König von England, Schottland, Frankreich und Spanien, Verteidiger des Glaubens, grüßt den hochberühmten und erhabenen Fürsten, Herrscher, Markgrafen von Baden und Durlach, unseren sehr lieben Verwandten und Freund.

Hochberühmter und erhabener Fürst, sehr lieber Verwandter und Freund! Jenes sehr harte Schicksal, von dem einige Jahre hindurch fast unzählige aus Frankreich in die Verbannung vertriebene Protestanten heimgesucht werden, ist Eurer Hoheit nicht verborgen geblieben, und wir glauben, niemand ist so sehr von Menschlichkeit entfernt, daß er durch das so große Unglück dieser Menschen nicht sehr bewegt wird. Vor allen übrigen aber scheinen besonders die in äußerster Not zu sein, die wegen der räumlichen Nachbarschaft in die Landstriche der Schweiz in größerer Zahl gegangen sind. Da die Beschaffenheit dieses Landes kaum ausreicht, länger eine so große Menschenmenge zu fassen und auszuhalten, und da ihnen selbst nur der Trost bleibt, der von den Fürsten und Brüdern in christlicher Nächstenliebe geleistet wird, bitten wir Eure Hoheit hiermit inständig, wie durch Herrn Jakob de Bariac, Markgraf de Rohegude, und Herrn Friedrich de Loriol de la Grevilliere, persönlich dargestellt werden wird, Ihr möget selbst, in Anbetracht Eurer hochgerühmten Liebe und Güte gegen Unglückliche, den

wegen ihrer Religion heimgesuchten und leidenden Menschen die Hand reichen, allen, die die so schreckliche Zeit der Verfolgung in Euren Machtbereich gebracht hat, Zuflucht gewähren, alle aber, die allenthalben in Europa umhergetrieben werden, mit Eurer Güte umfassen, und schließlich durch Euren Einfluß und Eure Ermahnungen bei den Untergebenen und Nachbarn bewirken, daß sie sich nicht weigern, durch öffentliche Geldsammlungen und auf jede andere Weise, wie sie nur können, denen, die das Äußerste erleiden, Trost zu spenden, was wir und die Vereinigten Belgischen Stände auch nach unseren Möglichkeiten tun werden. Indem wir nicht das geringste Bedenken haben, daß Eure Hoheit ein dem allmächtigen Gott sehr wohlgefälliges und vor den Menschen hochgelobtes Werk eifrig fördern wird, empfehlen wir Euch dem Schutz unseres höchsten Gottes von Herzen.

Gegeben an unserem Hof in Haag am 15. November im Jahre des Herrn 1698 und im 10. Jahr unserer Regierung.

Euer Verwandter und Freund  
König Wilhelm

1) Briefliche Mitteilung von Herrn Heinrich Cobet in Frankfurt.

2) Gewerbetreibende Hugenotten waren vor allem bei Neureut etabliert, da sie aber keine Existenzmöglichkeit sahen, zogen die meisten bald wieder weiter.

3) Was soll man dazu sagen, wenn Nachkommen Welschneureuter Hugenotten nach Piemont reisen und feststellen, daß ihr Familienname dort nicht mehr vorkommt? Man hat in jüngster Zeit in Neureut Straßenbezeichnungen „geschaffen“ wie z. B.: Henry-Arnaud-Straße, Schönenbergstraße, Pralistraße und Petrus-Walduß-Straße. Parallel dazu trägt man dort anläßlich eines Vortrages über die Waldenser ein Gedicht vor, in dem der Markgraf, der die Waldenser ins Land gerufen hatte, ohne Widerspruch den Namen Karl Friedrich erhielt (anstatt Friedrich Magnus). In einer Zeitung (BNN vom 17. 8. 1973) heißt es in dem Artikel „Aus der Geschichte einer Hardtgemeinde“: „Markgraf Karl Magnus siedelte im Süden des Ortes Neureut 1699 58 Waldenserkolonien an. Diese Familien stammten aus der Landschaft westlich von Turin und wurden wegen ihres ev. Glaubens vertrieben. Sie erhielten einen eigenen Pfarrer

und eine Kirche, die Waldenserkirche...“ Es lohnt sich nicht auf diese und ähnliche lapidaren Falschmeldungen einzugehen. Auf diese Weise läßt sich wohl eine Geschichte machen, aber nicht Geschichte!

4) Die Sprache langue d'oc war die Sprache der Poesie in Europa und die schändliche Vernichtung der Albigenser und jener glanzvollen Epoche wurde mit dem Untergang der griechischen Kultur verglichen.

5) Die Kolonie bei Langensteinbach hieß Neusteinbach und Welschsteinbach. In der 1970 erschienenen, umfangreichen Ortsgeschichte „Langensteinbach, das einstige Fürstenbad“, wird die einstige französische Kolonie nicht erwähnt.

6) Die Kirchenregister der ehemaligen Kolonien Langensteinbach, Auerbach und Kleinsteinbach lagern im ev.-ref. Pfarramt zu Münchenhausen/Hessen und bilden den Vorspann des Kirchenbuches der Kolonie Todenhausen. Dies wurde dem Verfasser nach langem vergeblichen Suchen von einem Mitglied des DHV brieflich mitgeteilt.

7) Im Einwohnerverzeichnis der Stadt Durlach 1689—1717 ist nur Johann Gottfried Cleaupin, der aus der Champagne stammte und 1699 als Durlacher Bürger angenommen wurde, hugenottischer Herkunft. Der Stamm Cleaupin ist heute noch in Grünwettersbach bei Karlsruhe zu finden.

8) Den richtigen Weg beschritten hat der verdienstvolle Herausgeber der „Badischen Ortssippenbücher“, A. Köbele in Grafenhausen bei Lahr. Diese Buchreihe zur Familien- und Bevölkerungsgeschichte badischer Dörfer und Städte ist vorbildlich.

9) Die Angaben über die Herkunft der Familie Gorenflo und über den Aufenthalt in der Pfalz verdanke ich Herrn Ingenieur Gustav Gorenflo in Friedrichstal, der in Frankreich beachtliches Material gesammelt hat.

10) Bereits im Jahr 1663 hatten Waldenser aus Lucerne in Mörlheim/Pf. Privilegien erhalten.

11) Der Bürgermeister der damaligen Zeit entspricht etwa dem heutigen Gemeinderechner.

12) Briefwechsel des Verfassers mit Herrn Reinhart Hundrieser, 1 Berlin 33, Boltzmannstr. 27. Herr Hans Wendt, 1 Berlin 37, Claszelle 73 ist im Besitz einer umfangreichen Kartei uckermärkischer und hier besonders hugenottischer Familien.

13) Aus der Welsch-Schweiz kamen nach Friedrichstal die Clour, Giraud, Jacot und Motet. Der Stamm Clour (auch Le Clair) besteht heute noch in Neureut.

14) Die Schreibweise De Marais bringt auch Hermann Jacob in der Einleitung seiner Schrift „Listes de Réfugiés vers 1700 dans le Margraviat de Baden-Durlach“.

15) Das südfranzösische Element in der Kolonie Friedrichstal war gering. Aus den südfranzö-

zösischen Provinzen kommen die Barié, Bonnet, Borel, Gagnol, Jouvenal, Sezanne (Cezanne) und Simonet. Eindeutige Belege finden sich jedoch bei den Barié und Simonet nicht. Das Friedrichstaler Kirchenbuch liefert leider nur spärliche Angaben über die Herkunft, bzw. Geburtsorte der Siedler. Man hat den Eindruck, als ob dies mit Absicht geschah, nämlich aus Furcht vor Frankreich, das damals die benachbarte Pfalz besetzt hielt.

<sup>16)</sup> Der richtige Name lautet vermutlich: Madelaine Gorenflo.

<sup>17)</sup> Die Ursache für die geringe Anzahl französischer Familiennamen bzw. Hugenottengeschlechter besteht vor allem in dem Aderlaß der Auswanderung nach Nordamerika im 19. Jahrhundert. O. Horning hat in seinem Verzeichnis der Auswanderer von Friedrichstal allein 66 männliche Auswanderer oder Familien mit französischen Namen festgestellt, welche nach Übersee gingen: Barié (7), Bonnet (2), Borel (1), Bouquet (1), Corbeau (1), Demarez (1), Giraud (2), Gorenflo (23), Herlan (8), Lacroix (11), Laux (1), Roux (1), Terras (3), Thibaut (4).

<sup>18)</sup> Welschneureut wurde 1935 mit Teutschneureut zu der Gesamtgemeinde Neureut vereinigt. Seit dieser Zeit besteht die selbständige politische Gemeinde Welschneureut nicht mehr. Das kirchliche Leben blieb jedoch getrennt. Pfarramt und Kirche tragen den Namen Neureut-Süd.

<sup>19)</sup> Heinrich Gros: „Geschichtliches über die Waldensergemeinde Welschneureut“, i. d. Festschrift „Zur 250-Jahrfeier der Waldensergemeinde Neureut-Süd (früher Welschneureut)“, 1951, Seite 4—10.

<sup>20)</sup> „Pfarrerbuch der evang. Kirche Badens“, Teil I. von D. H. Neu (Lahr 1938). Daraus wurde zitiert. Die Überschrift zu dem Verzeichnis der Pfarrer von W. Neu stützt sich dabei auf die Schrift von Askani „Welschneureut“ (1924), in welcher dieser sogar drei Gemeinden in Piemont namentlich nennt, aus denen die Kol. stammen sollen. Da er keine Quelle angab, bleibt diese Behauptung, welche seither immer wieder abgeschrieben wurde, ohne Beleg.

<sup>21)</sup> Liste de Réfugiés vers 1700 dans le margraviat de Bade-Durlach, veröffentlicht von Hermann Jacob in „Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français“, Jahrgang 1934, Paris 1934.

<sup>22)</sup> Es gab zwei Stämme Durand in Welschneureut: aus Voiron/Dauphine und Villiere/Champagne, zwei oder drei Stämme Maillet und vermutlich zwei verschiedene Renaud.

<sup>23)</sup> Nach einer Notiz im Welschneureuter Pfarramt.

<sup>24)</sup> Nicht berücksichtigt ist dabei David Meunier, Gründer der noch bestehenden Familien Müller in Neureut und Karlsruhe, dessen Vater Estienne M. aus Piemont gebürtig war. David M. kam um 1745 aus Neuhengstett nach Welschneureut, wo er im gleichen Jahr heiratete. Ferner

wird nicht mitgezählt C. H. Gallutchi aus Italien, der 1727 heiratete und nur kurz hier wohnhaft war.

<sup>25)</sup> F. Askani „Welschneureut“, Seite 48.

<sup>26)</sup> Aus dem Languedoc stammten vermutlich Jeanne D'arbre, Jacques Boeuf, Jean Pierre Salees und Jean Pierre Saugnier; aus der Welschschweiz Pierre Brun, Abraham Droz, und Jonas Imbert Droz; aus der Guyenne Jacques Caubet und Susanne Caubet; sowie aus Nerac/Gascogne Abraham Nicolas Baraire (Barié).

<sup>27)</sup> Aufschluß über die Herkunft und Geburtsorte weiterer Kolonisten von Welschneureut werden nur noch Einzelforschungen oder Kirchenbücher und Listen anderer Hugenottenkolonien als spätere Wohnsitze einstiger Bewohner Welschneureuts bringen.

<sup>28)</sup> Vgl. z. B. die Akten des Generallandesarchivs Karlsruhe, Spezialia Welschneureut, Conv. 1, 229/74026.

<sup>29)</sup> Für die vorliegende Zusammenstellung wurden die Quellen, besonders das erste Kirchenbuch nach dem Geburtsort bzw. Herkunftsvermerk sorgfältig überprüft. Dabei wurde in vielen Fällen die gleiche Schreibweise wie in den Quellen übernommen.

<sup>30)</sup> In Eggenstein spielten eine ähnliche Rolle die Familien Kollum. Karl K., ausgezeichnet im Dt.-Frz. Krieg 1870/71 wurde 1889 und 1894 zum 1. Vorstand des Militärvereins gewählt. 1906 gründete er einen zweiten Militärverein im Ort. Karl Ludwig Kollum, Geschützführer und ehrenhalber Leutnant der Landwehr, war Höchstausgezeichneter des 1. Weltkrieges. Hermann Kollum, Berufssoldat, Oberleutnant, wurde im 2. Weltkrieg mehrfach ausgezeichnet.

<sup>31)</sup> Die Stadt Karlsruhe beherbergt sehr viele Hugenotten-Nachkommen, welche teilweise aus den früher württembergischen, heute badischen und zum Landkreis Karlsruhe gehörenden Orten Palmbach, Untermutschelbach, Grünwettersbach, sowie aus anderen Gemeinden und Gegenden stammen.

Sie tragen folgende Familiennamen: Allion, Arnet, Barié, Barquet, Barthlott, Billet, Bodié, Bodier, Bonnet, Borel, Borell, Constantin, Crocoll, Debatin, Dumas, Dümas, Dumont, Durand, Gallion, Gay, Girardin, Giraud, Gorenflo, Gorenflos, Goutier, Granget, Gros, Herlan, Jourdan, Konstantin, Lacroix, La Fontaine, Leclerque, Leger, Marquedant, Raquet, Raquet, Soulier, Tourneau, Toussaint, Tron. Einige Familiennamen sind zahlreich in Karlsruhe vertreten, wie Constantin, Crocoll, Debatin, Durand, Gorenflo, Granget, Herlan und Tron.

<sup>32)</sup> Die Listen aus dem Jahr 1709 waren sogenannte Huldigungsverzeichnisse, die anlässlich der Regierungsübernahme des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, dem späteren Gründer der Stadt Karlsruhe, angelegt wurden. Die Familiennamen sind vielfach entstellt, werden aber hier, mit wenigen Ausnahmen, getreu den Quellen unverändert aufgeführt. Von einigen

Kolonisten ist der Geburtsort in den Urkunden aufgezeichnet (Akten des Generallandesarchivs Karlsruhe: Spezialia Mühlburg Amt, Convolut 1). Siehe auch Hermann Jacob: „Listes des Réfugiés vers 1700 dans le Margraviat de Baden-Durlach“.

\*) Eine Fotokopie des Valkenier-Briefes befindet sich im Besitz des Verfassers.

#### Quellen und Literatur

##### I. Ungedruckte Quellen:

a) Kirchenbücher der ev. Pfarrgemeinden Eggenstein, Friedrichstal, Karlsruhe-Knielingen, Neureut-Süd.

b) Akten des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe.

c) Stammtafeln der Familien Bleumortier, Convert und Demarez in Eggenstein, zusammengestellt von W. H. Collum.

##### II. Gedruckte Quellen:

1. Askani, Friedrich, Welschneureut. Karlsruhe 1924.

2. Baral, Heinrich, Woher kamen die deutschen und im besonderen die württembergischen Waldenser?

3. Beuleke, Wilhelm, Studien zum Refuge in Deutschland und zur Ursprungsheimat seiner Mitglieder. Obersicke 1966.

4. Collum, Wolfgang H., Die fremdländischen Protestanten in der Kolonie Welschneureut, veröffentlicht in „Der Deutsche Hugenott“, Jahrgang 1970, Nr. 4 und Jahrgang 1971, Nr. 1.

5. Ders., Die Gründer der Hugenottengemeinde Friedrichstal, in „Der Deutsche Hugenott“, Jahrgang 1971, Nr. 3.

6. Ders., Familiengeschichte Kollum (Collum). Bretten 1971.

7. Fecht, Karl Gustav, Geschichte der Stadt Durlach. Heidelberg 1869.

8. Gros, Heinrich, Geschichtliches über die Waldensergemeinde Welschneureut. Neureut 1951.

9. Hahn, C. U., Geschichte der Waldenser, Stuttgart 1847.

10. Hornung, Oskar, Friedrichstal, Geschichte einer Hugenottengemeinde. Karlsruhe 1949.

11. Jacob, Hermann, Einwohner der Markgrafschaft Baden-Durlach im Jahr 1709. Karlsruhe 1933.

12. Ders., Listes des Réfugiés vers 1700 dans le Margraviat de Baden-Durlach, in „Bulletin“ der „Société de l'Historie du Protestantisme francais“, Jahrgang 1934. Paris 1934.

13. Leger, Jean, Allgemeine Geschichte der Waldenser oder der evang. Kirchen in den Thälern von Piemont. Breslau 1750.

14. Mengin, Ernst, Ursprung und Etymologie des Wortes „Hugenotten“, in „Der Deutsche Hugenott“.

15. Mössinger, Wilhelm, Grötzingen. Grötzingen 1965.

16. Reichwein, Willibald, Knielingen. Ein Beitrag zur Heimatgeschichte. Knielingen 1924.

17. Rommel, Gustav, Kleinsteibach. Kleinsteibach 1951.

\*\* Z. Zt. der Drucklegung erhielt der Verf. von Herrn Klaus Pfeiffer, O.Reg.Rat in Karlsruhe, die frdl. Mitteilung, daß Jean H. Giraud aus Tavannes im Berner Jura (Welschschweiz) stammt und 1695 in Insheim/Pf. Salome Brunk aus Langenbruck/Kt. Basel heiratete.

## Duftende Linden

*Wenn des Mittags der Biene summender Sang  
von der Süße trunken,  
die Lindenbäume erfüllt,  
trägt uns am Abend der Wind,  
wie berauscht von den Blüten —  
betäubenden Duft in die Stube.*

*Ida Pfeifer-Hofmann*

## Buchbesprechungen

**Peter Assion: Weiße, Schwarze, Feurige. Neugesammelte Sagen aus dem Frankenland.** Karlsruhe: Badenia Verlag 1972. 304 Seiten, 21 Abb. im Text, Paperback, 16.80 DM.

Aus dem badischen Frankenland zwischen Neckar, Jagst, Tauber und Main liegt nun erstmals seit über 60 Jahren wieder ein Sagenbuch mit Material vor, das aus mündlicher Überlieferung neu gesammelt und dazu ausführlich erklärt ist. Die Badische Landesstelle für Volkskunde (Freiburg i. Br.) und der ehemalige Landkreis Buchen, vertreten durch Landrat und Kreistag, brachten das Buch gemeinsam heraus.

In seinem Vorwort gibt der Herausgeber zu verstehen, daß durch den zeitbedingten Abstand von Sagen im allgemeinen und von den Sageninhalten im besonderen die Chance zu genauem Sehen, zur distanzierten Beurteilung des überkommenen Erzählgutes besser gegeben sei, als durch wohlmeinendes, unkritisches Mißverstehen. In den weiteren Ausführungen seines Buches wird der Autor dieser Aussage gerecht. Ihn interessieren zwar Sagen aus seiner Heimat: aber nicht aus Lokalpatriotismus, sondern weil er im begrenzten Bereich den theoretischen Grundriß der Sagenbildung besser aufzeigen kann.

Die Einleitung gibt dem volkswissenschaftlichen Laien einen allgemeinen, größtenteils gut verständlichen Überblick über das, was man mit „Sage“ definiert. Im Gegensatz zu den vielen Aufsätzen, Büchern usw., die über das gleiche Gebiet schon geschrieben worden sind, gelingt es Assion auf verhältnismäßig kleinem Raum, über den gegenwärtigen Stand der Erzählforschung (soweit er die Sage betrifft) umfassend zu informieren und die gewonnenen Erkenntnisse auf sein fränkisches Sagenmaterial anzuwenden. Da das Buch auch als Schulbuch verwendet werden soll, stellt die materialreiche Einleitung eine ausgezeichnete Hilfe für den Lehrer dar, der mit seinen Schülern die Gattung „Sage“ behandeln will, während seiner Studienzeit aber nicht oft mit volkswissenschaftlichen Fragestellungen konfrontiert worden ist. Als Germa-

nist lernt man zwar die verschiedenen Gattungen (Sage, Märchen usw.) rein vom Formalen her zu definieren, aber man muß auch fragen, warum und wie eine Gattung entstanden ist und mit welchen Themen sie sich befaßt. Gerade letzteres — das Entstehen und Funktionieren von Sagen — versucht Assion, so gut es im Rahmen seines Buches und nach dessen Konzeption möglich ist, zu durchleuchten. Mißtrauischen Beobachtern der Erzählforschung zeigt er, daß man sich heute nicht mehr um diese oder jene Erzählform um ihrer selbst willen bemüht, sondern versucht, nach sozialen, politischen, historischen und moralischen Hintergründen zu forschen. Damit zeigt Assion die gegenwärtigen Intentionen der Erzählforschung auf (in seiner Einleitung) und gibt gleichzeitig Beispiele dazu (Sagen und dazugehörige ausführliche Einzelkommentare).

Im einzelnen ist das Buch wie folgt aufgebaut: Die Einleitung, in der Probleme der Sagendefinition und Sagenforschung behandelt werden, beansprucht von den 304 Seiten Gesamtumfang 73 Seiten. Es folgen 300 Sagentexte mit zusätzlichen Varianten, nach Gebieten geordnet (hinterer Odenwald, Jagst- und Kochertal, Bauland, Taubertal, Gäu usw.). Dabei fällt auf, daß keine Hexensagen aufgenommen sind, was der Herausgeber jedoch einleitend damit begründet hat, daß Hexensagen noch immer eine sozial schädigende Wirkung ausüben (S. 81). Nach dem 124 Seiten umfassenden Editionsteil folgt der Kommentarteil, der sich über 78 Seiten erstreckt und zu jeder vorne abgedruckten Sage nähere Angaben über Erzähler, Varianten, Verbreitung usw. bringt. Danach folgen 3 Seiten, auf denen die Sagen inhaltlich aufgeschlüsselt werden. 7 Seiten sind den Bildnachweisen und einem ausführlichen Literaturverzeichnis gewidmet, in dem alle früheren Sagenveröffentlichungen aus der gleichen Gegend erfaßt sind.

Alles in allem ein Buch, das sowohl für den Schulgebrauch als auch sonst für den volkswissenschaftlich interessierten Leser zu empfehlen ist.

Inge Weidele

**Peter Scherer: Gute alte Zeit?** Fotografien von Peter Scherer, herausgegeben von Peter Scherer jr., mit Versen von Gerd Schneider. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss Verlag 1974.

Bildbände mit den Reproduktionen alter Fotografien haben zur Zeit Hochkonjunktur: man schätzt den nostalgischen Rückblick in eine nicht allzu ferne, gleichwohl noch kaum verstandene und als Exotikum genossene Vergangenheit der langen Röcke, enggeschnürten Tailen, steifen Zylinder und Pickelhauben. Auch ein jetzt erschiebener Bildband, der Meisterfotografien des Ravensburger „Künstler-Photographen“ Peter Scherer aus den Jahren 1891 bis 1922 vereinigt, ist nicht ganz frei von modischen Tendenzen, und dennoch muß anerkannt werden, daß sich der Herausgeber bei der Bildauswahl und bei Abfassung des einleitenden Textes um ein vertieftes Verständnis seines Bildmaterials bemüht hat: ein Verständnis, das über den vorwiegend ästhetisch interessierten Fotografen weiterführt zu den Objekten seines Bemühens. Peter Scherer, aus dem industrialisierten Rheinland in die „süddeutsche Idylle“ gekommen und anhand Scheffels „Ekkehard“ die Bodenseelandschaft bereisend, hat hier allenthalben „Malerisches“ entdeckt und außerhalb der sterilen Atelier-Atmosphäre, der die meisten seiner Kollegen verhaftet blieben, ins Bild gebannt. Das natürliche, ungestellte Bild aber sieht sich mit heutigen Augen anders an, als es noch sein Erzeuger betrachtet haben mag. Beklemmend wird noch einmal die kleinbäuerliche Welt von einst sichtbar: mit krumm gearbeiteten Frauen auf den Feldern, rudelweise angetriebenen Tiroler „Hütekindern“ auf den „Kindermärkten“ am Bodensee, düsteren, schmutzüberzogenen Dorfstraßen. Und wo der Fotograf der pittoresken Wirkung offensichtlich etwas nachgeholfen und Bettler, Landarbeiter usw. in barmende Positur gestellt hat, resultiert auch daraus eine die ursprüngliche Absicht übersteigende Wirkung und vermittelt einen Eindruck von den Abhängigkeiten der Unterprivilegierten im Wilhelminischen Reich. Das auf dessen Sonnenseite lebende kapitalkräftige Bürgertum und seine technischen, den Wohlstand mehrenden Erfindungen sind mit wenigen aussagekräftigen Bilddokumenten geschickt der

zurückgebliebenen bäuerlichen Welt gegenübergestellt. Das Fragwürdige der von Scherer gesehenen „Idylle“ wird so nicht nur im Titel des Bildbandes angedeutet. Peter Assion

### **Schickele, René: Leben und Werk in Dokumenten.**

Das Oberrheinische Dichtermuseum in Karlsruhe war in diesen Wochen Schauplatz eines bedeutenden kulturellen Ereignisses. Es beherbergte die René-Schickele-Ausstellung, eine einmalige Ausstellung, welche in mühevoller Arbeit von Prof. Dr. Friedrich Bentmann zusammengetragen wurde und einen umfassenden, interessanten Überblick über Leben und Werk Schickeles bot. Prof. Bentmann war es auch, der im Auftrag der Literarischen Gesellschaft (Scheffelbund) Karlsruhe den zu der Ausstellung gehörenden Katalog verfaßte und herausgab. Das Wort „Katalog“ fließt hier schwer aus der Feder, denn was Dr. Bentmann vorlegt, geht weit über den Rahmen eines solchen hinaus. Der Titel „René Schickele — Leben und Werk in Dokumenten“ weist auf das ausgreifende Vorhaben und die Zielsetzung hin, nämlich, die Entwicklung des Menschen und Künstlers Schickele dokumentarisch darzustellen, die Tragik dieses Lebens zu erhellen und nach der Bedeutung zu fragen, die dem Dichter Schickele heute noch zugesprochen werden kann. In diesem Zusammenhang stellt Dr. Bentmann auch mit Recht die Frage, ob Schickele heute überhaupt noch so viel zu sagen hat, daß es die Arbeit einer solchen Dokumentation rechtfertigt. Und er kommt zu dem Schluß: Jeder Schriftsteller ist ein Geschöpf seiner Zeit und mit ihr verhaftet. Aber es gibt Gründe, die Schickele trotz dieser Zeitgebundenheit unsere Aufmerksamkeit sichern sollte: 1. Sein beispielhaftes politisches Engagement und sein nie erlahmendes Bemühen, der Demokratie und der europäischen Verständigung den Boden zu bereiten, 2. Als Elsässer, der schärfer als alle anderen die Bedeutung der Lage seiner Heimat erkannte und um die Mittlerstellung des Elsaß zwischen Deutschland und Frankreich wußte, wurde Schickele zum Vorkämpfer der deutsch-französischen Verständigung. Es war die Tragik seines Lebens, daß er von beiden Seiten so oft und schwer mißverstanden wurde. Um Dr. Bentmann zu zitieren: „Zuletzt bleibt der Mensch

Schickele als tragische Existenz unvergeßlich. Er stand nicht nur zwischen zwei Nationen, sondern auch zwischen zwei Zeitaltern und hat leidvoll das Märtyrerschicksal eines prophetischen Geistes am eigenen Leib erfahren. Diesem Leiden ist er früh, allzu früh erlegen, man darf mit Ludwig Marcuse behaupten: ‚Er braucht die Leser nicht, aber sie brauchen ihn‘.“

Der Inhalt des Buches ist in 17 Abschnitte eingeteilt, die man in folgende Gruppen zusammenfassen könnte:

1883—1904: Herkunft, Vorfahren, Kindheit, Schuljahre, der Straßburger „Stürmer“, Studienjahre, Verlobung und Heirat, Herausgeber der Zeitschrift „Das Neue Magazin.“

1904—1914: Reisen, der Politiker Schickele, die literarischen Arbeiten jener Zeit, Vorahnung des 1. Weltkrieges, Kriegsausbruch

1914—1925: „Hans im Schnakenloch“, Redakteur der „Weißen Blätter“ in der Schweiz, Auseinandersetzung mit den Nachkriegsproblemen 1925—1932: „Das Erbe am Rhein“, „Symphonie für Jazz“, „Die Grenze“, „Himmlische Landschaft“ u. a., eine Periode großen Schaffens

1932—1940: Exil und Tod, „Die Witwe Bosca“, der Lawrence-Essay, „Die Flaschenpost“, „Le Retour“, aus dem Nachlaß („Grand'Maman“, „Der Preuße“), das Vermächtnis, Ehrungen und Würdigungen nach 1945, Elsässische Stimmen.

Diese gedrängte und naturgemäß lückenhafte Zusammenfassung zeigt, daß der Herausgeber mit aller Gründlichkeit dem Leben und Werk des Dichters nachgegangen ist. Er konnte vor allem durch die Witwe Schickeles, Frau Anna Schickele, wertvolle Anregungen erfahren und manches Verschlüttete ans Tageslicht bringen. Frau Schickele, die am 12. 1. 1973 im Alter von 91 Jahren verstorben ist, konnte leider die Ausstellung nicht mehr sehen und das Buch nicht mehr in ihren Händen halten. Weitere Unterstützung erhielt Dr. Bentmann durch das Deutsche Literaturarchiv in Marbach, das den Schickele-Nachlaß verwaltet, durch den Vorsitzenden des René-Schickele-Kreises, Prof. G. Woytt, durch Frau Prof. Madeleine Lang von der Bibliothèque Nationale et Universitaire Strasbourg. Dadurch war es dem Verfasser möglich, auch bisher unveröffentlichte Dokumente zu publizieren. Was an der Dokumentation besonders beachtet, das sind die zahlreichen schriftlichen

Äußerungen und Stellungnahmen der mit Schickele befreundeten Dichter und Politiker, welche jeden seiner Lebensabschnitte um gewichtige Aspekte bereichern. Hier seien genannt: Otto Flake, der Jugendfreund, Friedrich Lienhard, besonders aber Ernst Stadler, der 1914 gefallene Freund und Lyriker, Norbert Jaques, Kasimir Edschmid, Ludwig Marcuse, Oskar Loerke, Friedrich Sieburg. Bedeutende Rezensionen der Werke Schickeles schrieben u. a. Heinrich Mann, Thomas Mann, Kurt Pinthus, C. Santelli, Hans Franck, Anette Kolb, die langjährige Freundin Romain Rollands, Schickele-Forscher Joachim W. Storck, Edschmid, Fritz v. Unruh, Wilhelm Hausenstein. Sehr interessant ist die Verteidigung Schickeles durch den Elsässer Politiker S. Grumbach. Viele in elsässischen und französischen (der Unterschied sei hier erlaubt) Zeitschriften, Zeitungen und Literaturblättern veröffentlichte Aufsätze kommen in ihrer verschiedenen Perspektive zu Wort.

Zusammenfassend sei gesagt: Prof. Dr. Bentmann zeigt sich wieder einmal als exzellenter Kenner der literarischen Strömungen jener turbulenten Jahrzehnte, in die das Leben Schickeles fällt. Durch die Vielfalt der Zeugnisse, zusammengetragen mit dem sicheren Blick des Forschers für das Wichtige, Wesentliche und für das Verständnis des Menschen und Künstlers Schickele Notwendige entstand eine Dokumentation von großer Geschlossenheit. Unverfälscht spricht daraus Schickele zu uns, wird seine Tragik zwischen den Grenzen lebendig und sein großes Leben. „Sein Herz trug die Liebe und die Weisheit zweier Völker.“ Diese Worte trägt die Gedächtnistafel in Badenweiler. Und Kasimir Edschmid, Schickele in langjähriger Freundschaft verbunden, sagte 1952 in einer Ansprache, die er anlässlich der Verleihung des René-Schickele-Preises gehalten hat, u. a.: „Schickele versuchte das zu leben, was einst utopisch schien und was auch erst Wirklichkeit werden wird, wenn einmal ‚der französische‘ wie der ‚deutsche Mann‘ in einer höheren Einheit aufgegangen sein werden. Die Deutschen nannten ihn während des Ersten Weltkrieges Deserteur, die elsässischen Landsleute, die unter Führung Grumbachs von der Schweiz aus den Weltkrieg bekämpften, verteidigten ihn, indem sie einen nationalistischen Franzosen aus ihm machten.

Er war beides nicht. Er wagte nur, ein Europäer zu sein und mit Tapferkeit, brav, ehrlich und männlich, zwischen den Schlachten Liebe zu predigen, eine feurige Liebe, versteht sich, eine Liebe, in der die dunklen Wälder des Blauen rauschten, in der die Süßigkeit des Vogelweiders und die edle Haltung Riemenschneiders von Deutschland zeugten; und in der auch Frankreich aufblühte, mit den Hüften seine frühen Göttinnen, seinen Säulenheiligen und dem duftigen Mai, in dem die Kathedralen liegen.“ Alle Schickele-Freunde sind dem Herausgeber dankbar, daß durch „René Schickele, Leben und Werk in Dokumenten“ die Worte Edschmids vielfach belegt werden.

René Schickele, Leben und Werk in Dokumenten. Im Auftrage der Literarischen Gesellschaft (Scheffelbund), herausgegeben von Dr. Friedrich Bentmann, Karlsruhe, Januar 1974

L. Vögely

#### Inhaltsbetonte Kleinschriftenreihe.

Da erscheint seit einigen Jahren im J. Fink Verlag in Stuttgart eine Reihe im „Roten Gewand“, die sich speziell mit Landschaftskunde befaßt. Die anderen, die „Grünen Bücher“, haben mittlerweile ihren Weg zu begeisterten Wanderfreunden finden dürfen. Der Zugang zur Öffentlichkeit ist aber diesen Bändchen zu dem vorteilhaften Preis von DM 6.— ebenso sicher. Befassen sie sich doch mit Themen, wie sie schon lange gesucht werden, sind sie keine langweiligen oder langweilenden „Schmöker“, sondern alle in amüsanter Art geschrieben.

Sie teilen sich unter in verschiedene Sachgruppen. So erfahren wir Grundlegendes über den Wein unseres Landes. Michel Anders präsentiert die Weinlandschaft Württemberg. Ebenso stammt aus seiner Feder die Betrachtung über den Wein der Rheinpfalz. Baden soll folgen. Dann wäre eine Gesamtschau der südwestdeutschen Weinlandschaft gegeben. Wie die „Grünen Fink-Bücher“ so befassen sich andere Ausgaben dieser „Roten Reihe“ mit Wanderwegen unserer Heimat. Christoph Groß geleitet durch den Stromberg, Walter Pflüger durch den Kraichgau. Jeweils mit Wanderskizzen, so daß ein Laufen in die Irre nicht vorkommen kann. Unter dem Thema „Leitbilder unserer Stadt“ hat

Fritz Nötzoldt Heidelberg unter die Lupe genommen, Persönlichkeiten vorgestellt, die sich irgendwie mit dieser Stadt identifizieren, mit Friedrich Ebert, Carl Metz, Karl Gottfried Nadler, Henriette Feuerbach, Otto Schmeil, Richard Benz — um nur Namen zu nennen, keineswegs vollgültig, sind doch 18 Biographien gegeben. Burgen unseres Landes, die Schwäbische Alb erwandert von Wilfried Pfefferkorn.

Interesse wecken die Schriften, wenn sie in gedrängter Form Aufschluß bringen über die Geschichte unserer Stadt. Mannheim von Fritz Nötzoldt, eine würdigende Gesamtschau, die den „Seehafen im Binnenland“ in einer allgemeingültigen Fassung von Geschichte und Stadt- leben beschreibt. Als jüngstes Büchlein ist von Robert Bauer die Geschichte der Stadt Neckargemünd erschienen. Ein Weiler wird Reichsstadt, so stehts am Beginn. Es endet in der weitflächigen Landstadt in unmittelbarer Nachbarschaft von Heidelberg, die bis zur Fertigstellung des Büchleins, die Gemeinden Dilsberg und Waldhilsbach eingemeindet. Ein sehr interessantes Detail in der Gesamtgeschichte des kurpfälzer Raumes. Und zum Schluß der Hinweis auf die Reihe ‚Humor unserer Stadt‘, hier Heidelberg als vortreffliche Gabe, geschrieben von Elsbeth Janda, sowie Köln von Günther Imm. Das wären die Bändchen, wie sie mir gegenwärtig vorliegen. Ich möchte das Aufmerken auf sie lenken. Zu dem außerordentlich günstigen Preis von 6.— DM wird hier vorbildliche Landeskunde erworben, wie sie nur selten zu haben ist. Skripta-Reihe: J. Fink Verlag, Stuttgart, Mörikestr. 14.

Heinz Bischof

#### Ein Buch für alle Freunde der Badischen Landesbibliothek

In den Sommermonaten des Jahres 1974 fand in den Räumen der Badischen Landesbibliothek eine Sonderschau statt. Sie zeigte aus dem Bestand der Bibliothek „Kostbare Einbände und seltene Drucke“. Franz Anselm Schmitt, der Ende des Monats Juli in den Ruhestand trat, wollte mit dieser Ausstellung aufzeigen, was die Bibliothek noch besitzt außer jener gängigen Leihliteratur zur Geschichte und Volkskunde, wissenschaftlicher und belletristischer Art. Im Badenia-Verlag in Karlsruhe ist der Katalog erschienen. Ein prachtvolles Schaubuch, das auch

weiteren Kreisen, die nicht die günstige Gelegenheit hatten in Karlsruhe die Originalbände zu betrachten, die Möglichkeit eröffnet, Zugang zur „Schatzkammer der Badischen Landesbibliothek“ zu erhalten. Mit 30 Schwarzweißaufnahmen und 14 farbigen Abbildungen wird hier echte Buchkunst präsentiert. Den Hauptteil des Kataloges bilden je sieben deutsche, französische und italienische Meistereinbände aus dem 16. bis 19. Jahrhundert. Den ältesten Einband von 1553 gestaltete Jörg Bernhardt, Hofbuchbinder des Kurfürsten Ottheinrich. Einmalig ist der reichvergoldete Einband von 1638 mit dem Brustbild König Gustavs II. Adolf von Schweden. In reicher Goldprägung zeigt sich ein Ettaler Klostereinband um 1730. Silbereinbände, Einbände in Lederintarsien, Jugendstileinbände vervollständigen die Auswahl. Handschriften aus dem frühen 13. Jahrhundert stehen am Anfang. Kurzum, ein Bildband, der in seiner Einmaligkeit das Interesse weiter Kreise finden wird. Er mag deshalb hier lobend den Mitgliedern des Vereins „Badische Heimat“ angezeigt sein. Da die Auflage nur klein bemessen wurde, so heißt es schon, sich rasch zu entschließen, will man zu dieser sehr seltenen bibliophilen Gabe kommen. Die Schatzkammer der Badischen Landesbibliothek hat hier zum ersten Mal Einblick gewährt in ihre gewaltige Fülle von Kostbarkeiten und Seltenheiten aus dem Gebiet der Buchkunst. Ein Buch, das mit Stolz den Reichtum dieser staatlichen Bücherei in Karlsruhe präsentiert.

Kostbare Einbände, Seltene Drucke, vorgelegt von Franz Anselm Schmitt; 96 Seiten, mit 30 schwarzweißen und 14 farbigen Abbildungen, einige in echtem Golddruck; Badenia-Verlag, Karlsruhe; DM 34.—  
Heinz Bischof

**Brommer, Hermann: Endingen — St. Peter.** Schnell & Steiners kleiner Kunstführer Nr. 987, München/Zürich 1973.

Zu den beachtenswerten Baudenkmälern des Kaiserstuhls gehört die katholische Pfarrkirche St. Peter in Endingen (Turm gotisch, Langhaus von 1774/75). Erst einmal, und zwar durch Pfarrer Oskar Eiermann, erfuhr sie 1942 eine mehr ikonographische Darstellung. Nun ist dem bekannten Barockforscher Hermann Brommer eine genaue kunstwissenschaftliche Würdigung zu danken. Erstaunlich, welch umfangreiches

baugeschichtliches Material er in dem kleinen Führer verarbeitet hat. Bisher kannte man als Architekten des Langhauses Johann Baptist Häring aus Freiburg. Daß sich aber nicht weniger als fünf Baumeister um den Kirchenbau beworben haben, bringt nun Brommers tiefeschürfende Arbeit an den Tag. Neben Häring waren es die Freiburger Leonhard Wippert und Anton (?) Hirschbühl, dann St. Peters Klosterarchitekt Jakob Natter und schließlich der fürstenbergische Baumeister Franz Joseph Salzmann aus Hüfingen. Die Endinger hätten sich am liebsten für Natters Pläne entschieden. Allein, die von der vorderösterreichischen Regierung zu Freiburg auferlegte Sparsamkeit erzwang die Ausführung des billigsten und auch einfachsten Entwurfes, des überarbeiteten Risses von Häring. In der Tat verdient dieser Kritik, weil er durch die allgemeine baukünstlerische Entwicklung längst überholt war.

Eine Vielzahl wichtiger Angaben finden wir zum Abschnitt „Architekt, Bauhandwerker und Künstler“, die einer umfangreichen Kunstkartei entstammen. Beachtenswert erscheinen mir die Ausführungen zu Häring, Faßmaler Sebastian Nißle, zum Meister der Decken- und Altargemälde Johann Pfunner, vor allem zu den bisher nahezu unbekanntenen Endinger Bildhauern Joseph Amann (1720—96), dessen Sohn Ignaz (geb. 1763), zu Bernhard Löffler (1743—1805) und schließlich zum Orgelbauer Ferdinand Stieffel aus Rastatt.

Die Bebilderung, auf die der Verfasser keinen Einfluß hatte, ist sehr ansprechend, vor allem die farbige Vorder- und Rückseite des Führers. Ungenügend dagegen das Bild des gotischen Petrus über dem Haupteingang (S. 12), von einem Gerüst aus schräg aufgenommen, und die ganzseitige, nichtssagende Aufnahme eines Puttos (S. 14), die selbst als Stimmungsbild keinen Eindruck macht. Insgesamt eine fleißige, die archivalischen Quellen sauber erfassende, aus einem breiten Wissen niedergeschriebene Arbeit über einen Kirchenbau, „der seine über das Lokale hinausgehende kunstgeschichtliche Bedeutung vor allem aus der vom Barock zum Klassizismus überwechselnde Ausgestaltung und der Tatsache bezieht, daß ihn im Breisgau heimische Bauleute und Künstler geschaffen haben.“

Manfred Hermann

## „Das Bestiarium“, eine Zoologie in Versen.

Im vorliegenden, hübsch aufgemachten Buch werden von Christian Baumann in etwa 70, zu meist heiter witzigen Gedichten die Tiere unserer Erde vom Einzeller bis zu den größten Säugern, Elefant und Löwe, dargestellt. Doch bleibt der Autor, der ein versierter Zoologe und Morphologe ist, keineswegs bei der Beschreibung der Tiere stehen, vielmehr bezieht er ihre Lebensäußerungen vielfach auf den Menschen „Tierisches menschlich beleuchtet, Menschliches tierisch erhellt“, lautet denn auch der Untertitel des Buches. Diese beschaulichen Verse sind Vertiefung und Verdichtung des zoologischen Stoffes; sie sind zoologische Gedichte. Der Autor bedient sich eines ausdrucksstarken Sprachstiles. Ja, er versteht es, neue, den Stoff steigernde Worte zu formen, z. B. „Paßgalopp“, „Wedel-

schwimmer“, „Bammelstert“ usw., wie es Bild und Rhythmus ergeben. So dichtet er über den Specht: „Er hackt und packt, er reißt und spleißt, er bohrt und sägt, er feilt und schlägt, er lärmt und rasselt ungeheuer, er knattert wie ein Trommelfeuer.“ In dieser flotten und heiteren Manier ist das ganze Buch geschaffen, mal mehr dichterisch oder realistisch, mal mehr in großen Bezügen oder im Einzelnen und Kleinen gestaltet. Immer aber ist der Stoff fesselnd und die Sprache beschwingt. Ein sehr brauchbares, originelles und liebenswertes Buch, daraus man auch in einer guten Runde vorlesen kann. Eine Menge kleiner, feiner Linolschnitte bereichern das Buch und den Umschlag.

Christian Baumann „Das Bestiarium“, Tiergedichte, 112 Seiten, Pappband mit Umschlag, 1973, Druck Karl Leitz, Furtwangen.

Richard Gäng

## Buchhinweis

**Fluck, Hans-Rüdiger: Arbeit und Gerät im Wortschatz der Fischer des Badischen Hanauerlandes.** Untersuchungen zur Fachsprache am Oberrhein. 576 Seiten, 58 Abbildungen, 14 Karten, Kart. 68,— DM (Forschungen zur ober-rheinischen Landesgeschichte, Band 25).

*Das Buch* ist die erste umfassende sprachwissenschaftliche Arbeit über eine alemannische Fischersprache am Oberrhein. Es stellt die signifikanten fachsprachlichen Strukturen sowie Herkunft, Entwicklung und Verbreitung des spezialsprachlichen Wortschatzes dar. Fluck hat das zugrundegelegte, vorwiegend niederalemannische Sprachmaterial in den Jahren 1969 bis 1972

bei deutschen und französischen Berufsfischern im Raum Kehl—Straßburg direkt erhoben. Außerdem wertet er umfangreiches, bisher unpubliziertes historisches Material aus Akten und Urkunden der Fischerzünfte des Aufnahmegebietes für die Sprachforschung aus. Abbildungen im Text und Photos veranschaulichen die Sachbeschreibungen, 14 Karten zeigen die Stellung der dargestellten Fischersprache im Rahmen deutscher Wortgeographie. Der Anhang verzeichnet die wichtigsten Gewässer- und Fischnamen; ein Wortregister erschließt die Arbeit, deren Material aufgrund des Rückgangs und technischen Wandels der Rheinfischerei bereits heute dokumentarischen Wert besitzt.

## Anschriften der Autoren

Dr. Peter Assion, Freiburg i. Br., Schwaighofstr. 13

Heinz Bischof, Rastatt, Niederwiesen 1

Wolfgang H. Collum, Eggenstein b. Karlsruhe, Theodor-Heuss-Str. 21

Dr. Erwin Dittler, Goldscheuer, Krs. Kehl, Offenburger Str. 4

Hermann Fautz, Überlingen, Emerichstr. 22

Josef M. Fieser, Philippsburg, Skalstr. 53

Dr. Otto Gillen, Karlsruhe 51, Erlenweg 2

Robert Hensle, Mannheim-Feudenheim, Ilvesheimer Str. 81

Lina Kromer, Obereggenen über Müllheim

Dr. Paul Malthan, Freiburg i. Br., Karlstr. 48

Hedwig Salm, Freiburg i. Br., Neumattenstr. 19

Dr. Heinfried Wischermann, Kunstgesch. Institut der Universität Freiburg, Kollegiengebäude III



Heinrich Hansjakob:

# Bauernblut

Erzählungen

14. Auflage 1974, ca. 320 Seiten,

Leinen ca. 18,- DM

*Selbstverlag der Stadt Haslach  
im Kinzigtal*

Vorbestellungen des Buches nimmt ab sofort das Bürgermeisteramt der Stadt Haslach im Kinzigtal, 7612 Haslach i. K., entgegen.

Dieses vielgelesene Buch des Haslacher Volksschriftstellers wird im November 1974 im Selbstverlag der Stadt Haslach im Kinzigtal als zehnter Band der Neuauflage von Heinrich Hansjakobs gesammelten Werken erscheinen. Auch die Neuauflage von „Bauernblut“ wurde von dem kürzlich verstorbenen Hansjakobforscher Franz Schmider besorgt, der das Buch mit vielen wertvollen Anmerkungen versehen hat.

Die Erzählungen von „Bauernblut“ sind nicht nur Meisterstücke der Erzählkunst, sondern auch Fundgruben für die Heimatgeschichte des mittleren Schwarzwaldes und seines Brauchtums.

# MARKGRAF BERNHARD II

2 Bände von Anna Maria Renner

*Band 1:* Eine ikonographische Studie über seine Gestalt in Werken der bildenden Kunst, ein Beitrag zu Hagiographie und Landesgeschichte, DM 13.80

*Band 2:* Quellen zu seiner Lebensgeschichte, DM 21.50

Bedeutung und Wirksamkeit seines Lebens galten damals wie heute über die Grenzen des badischen Bereichs hinaus und haben alle epochalen Wandlungen überdauert.

Verlag G. Braun  
Karlsruhe